



Beiträge und Buchbesprechungen
zur Sachbuchforschung

2005-2009

arbeitsblätter zur Sachbuchforschung

22

www.sachbuchforschung.de
Mainz, Juli 2014

Arbeitsblätter für die Sachbuchforschung #22

Herausgegeben vom Forschungsprojekt Das populäre deutschsprachige Sachbuch
im 20. Jahrhundert und dem Institut für Buchwissenschaft der Johannes Guten-
berg-Universität Mainz, 55099 Mainz

Geschäftsführender Herausgeber David Oels

©

ISSN 2195-285X

Titelblatt Gestaltung: Hanne Mandik

Satz: Angie Timplan

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung der Autorinnen und der Herausgeber unzulässig
und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art,
Übersetzungen und die Einspeicherung in elektronische Systeme.

Vorbemerkung

In den Jahren 2005-2009 entstanden an der Humboldt-Universität zu Berlin und an der Universität Hildesheim Beiträge und Buchbesprechungen zur Sachbuchforschung, die monatlich über den Newsletter versandt und auf sachbuchforschung.de dokumentiert wurden. Für den Tag geschrieben ist der Anspruch dieser Texte doch auch ein systematischer.

In Artikeln wurden aktuelle Erscheinungen und Entwicklungen des Sachbuchs und des Sachbuchmarkts analysiert und im Hinblick auf die Ergebnisse der Sachbuchforschung interpretiert. So entstand ein fortlaufender Kommentar, der mittlerweile bereits historischen Wert hat. Gleichzeitig lassen sich die Artikel aber auch als Forschungsbeiträge lesen, die grundsätzliche Fragen der Sachbuchforschung an einem aktuellen Gegenstand verhandeln.

Die Sachbuchbesprechungen dienen über die Rezension hinaus als Stichproben, über die sich etwas von der Machart des populären Sachbuchs verstehen lässt. Die Idee ist, eine Poetik des Sachbuchs von einzelnen Exemplaren und von exemplarischen faktographischen und dokumentarischen Schreibweisen aus zu entwickeln und den Blick für die Bedingungen und Möglichkeiten des sachlichen Erzählens zu schärfen. Dabei werden auch diejenigen Bücher nicht außer Acht gelassen, die sich in den Randbereichen zur Belletristik bewegen.

Frisch gesichtet wurden Bücher aus den Sachbuchprogrammen deutschsprachiger Verlage. Die Rezensionen gehen gegenwärtigen Tendenzen auf dem Sachbuchmarkt nach und fragen nach der Aktualität der Themen und danach, was Modell, was Mode und was Neuanfang ist. Wiedergelesen werden Bücher, die schon vor Jahren oder Jahrzehnten erstmals erschienen, doch bis heute für den Forschungs- und Diskussionszusammenhang eine Bedeutung haben. Unter Forschungsliteratur finden sich Kurzrezensionen, die im Kontext zweier Ausgaben von *Non Fiktion* entstanden sind.

Mainz im Juli 2014

Beiträge und Buchbesprechungen zur Sachbuchforschung 2005-2009

Inhaltsverzeichnis

1 Artikel

1.1	David Oels und Stephan Porombka 2005: Einstein statt Schiller	8
1.2	Andy Hahnemann Auf der nächsten Welle	9
1.3	Stephan Porombka „Ein ganz und gar literarischer Vorgang“ – Ein Interview mit Thomas Böhm	11
1.4	Andy Hahnemann Mit dem Sachbuch lesen lernen – Heute: Oskar Matzerath	13
1.5	Erhard Schütz Zwischen Können und Sein – Eine »steigerungslogische« Nachlese zu Gerhard Schulze	14
1.6	Annett Gröschner Das Sachbuch als juristisches Problem – Der Rechtsstreit zwischen dem Autor und Verleger Jörg Schröder und der VG Wort	17
1.7	Annett Gröschner Sigrid Löfflers Qualitätssachbücher – Miscelle zur Sachbuchforschung	23
1.8	Sachbuchforschung Sachbuchlektüren 2005 für 2006	24
1.9	Stephan Porombka Wissenschaftsfiktion nach Lehrplan – Wie man über Naturwissenschaften kreativ schreiben kann (und könnte)	27
1.10	Annett Gröschner Das Sachbuch auf der Leipziger Messe	31
1.11	Andy Hahnemann Lob des Unwissens – Ein Interview mit Kathrin Passig	33
1.12	Annett Gröschner Geld zurück, wenns kein Sachbuch ist – Nachrichten aus dem Reich der fiktiven Non-Fiction	41
1.13	Tim Sparenberg Sachbuch und Populäres Wissen im 20. Jahrhundert – Ein Tagungsbericht	43
1.14	Rainer Rutz „...wissensorientiert mit primär privatem Nutzwert“ – Über schnelle Sonderkommandos, Warengruppen-Systematiken und das Sachbuch	49

1.15	Stephan Porombka Keine Lust auf Gaias Rache	54
1.16	Andy Hahnemann Eine kurze Geschichte des Sachbuchs in Bildern	57
1.17	Rainer Rutz „Was Hardware ist, wird Software“ – Gundolf S. Freyermuth über die Zukunft des Sachbuchs als digitales Transmedium, Copy and Paste und die verkaufsfördernden Effekte der neuen und alten Autoren-Enteignung.....	67
1.18	Annett Gröschner Ein Blick auf die Bestsellerliste Ost	76
1.19	Stephan Porombka Prima Klima – Warum der Klimawandel dem populären Sachbuch gerade recht kommt	79
1.20	Annett Gröschner Der Sachbuchlektor als Themenavantgardist – Ein Gespräch mit der Lektorin des Aufbau-Verlages Franziska Günther über Warengruppen, Traditionen und den idealen Sachbuchautor	105
1.21	Andy Hahnemann und David Oels Sachbuch und populäres Wissen im 20. Jahrhundert	115
2	Buchbesprechungen – Sachbücher frisch gesichtet	
2.1	Peter Atkins Galileos Finger (Andy Hahnemann).....	125
2.2	Jan Frederic Bandel, Lasse Ole Hempel, Theo Janßen Palette revisited. Eine Kneipe und ein Roman (Annett Gröschner)	130
2.3	Kurt G. Blüchel Bionik (Matthias Uhl)	132
2.4	Bill Bonner, Addison Wiggin Das Schuldenimperium (Samirah Kenawi)	133
2.5	Judith Borowski Das Umzugsbuch. Raus mit Stil (Felix Struening)	136
2.6	Horst Bredekamp Darwins Korallen. Frühe Evolutionsmodelle und die Tradition der Naturgeschichte (David Oels)	137
2.7	Augustus Brown Warum Pandas Handstand machen (Erhard Schütz)	140
2.8	Thomas Bührke lift off (Andy Hahnemann)	141
2.9	Ian Buruma Die Grenzen der Toleranz (Felix Struening).....	143
2.10	Colin Crouch Postdemokratie (Felix Struening).....	146
2.11	Erich von Däniken (Hg.) Jäger verlorenen Wissens (Cornelius Holtorf)	150
2.12	Danyel, Kirsch u. Sabrow (Hg.) 50 Klassiker der Zeitgeschichte (Erhard Schütz).....	152

2.13	Joan Didion Das Jahr des magischen Denkens (Annett Gröschner)	153
2.14	Joan Didion Im Land Gottes (Jule D. Körber)	156
2.15	Axel Doßmann, Jan Wenzel, Kai Wenzel Architektur auf Zeit (Annett Gröschner)	158
2.16	Wolfgang Engler Unerhörte Freiheit (Hugo Velarde)	161
2.17	Kurt Flasch Kampfplätze der Philosophie (Michael Buchmann)	164
2.18	Joshua und Anne-Lee Gilder Der Fall Kepler (Georg Eichinger)	169
2.19	Christof Hartmann Wandel durch Wahlen (Felix Struening)	173
2.20	Jochen Hörisch Die ungeliebte Universität / Theorie-Apotheke (Stephan Porombka)	176
2.21	Cornelius Holtorf Archaeology Is a Brand! (David Oels)	182
2.22	Rolf Hosfeld Operation Nemesis. Die Türkei, Deutschland und der Völkermord an den Armeniern (David Oels)	186
2.23	Denis Johnson In der Hölle (Jan Berning)	189
2.24	James Kakalios Die Physik der Superhelden (Andy Hahnemann)	191
2.25	John Kotter, Holger Rathgeber Our Iceberg is Melting (Erhard Schütz)	194
2.26	Erwin Krottenthaler, Claudia von See (Hg.) Von Science zu Fiction. Wissenschaft mit anderen Worten (Stephan Porombka)	197
2.27	Sabine Kuegler Dschungelkind und Ruf des Dschungels (Markus Schmidt)	201
2.28	Christian Kracht, Eva Munz u. Lukas Nikol Die totale Erinnerung. Kim Jong Ils Nordkorea (Björn Weyand)	205
2.29	Alexander Masters Das kurze Leben des Stuart Shorter (Annett Gröschner)	210
2.30	Harry Mathews Mein Leben als CIA (Annett Gröschner)	213
2.31	Matthias Matussek Wir Deutschen (Jonas Brendebach)	215
2.32	Petra Morsbach Warum Fräulein Laura freundlich war (Michael Schikowski)	220
2.33	Ingo Niermann und Adriano Sack Breites Wissen (Stephan Porombka)	223
2.34	Thomas Oberender (Hg.) Unüberwindliche Nähe. Texte über Botho Strauß (Roman Widder)	226
2.35	Èrik Orsenna Lob des Golfstroms (Erhard Schütz)	229

2.36	Kathrin Passig und Sascha Lobo Dinge geregelt kriegen (Gesine Schröder).....	232
2.37	Gerhard Paul Der Bilderkrieg (Jonas Brendebach)	235
2.38	Eberhard Rathgeb Schwieriges Glück (Michael Schikowski)	241
2.39	Rolf Reber Kleine Psychologie des Alltäglichen (Erhard Schütz)..	246
2.40	Gerhard J. Rekel Der Duft des Kaffees (Annett Gröschner)	247
2.41	Pietra Rivoli Reisebericht eines T-Shirts. Ein Alltagsprodukt erklärt die Weltwirtschaft (Stephan Porombka)	251
2.42	Dagmar Röhrlich Anybody Out There? (Erhard Schütz)	254
2.43	J. B.Henri Savigny, Alexandre Corréard Der Schiffbruch der Fregatte Medusa (Grischa Meyer).....	257
2.44	Marion Schmitz-Reiners Belgien für Deutsche (Ine Van linthout und Björn Weyand).....	261
2.45	Magdalena und Gunnar Schupelius Wer hat den Gummibären zur Marke gemacht (Björn Weyand)	264
2.46	Adam Soboczynski Polski Tango (Carola Schiefke)	269
2.47	R. Steininger über Jörg Friedrich Yalu (Michael Schikowski)	272
2.48	Horst Stowasser Anarchie! (Andy Hahnemann)	275
2.49	Sylke Tempel in Zusammenarbeit mit der Redaktion der Tagesschau Die Tagesschau erklärt die Welt (David Oels)	278
2.50	Camille de Toledo Goodbye Tristesse (Alexandra Müller)	282
2.51	Pierre Vidal-Naquet Atlantis. Geschichte eines Traums (Erhard Schütz)	284
2.52	We are what we do Einfach die Welt verändern. 50 kleine Ideen mit großer Wirkung (Andy Hahnemann)	286
2.53	Andreas Weber Alles Fühlt (Andy Hahnemann)	288
2.54	Alan Weisman Die Welt ohne uns (Erhard Schütz).....	291
2.55	Frank Westerman El Negro. Eine verstörende Begegnung (Björn Weyand).....	293
2.56	Hans-Jörg und Gisela Wohlfromm Und morgen gibt es Hitlerwetter! Alltägliches und Kurioses aus dem Dritten Reich (Andy Hahnemann).....	296

3 Sachbücher wiedergelesen

3.1	Konrad Adenauer Erinnerungen (Jonas Brendebach).....	299
3.2	Wilhelm Bölsche Vom Bazillus zum Affenmenschen (Tim Sparenberg).....	304

3.3	Ludwig Büchner Kraft und Stoff (Georg Eichinger).....	306
3.4	Truman Capote Kaltblütig (Annett Gröschner)	311
3.5	Carl von Clausewitz Vom Kriege (Michael Buchmann)	314
3.6	Douglas Coupland Generation X (Andy Hahnemann)	318
3.7	Joachim Fest Der Untergang (Björn Weyand)	321
3.8	Franz Fühmann Die dampfenden Häse der Pferde im Turm von Babel (Andy Hahnemann)	327
3.9	Heinrich Harrer Sieben Jahre in Tibet (Michael Schikowski).....	330
3.10	Douglas R. Hofstadter Goedel, Escher Bach (Martina Gröschl)	339
3.11	Heinrich Eduard Jacob Kaffee (Erhard Schütz)	342
3.12	Walter Kiaulehn Berlin. Schicksal einer Weltstadt (Rainer Rutz).	346
3.13	Victor Klemperer Tagebücher 1933–1945 (Carola Schiefke)	351
3.14	John Reed Eine Revolutionsballade. Mexico 1914 (Hannes Bajohr)	355
3.15	David Riesman Die einsame Masse (Erhard Schütz).....	358
3.16	Maxim Rodinson Islam und Kapitalismus (Felix Struening).....	364
3.17	Alice Schwarzer Der kleine Unterschied (Claudia Johann).....	367
3.18	Wilhelm Weischedel Philosophische Hintertreppe (Felix Struening)	371

4 Forschungsliteratur

4.1	Non Fiktion 1/2007 Sachen und Sachlichkeit – die 1920/30er Jahre: Kurzrezensionen.....	376
4.2	Non Fiktion 2/2006 DokuFiktion: Kurzrezensionen	389

1 Artikel

1.1 David Oels und Stephan Porombka | 2005: Einstein statt Schiller

Das Schillerjahr 2005 ist zu einem Einsteinjahr geworden. Wie man unter www.einsteinjahr.de erfahren kann, hat man den Nationaldichter durch einen Nationaldenker ersetzt. "Albert Einstein war ein politisch und sozial engagierter Mensch", stellt dort die Bundesministerin für Forschung und Bildung fest, "ein genialer Wissenschaftler und ein unbequemer Querdenker." Mit Einstein kann "Deutschland sich wieder selbstbewusst darauf besinn[en], was es ist: Ein Land der Denker!"

Dazu wäre eine Menge zu sagen. Auf jeden Fall lässt sich aus der Perspektive des Sachbuchforschers ergänzen, dass Einstein bereits 1916 den Versuch unternommen hat, "Über die spezielle und allgemeine Relativitätstheorie (gemeinverständlich)" zu schreiben. Dabei entdeckte er ein Prinzip, das sich auch viel spätere Sachbuchautoren in ihr Formelbuch geschrieben haben. "Der Verfasser", schreibt Einstein über sich im Vorwort, "hat sich die größte Mühe gegeben, die Hauptgedanken möglichst deutlich und einfach vorzubringen, im ganzen in solcher Reihenfolge und in solchem Zusammenhang, wie sie tatsächlich entstanden sind."

So hat Einstein auch das Grundprinzip der populären Wissenschaftserzählung erfasst: Die Fokussierung auf die "Reihenfolge des Entstehens", die Rekonstruktion des Erkenntnisprozesses ist es, die Entdeckungen und Erfindungen als die eines Menschen (eines ganz besonderen freilich) nachvollziehbar werden zu lassen. Damit rückt der Wissenschaftler als Star ins Zentrum des Interesses und erst durch diesen das Erforschte und Erkannte.

Einstein hat das allerdings nur im Ansatz umgesetzt. Zum wirklich tragenden Erzählprinzip gemacht hat es vermutlich erst Paul de Kruif in seinem Buch "Mikrobenjäger" gemacht. 1927 erschienen, berichtet es nicht nur von Milzbranderregern und der Tollwutbekämpfung. Vor allem geht es um die "großen Männer": um Pasteur, um Robert Koch, um ihre Projekte und ihre Träume, ihre Skurrilitäten und Irrwege: ein Bestseller.

Einsteins populärwissenschaftliches Werk indes, obgleich es stets den "lieben Leser" anzusprechen und nach Möglichkeit die "physikalischen Unterlagen der Theorie stiefmütterlich" zu behandeln suchte, war zunächst kein großer Erfolg beschieden. Als aber 1919 empirisch belegt werden konnte, dass Licht im Gravitationsfeld der Sonne abgelenkt wird und man sich nunmehr wirklich allerorten relativ fühlte, konnte Einstein mit diesem Buch seine Popularität auf dem Buchmarkt an den Mann bringen.

Insofern beruht Einsteins anhaltender Weltruhm wohl nicht zuletzt darauf, dass er auch für die breitenwirksame Vermittlung seiner Ideen gesorgt hat – und das nicht nur mit dem lehrhaft erhobenen Zeigefinger. Stattdessen heißt es am Ende der "gemeinverständlich" gemachten Relativitätstheorie: "Möge das Büchlein einige frohe Stunden der Anregung bringen."

Februar 2005

1.2 Andy Hahnemann | Auf der nächsten Welle

Zu den bemerkenswerten kleinen Meldungen der letzten Monate, die man so oft an den Rändern der Tageszeitungen findet, gehörte wohl diese: »BUCH ALS LEBENSRETTER. Frank Schätzing's Bestseller *Der Schwarm* hat sich bei der Flutkatastrophe im Indischen Ozean als Lebensretter erwiesen. Beim Verlag Kiepenheuer und Witsch meldete sich jetzt ein Leser, der am Vorabend der Flut an einem Strand im Süden Sri Lankas das Kapitel ›Tsunami‹ des Romans gelesen hatte, in dem Schätzing das Naturphänomen detailliert beschreibt. ›Dieser Umstand hat am darauf folgenden Morgen 20 Personen das Leben gerettet, da ich im Gegenteil zu den meisten Betroffenen sofort erkannte, was da auf uns zurollte, und mich dadurch die richtigen Maßnahmen treffen ließ,‹ schrieb der Leser.« (SZ 15/16.1.2005)

Dass Schätzing's Roman, von dem immerhin mehrere hunderttausend Exemplare verkauft worden sind, auch eine Karriere als Ratgeber antreten könnte, war kaum abzusehen. Handelt es sich doch um einen Ökothriller der eher phantastischen Bauart. ›Der Schwarm‹ entfaltet in einem grandiosen apokalyptischen Szenario den Rachefeldzug von meeresbewohnenden, intelligenten Einzellern

gegen eine Menschheit, die drauf und dran ist, die Ozeane und damit die Welt aus dem ökologischen Gleichgewicht zu bringen. Das geht nicht ab ohne Riesenwellen in der Nordsee, die Auslöschung der New Yorker Bevölkerung durch ein Heer vergifteter Krabben und (schon aus Roland Emmerichs ›The day after tomorrow‹ bekannt) das Versiegen des Golfstroms.

Realistisch ist das alles nicht. Aber, und darin liegt der Erfolg des Buches mit begründet, es ist faktengesättigt bis in die ozeanographischen, biologischen, technologischen Details hinein, durch die das erzeugt wird, was Roland Barthes den ›Realitätseffekt‹ genannt hat. Die Sprache ist dabei nur bedingt eine der Wissenschaft. Vielmehr nähert sich die Erzählung den Strategien der Wissenschaftspopularisierung an. Mehr oder weniger komplizierte Zusammenhänge werden durch Vergleiche, Metaphern und vor allem durch Dialogisierung verständlich gemacht und zwar innerhalb der Romanfiktion, und zwischen dem Personal der Handlung. Es wird ein ständiger Wissenstransfer inszeniert, an dem der Leser als unsichtbarer Zuhörer Anteil hat. Früher hat man so etwas »naturwissenschaftliche Plaudereien« genannt. Schätzing's Leistung ist es, in der Phantasie des Lesers tatsächlich eine Mischung aus James-Bond-Verfilmung und Urania-Vortrag zu evozieren; und diese Strategie des ›Buy One get Two‹ geht auf.

Weniger gut kam dagegen das neue Werk des Altmeisters des Genres, Michael Crichtons ›Welt in Angst‹ an – und dass, obwohl Crichton (oder weil er?) in mancher Hinsicht radikaler verfährt und selbst vor Fußnoten und einer kommentierten Bibliographie nicht zurückschreckt. Seine These ist einfach: Der Treibhauseffekt ist lediglich ein Medienhype ohne wissenschaftliche Substanz. Zeigen soll das nicht nur die Geschichte um eine terroristische Organisation von Umweltschützern, die Kalifornien mit einem künstlichen Tsunami überschwemmen will. Fundieren sollen das eben auch die Originalzitate aus wissenschaftlichen Aufsätzen und zahlreiche Diagramme. Richtig überzeugend ist das nicht, und so lernt man mit diesem Buch vor allem eins: Wo die Grenze zwischen Fiction und Faction schwimmt, geht es nicht so sehr um Wissensvermittlung, als um die Neubestimmung dessen, was Wissen und was Glauben ist. Es geht um Weltbildproduktion und damit um Orientierungsversuche in einer Zeit, die komplex und bedrohlich geworden ist

Wenn Schätzing und Crichton auch in Vielem gegensätzliche Positionen vertreten, so sind sie sich in einem einig: Die nächste Katastrophe kommt bestimmt. Und damit auch der nächste Roman – wenn es dann noch Leser gibt. Als jüngst auf der Wissen-Seite der Süddeutschen Zeitung über den möglichen Ausbruch von Super-Vulkanen spekuliert wurde (9.3.2005) – »Er würde viele Millionen Menschen töten« -, da war man sich am Ende sicher: »So wird der Thriller zum Thema wohl nicht lange auf sich warten lassen. Der Untertitel könnte lauten: Eine wahre Geschichte, die erst noch passiert.«

1.3 Stephan Porombka | „Ein ganz und gar literarischer Vorgang“ – Ein Interview mit Thomas Böhm

Sachbücher erobern die Bühnen, auf denen sonst nur Literatur gelesen wird. Thomas Böhm, Programmleiter vom Literaturhaus in Köln, kann das Phänomen nicht nur erklären – er weiß auch, wie man solche Abende erfolgreich in Szene setzt. Ein paar Fragen, ein paar Antworten...

Herr Böhm, Sie organisieren in Ihrem Literaturhaus Lesungen mit Sachbuchautoren. Dabei gehören die doch der üblichen Auffassung nach eher in die Volkshochschule oder in die Gemeindesäle...

BÖHM: Eigentlich haben wir ja nur zwei Kategorien, fiktionale und nichtfiktionale Literatur. Weil das bei uns aber nicht so richtig von der Zunge geht, heißen die nichtfiktionalen Bücher "Sachbücher". Aber was wird da nicht alles dazugezählt... ein Buch von Arnold Stadler zum Beispiel, der sich aus heutiger Perspektive dem 19. Jahrhundert-Menschen Adalbert Stifter nähert. Ein literarisches Sachbuch also! Und nun frage ich mich: Wo könnte so ein Buch, besser vorgestellt werden als im Literaturhaus?!

Das trifft auf den Stadler sicher zu, weil sein Zugriff aufs Thema ein literarischer ist.

BÖHM: Aber das gilt doch letztlich für Sachbücher generell. Weil ja jeder Sachbuchautor versuchen muss, für einen Gegenstand, für ein Thema die richtige Sprache und die richtige Erzählung zu finden, damit es für Nichtspezialis-

ten verständlich wird und damit es die Spezialisten genauso zufrieden stellt. Das ist doch ein ganz und gar literarischer Vorgang.

Gibt es für die Inszenierung solcher Lesungen besondere Regeln?

BÖHM: Das ist natürlich schwierig. Denn anders als bei literarischen Abenden ist der Wissensvorsprung der Autoren viel größer. Ich sehe drei Königswege. Zum einen das Gespräch mit einem anderen Fachmann – wobei allerdings immer die Gefahr besteht, dass die beiden sich zu sehr in Details verlieren oder sich in einem Spezialistenzweikampf verbeißen. Zum anderen gibt es natürlich das klassische Format, die moderierte Lesung. Das kann funktionieren. Dann müssen die Moderatoren aber wirklich gut vorbereitet sein, weil sie dauernd mit bedenken müssen, ob das, was gerade erklärt wird, für Nichtkenner noch verständlich ist. Dementsprechend müssen sie dann die Diskussion lenken oder Übersetzungsarbeit leisten. Die dritte Möglichkeit ist mir die liebste – wenn wirklich professionelle Sachbuchautoren Kurzfassungen ihrer Bücher, etwa in Form von Thesen vortragen. Das gibt oft einen hervorragenden ersten Eindruck von der Machart des Buches. Und dann beginnt sowieso das Arbeitsvergnügen der eigenen Lektüre.

Wie viele Sachbuchlesungen veranstalten Sie im Kölner Literaturhaus pro Monat?

BÖHM: Auf der Grundlage der weiten Definition, die ich favorisiere, würde ich sagen: Ein Fünftel unseres Programms widmet sich Sachbüchern.

Das klingt, als ob es erfolgreich ist.

BÖHM: Sachbuchabende sind sogar sehr erfolgreich. Gerade dann, wenn es sich um Bücher über kanonisierte Autoren handelt. Bei den Lesungen über Stifter, Kafka und Musil waren bis zu 300 Gäste da. Solche Lesungen haben einen Werbevorteil: Man wirbt mit dem berühmten Namen. Und man wirbt damit, dass die Besucher Neues erfahren oder sowas wie eine grundsätzliche Einführung erhalten.

Und kommen die Leute nicht auch – wie bei literarischen Lesungen – um den Autor zu erleben, der das Buch geschrieben hat? Oder hat der Sachbuchautor nicht die Kultqualitäten wie sein Kollege aus der Literatur?

BÖHM: Natürlich gibt es unter den Sachbuchautoren auch die Kultmarken, die wegen der Vielzahl oder des Erfolges ihrer Bücher bekannt sind. Dieter Kühn oder Rüdiger Safranski zum Beispiel. Das sind Sachbuchautoren, zu denen die Besucher kommen, weil sie sich zunächst einmal für die Autoren interessieren. Aber letztlich spielt es ja keine Rolle, ob die Besucher wegen des Autors oder wegen des Themas zu einer Veranstaltung kommen. Denn insofern Sachbücher versuchen, unser Wissen über die Welt zu erweitern oder gewonnenes Wissen zu vermitteln, sind sie doch im besten Sinne Ausdruck von Kultur.

1.4 Andy Hahnemann | Mit dem Sachbuch lesen lernen – Heute: Oskar Matzerath

Rasputin oder Goethe? Damit ist die große existentielle Frage gestellt, die den Blechtrommler Oskar Matzerath ein Leben lang beschäftigen sollte. Wir erinnern uns: Nachdem es Oskar in der Schule nicht ausgehalten hat, verschlägt es ihn in Gretchen Schefflers Schlafzimmer, wo er seine Bildung von nun an selbst in die Hand nimmt. Gustav Freytags Soll und Haben, Köhlers Flottenkalendarer links liegen lassend, greift er zielsicher ins Bücherregal, um mit Goethes Wahlverwandtschaften und „Rasputin“ das „kleine und große ABC“ zu lernen. Bei Rasputin handelte es sich indes nicht um einen Autor, sondern um ein Sachbuch, nämlich René Fülöp-Millers reich bebilderte und in den späten 20er Jahren außerordentlich erfolgreiche Biographie des russischen Mystikers Grigori Jefimowitsch Rasputin.

Diese Marginalie stört Oskar allerdings wenig; Rasputin und Goethe, von nun an die Paten auf seinem Lebensweg, vertreten die antagonistischen Prinzipien von Moral und Begehren, von Selbstbeherrschung und exzessiver Sinnlichkeit. Hier der klare Dichterstern, dort der düstere und lüsterne Okkultist, der jenes geheime Wissen repräsentiert, vor dem Kinder gemeinhin in Schutz genommen werden. Dass es sich gerade um ein Sachbuch handelt, das in Oskars Lese-sozialisation im Gegensatz zur tugendhaften Klassiker-Literatur den dunklen Teil der Weltordnung vertritt, ist kein Zufall. Denn von Beginn an stand das Sachbuch, wie auch andere Formen populärer d.h. promiskuitiver Literatur, als

„geheimer Verführer“ unter dem Verdacht ein „falsches“ Wissen zu vermitteln, das nachhaltig Schaden anrichten könnte.

Die Diskussionen ums Sachbuch, ob unter den Popularisierungsverächtern des 19. Jahrhunderts, den Volksbildnern der 30er und 40er oder der frühen Sachbuchforschung der 50er und 60er Jahre, sind nicht zuletzt als Diskurse zu verstehen, die in (volks-)pädagogischer Absicht die Distribution von Wissen reglementieren sollten, um das nützliche und erwünschte von jenem irreführenden und gefährlichen Wissen zu trennen, das in die persönliche oder kollektive Bildungskatastrophe führen könnte. Und selbst diejenigen, die nach der Möglichkeit und Bedingung eines „guten Sachbuchs“ fragten, bedienten nicht selten das Klischee vom tatsächlichen Sachbuch als dem dunklen Schatten einer „hohen“, idealistischen Literatur.

Oskar jedenfalls findet eine eigene Lösung, die den Pädagogen und Literaturkritikern wohl kaum gefallen hätte. Aus Goethe und Rasputin reißt er heimlich Seiten heraus um sie zu sammeln, und wenn er „mit seinem ungebundenen Buch auf dem Dachboden oder im Schuppen [...] hinter Fahrradgestellen hockte und die losen Blätter der Wahlverwandtschaften mit einem Bündel Rasputin mischte, wie man Karten mischt, las er das neu entstandene Buch mit wachsendem aber gleichwohl lächelndem Erstaunen, sah Ottilie züchtig an Rasputins Arm durch mitteldeutsche Gärten wandeln und Goethe mit einer ausschweifend adligen Olga im Schlitten sitzend, durchs winterliche Petersburg von Orgie zu Orgie schlittern.“

1.5 Erhard Schütz | Zwischen Können und Sein – Eine »steigerungslogische« Nachlese zu Gerhard Schulze

Bei der gerichtlichen Auseinandersetzung zwischen Thomas Anders und Dieter Bohlen (Anders fühlte sich in der Autobiografie des Kollegen – erinnert sich noch jemand des Titels? – herabgesetzt), soll einer von Bohlens Anwälten resp. von Random House auf das Argument „Das Buch steht bei 200.000 Leuten im Regal und wird immer wieder gelesen“ gewiebert haben: „Das ist ja gerade der Witz bei Büchern, dass man sie nicht noch einmal liest.“

Nun, wir haben – zumindest partiell – ein Sachbuch wiedergelesen, das 2003 erschienen und dann schnell aus der Aufmerksamkeit verschwunden ist, gerade weil es sich so sehr bemühte, an den Erfolg seines Vorgängers anzuknüpfen. Gemeint ist Gerhard Schulze: Die beste aller Welten, mit dem nicht ganz unbescheidenen Untertitel: Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert? (erschienen bei Hanser)

Der Vorgänger, Die Erlebnisgesellschaft, hat es seit 1992 nicht nur zu vielen Auflagen und Me-too-Produkten gebracht, und nicht nur sind die Kategorisierungen der verschiedenen Milieus längst zum festen Bestandteil von Partyunterhaltungsspielen geworden, auch hat sein Titel einen geradezu Dawkinschen Mem-Status erlangt, der auch nach dem Ende der Spaßgesellschaft noch unangefochten ist. Mit dem Nachfolgemodell hat das allerdings nicht so recht geklappt.

Manch einer hat dieses Buch gekauft und zu lesen versucht, weil er von Schulzes markenträchtiger Erlebnisgesellschaft zur Neugier verführt worden ist. Doch auch wenn der genießende Kenner im spröden Duktus des Buches den Stimmenimitator von Hermann Lübke und Niklas Luhmann und in den Thesen die heimliche Zusammenkunft von Erich Fromm, Herbert Marcuse einerseits, Arnold Gehlen und Hans Freyer andererseits (das Weltkind Norbert Bolz in der

Mitten) erkennen konnte – es wird ihm doch nicht die Freude bereitet haben, die er beim Kategorisierungsspiel mit den Erlebnismilieus hatte.

Die Idee, die dem Buch zugrunde liegt, ist recht schlicht. Der ewig gleiche Wandel selbst wandelt sich: Das "Steigerungsspiel" in der Logik des Könnens, das Spiel des Immer-mehr, Immer-kleiner oder Immer-größer, Immer-schneller und Immer-weiter hat sich weitgehend ausgereizt. Die Dinge sind kaum noch perfektionierbar. Die Marketingstrategien, mit denen sie angedient werden, sind ohnehin von allen Mitbewerbern, ja, von den Kunden selbst längst internalisiert. Das Steigerungsspiel kann ihn mal. Der "Logik des Könnens" schlägt die "Denkwelt des Seins" ein Schnippchen. Der Kunde will sich als Subjekt, er sehnt sich nach Sein, mithin nach Kultur.

Das hört sich nach dem an, was es ist: nämlich eine Marketingempfehlung zweiter Potenz. Georg Simmel, auf den ohnehin fast alles dergleichen zurückgeht, hatte schon 1896 bei Begehung der Berliner Gewerbeausstellung bemerkt, daß sich bei relativ gleichartiger und nur noch schwerlich verbesserbarer Qualität die Dinge durch gesteigerte Individualisierung in der Konkurrenz herauszuheben suchten – nicht unähnlich den Menschen, den Großstädtern zumal. Die Maschinen würden deshalb ‚Kultur‘. Simmel freilich bestimmte diese Individualisierung damals ziemlich nüchtern als Zusammenspiel von Zutaten, Arrangements und Ornamenten.

Weil Gerhard Schulzes Buch in dieses Zusammenspiel hineingehört, müsste man die vorgelegten Thesen auch auf das Buch selbst anwenden können. Welche Schlüsse mag man also daraus für den Status des Sachbuchs ziehen in einer Situation, in der man dazu geneigt ist, aus dem Steigerungsspiel aus- und zur Verstehenswelt des Seins umzusteigen?

Auf Seite 201 findet man dazu eine entsprechende Passage. „Leser von Belletristik“, heißt es da, „sind in der Regel primär seinsgerichtete Leser. Bei Sachbüchern kommt es manchen Lesern ausschließlich auf ein Ergebnis in Form eines neuen Wissens an; manche denken darüber hinaus und planen die Verwertung des Ergebnisses in zukünftigen Tauschakten; sie wollen das neue Wissen vielleicht beruflich verwerten oder es gegen Prüfungszertifikate eintauschen, die ihrerseits Zugang zu weiteren beruflichen Tauschketten eröffnen. All diese Leser wären rein konsensgerichtet. Aber auch bei Sachbüchern spielt Faszination eine wichtige Rolle, und damit auch das Sein, oft sogar im primären Sinn: man liest aus purer Neugier.“

Hier wird mit großem Anlauf viel zu kurz gesprungen. Das Sachbuch wird gewissermaßen im Elementaren stecken gelassen, statt es konsequent dorthin zu verfolgen, wo es mit der Belletristik um die seinsgerichteten Leser konkurriert. Denn wenn es tatsächlich in Zukunft um ein „zweidimensionales Leben“ in der „Dialektik von Können und Sein“ geht, warum sollte das Sachbuch nicht daran teilhaben? In dieser Dialektik perfektionieren sich ja seit geraumer Zeit Belletristik und Sachbuch aneinander. Die Belletristik beobachtet das Sachbuch, das Sachbuch beobachtet die Belletristik. Und so gehört schon längst das Sachbuch

nicht mehr in den Bereich der Könnenslogik und ihrer Sachbeziehungen, sondern zur "Denkwelt des Seins" und seiner "Begegnungsdimension".

Frank Böckelmann hat in seiner Rezension in der Süddeutschen Zeitung (17.03.03) den Lesern eine Brücke zu Schulzes Buch mit der Bemerkung gebaut, Schulze gehöre zu "den wenigen Wissenschaftlern", "die als Sachbuchautoren das Publikum mit Respekt behandeln. Er popularisiert nicht, sondern verwendet besondere Mühe auf die Klärung der eingeführten Begriffe."

Eben diese Mühe hat das Buch der einsinnigen Logik des Steigerungsspiels unterworfen – als lediglich begriffliche Aufrüstung (unter expliziter Umgehung der Seinsphilosophie übrigens). Andere Kritiker haben das seinerzeit als Abkehr von der datengestützten Empirie und der sozialweltlichen Beispielgebung charakterisiert, die noch die Erlebnisgesellschaft – in Maßen zumindest – ausgefüttert hatte. Genau hierin aber, in den Daten und Beispielen, lag das Pendant zu dem, was den Leser an die Belletristik bindet – was Schulze übrigens eingangs an V. S. Naipauls *Das Rätsel der Ankunft* als "die allmähliche Aneignung eines Möglichkeitsraumes" reflektiert (vgl. S. 38).

So hat Schulze weder ein wissenschaftliches Fachbuch noch ein – gar: erfolgreiches – Sachbuch geschrieben, indes aber mit seinem Denkmodell starke Argumente für das Sachbuch als Genre jenseits von sachlicher Könnenslogik geliefert. Als das nämlich, was man in Rücksicht auf Schulzes Terminologie und in renovierender Adaption des Erzdidaktikers Heinrich Roth eine Form der ‚originalen Begegnung‘ genannt werden könnte: Als Form der Enkulturation in die Lebenswelt des Wissens, eine Form nicht weniger imaginär und illusionistisch als jener Kosmos, den wir der fiktionalen Kunst zuzugestehen pflegen, aber auch keineswegs minder ‚seinshaft‘. . .

1.6 Annett Gröschner | Das Sachbuch als juristisches Problem – Der Rechtsstreit zwischen dem Autor und Verleger Jörg Schröder und der VG Wort

Am 12. August 2004 ging nach fünf Jahren ein Prozess vor dem Oberlandesgericht München zu Ende, der sich u.a. mit dem Begriff des Sachbuchs auseinan-

dersetzte. Geklagt hatte die Verwertungsgesellschaft Wort gegen den Autor Jörg Schröder, mit dem sie durch einen Wahrnehmungsvertrag verbunden ist, der die Zweitverwertungsrechte des jeweiligen Autors geltend macht. Die VG Wort forderte die Rückzahlung der von ihr an den Autor im Hinblick auf dessen mehrbändiges autobiographisches Werk „Schröder erzählt“ in den Jahren 1993 bis 1997 aus dem Bereich Wissenschaft ausgeschütteten Tantiemen in Höhe von insgesamt 14.374 DM. Schröder hätte sich wissentlich unrechtmäßig Ausschüttungen erschlichen.

Jörg Schröder, dieser „Herr Bundesrepublik“, wie er von Rainald Goetz im Spiegel genannt wurde, ein auf vielfältige Weise unabhängiger Geist, ist Gründer und bis zu seiner Liquidation 1987 (und darüber hinaus) Kopf des legendären März-Verlages, der es wie kaum ein anderer geschafft hat, „zeitgeschichtliche Stimmungen nicht nur zu spiegeln oder zu begleiten, sondern Impulse zu geben und Diskussionen zu initiieren – politische, kulturelle und auch juristische“, wie die Autorin Tine Plesch im April 2004 schrieb. Außerdem ist Jörg Schröder streitlustiger Autor von „Schröder erzählt“, wo er autobiographische Stränge mit Ereignissen aus dem privaten und öffentlichen Leben verknüpft. Sowohl als Verleger als auch als Autor machte er sich einflussreiche Feinde in der Bundesrepublik, die ihn mit einstweiligen Verfügungen und Klagen überschütteten. Um das im Falle von „Schröder erzählt“ zu verhindern, stellen Schröder und seine Mitherausgeberin Barbara Kalender mit Hilfe der Desktop-Technik nur soviel Folgen her, wie bestellt und vor der Auslieferung bezahlt sind. Kläger könnten zwar den weiteren Vertrieb einer Folge unterbinden lassen, aber nicht in ein Buchlager vollstrecken – weil es keins gibt.

Das rettete Schröder aber nicht davor, von der VG Wort verklagt zu werden. Es ging um die Frage, ob Autobiographien zu den Sachbüchern gehören und somit durch die Abteilung Wissenschaft zu vergüten oder ob sie zur Belletristik zu zählen sind.

Während die Höhe der im Einzelfall fälligen Ausschüttung nach dem Verteilungsplan Belletristik aufgrund konkreter Erhebungen der Ausleih- und Kopiervorgänge in den einzelnen Bibliotheken berechnet wird, erfolgt eine Ausschüttung nach dem Verteilungsplan Wissenschaft nur durch einen einmaligen Pauschalbetrag und allein aufgrund verschiedener standardisierter Merkmale

aufgrund der Angaben der meldenden Autoren. Eine Prüfung im Einzelfall findet aufgrund des Verwaltungsaufwandes nur stichprobenartig und in der Regel nach erfolgter Auszahlung statt.

In der Praxis wurden von der VG Wort wissenschaftliche Bücher, Fachbücher und Sachbücher zur Meldung im wissenschaftlichen Bereich zugelassen, was hieß, dass auch Reiseführer, Bastelanleitungen, Autobiographien und Kochbücher an der Ausschüttung teilnahmen. Im Allgemeinen konnten sämtliche „Nonfiction-Werke“ an der Ausschüttung teilnehmen, allerdings wurde 1989 nach einer EntschlieÙung der Kommission Wissenschaft die Einschränkung aufgenommen, dass „Werke, deren Inhalt nicht in überwiegendem Maße durch Fakten bestimmt wird oder deren Form erzählend ist“, nicht im Bereich Wissenschaft berücksichtigt werden. Außerdem sollten die Publikationen in angemessenem Umfang in wissenschaftlichen und Fachbibliotheken eintreten. Jörg Schröder meldete ab 1992 29 Bände seines 40 Bände umfassenden Werks „Schröder erzählt“ zur Ausschüttung im Bereich Wissenschaft an.

Ab Mai 1998 weigerte sich die VG Wort, Anmeldungen für weitere Folgen zu akzeptieren, da die Werke ihrer Meinung nach allesamt der Belletristik zuzuordnen seien, da sie weder Fußnoten enthielten, noch Sachthemen auf wissenschaftliche Weise abgehandelt würden. Es ginge vielmehr um persönliche Erlebnisse, die der Autor seiner Lebensgefährtin erzähle. Ergo sei das Ganze im erzählenden Stil verfasst. Der Kläger beantragte vor Gericht, den Beklagten zu verurteilen einen Betrag von 14.374 DM nebst vier Prozent Zinsen zurück zu zahlen.

Der Beklagte trat dem mit dem Argument entgegen, dass nach den Richtlinien der VG Wort unter Berücksichtigung der Verkehrssitte jedes non-fiktionale Werk und damit auch Autobiographien unter der Abteilung Wissenschaft einzuordnen seien. Dies ergebe sich u.a. auch aus der Unterteilung der Buch-Bestsellerlisten in „Belletristik“ und „Sachbücher“, wobei Autobiographien nahezu ausschließlich in der Rubrik Sachbücher aufgelistet würden.

Die einzelnen Bände der Reihe „Schröder erzählt“ seien eindeutig non-fiktionale Werke, sie handelten von Fakten, wirklichen Personen, Institutionen und Medien, deren Klarnamen in allen Fällen genannt würden. Die Bücher hät-

ten reale Begebenheiten zum Gegenstand. Die Werke beschäftigten sich mit der Medienlandschaft und wendeten sich auch an Wissenschaftler der Fachrichtung Geschichte und Soziologie. Die Werke seien in sechs wissenschaftlichen Bibliotheken erhältlich und würden von mindestens drei Wissenschaftlern zu Forschungszwecken herangezogen.

Die Kammer hat daraufhin ein Sachverständigengutachten inklusive vier Ergänzungsgutachten erhoben. Im Urteil heißt es: „Der Sachverständige kam zu dem Ergebnis, dass Autobiographien dem Bereich ‚Sachbuch‘ zuzuordnen sind.“

Ehe es dazu kam, lief aber ein monatelanger Krimi um die Ernennung des Gutachters ab, den hier aufzuschreiben, der Platz nicht reicht, man lese es in der Folge „Schlafende Hunde“ (2004) von „Schröder erzählt“ nach.

Gutachter wurde schließlich Wolfgang Raible, ein ausgewiesener Texttheoretiker, der auch an zahlreichen Untersuchungen zu Fiktion und Nichtfiktion beteiligt war. Sein zehnteitiges Gutachten schloss, nachdem er „Schröder erzählt“ den autobiographischen Texten zugeordnet hatte, mit dem Satz: „Texte autobiographischen Inhalts gehören, um damit zu schließen, im deutschen Verlagswesen zur Textsortenklasse der ‚Sachtexte‘, wie die folgende Bestsellerliste des Spiegel gleich an fünf – durch Fettdruck hervorgehobenen – Fällen zeigt.“ – „Nach diesem Gutachten hätte Richter Rabl eigentlich entscheiden müssen: ‚Die Klage wird abgewiesen.‘ Dann hätte ich die 7187 Euro nicht zurückzahlen müssen und alles wäre erledigt gewesen. Ja, Pustekuchen.! Stattdessen musste Wolfgang Raible auf Antrag der Klägerin noch vier Ergänzungsgutachten schreiben. Angeblich spart ja die VG Wort im Interesse ihrer Treuegeber. Aber für diesen Kokolores war Geld in Hülle und Fülle vorhanden!“, schreibt Schröder rückblickend in ‚Schlafende Hunde‘.

Gegen das Gutachten des vom Gericht bestellten Sachverständigen holte die VG Wort den erkonservativen Professor Karl Konrad Polheim für ein Gegengutachten, in dem es heißt: „Um das Werk ‚Schröder erzählt‘ wirklich beurteilen zu können, darf eine Eigenart nicht verschwiegen werden. Als ‚Pornokönig‘, wie er sich gerne nennt oder nennen lässt (28. Folge, S. 15), streut Jörg Schröder reichlich Äußerungen und Szenen in diese Beziehung ein, die jeder

ernsthaften Sachlichkeit entbehren und lediglich für den Unterhaltungswert bestimmt sein mögen. (...) Diese Textstellen (...) allein müssten schon genügen, das Werk nicht unter die wissenschaftlichen und Fachbücher einzureihen, ganz zu schweigen davon, ob eine Verwertungsgesellschaft solche Literatur verwerten könne.“

Der Gutachter Wolfgang Raible musste sich daraufhin auf Wunsch des Gerichtes zum Thema ‚ernsthafte Sachlichkeit‘ und ‚Pornographie‘ äußern. Raible schrieb unter anderem: „Zu den Regeln einer Autobiographie gehört es nicht nur, dass der Autor sich immer in einer bestimmten Weise stilisiert durch das, was er sagt und das, was er nicht sagt (Polheims ‚Fiktionalität‘), sondern dass er offen über sich selber reden darf. Einer der ersten Verfasser einer modernen Autobiographie, der Allround-Renaissance-Künstler Benvenuto Cellini (1500 – 1571), spart weder seine zahllosen sexuellen Eskapaden aus noch die diversen Tötungsdelikte, die er begangen hat. Und doch hat Goethe seine Vita übersetzt; Jacob Burckhardt hat sie in seiner ‚Kultur der Renaissance‘ als wichtige Sachquelle benützt und eingeschätzt. An der Sachhaltigkeit (res factae, non fictae) kann im übrigen kein Zweifel bestehen.“

Im Folgenden musste sich Raible noch einmal ausführlichst zur angeblichen Fiktionalität von Autobiographien äußern. Danach hätte es eine Klageabweisung geben müssen, aber die VG Wort änderte die Strategie und behauptete, „Schröder erzählt“ stehe nicht in ausreichend vielen Bibliotheken. Hier verlassen wir nun den Pfad der Sachbücher.

„Tatsächlich hat es mich vorher nie interessiert, in welche Kategorie meine Erzählungen gehören“, erzählte Schröder der Zeitschrift Spex im Frühjahr diesen Jahres. „Auch Texte von Tom Wolfe oder Ken Kesey, die man dem ‚New Journalism‘ zuordnet, sind zum großen Teil nicht-fiktionale Literatur. (...) So bin ich ja auch angetreten mit meinen wilden Erzählungen. Das ist es, was Diederichsen und Lottmann an „Schröder erzählt“ interessiert hat, die wussten auch theoretisch wo’s lang geht. Die kannten die Thesen, welche Leslie Fiedler zur Definition der literarischen Postmoderne formulierte. Und so hatte Fiedler sie definiert: Die Entkanonisierung, die Lösung von den Fesseln der klassischen Moderne, die Integration von Comics, Pornographie und Trivialmythen in die Literatur.“ Der März Verlag hatte das Buch von Leslie Fiedler in den sechziger

Jahren verlegt. Vor Gericht war es aber besser, mit der Postmoderne nicht zu argumentieren.

In dem am 3. Juli 2003 verkündeten Urteil vor dem Landgericht München I wurde die Klage der VG Wort dann aber doch abgewiesen. Die Klägerin ging in Berufung. Die Berufungsverhandlung vor dem Oberlandesgericht fand am 12. August 2004 statt. Der Senat teilte in vollem Umfang die Auffassung des Landgerichts München. Daraufhin nahm die VG Wort die Berufung zurück. Das Urteil des Landgerichts München I vom 3. Juli 2003 hat somit Rechtskraft.

Die VG Wort hat noch vor der Entscheidung des Landgerichtes München ihre Regeln geändert, Autobiographien werden seit 2003 nicht mehr als Sachbücher vergütet. In den im Internet aufrufbaren Richtlinien für Autoren steht davon nichts. Es heißt dort lediglich:

„Was kann gemeldet werden? Wissenschaftliche, Fach- und Sachbücher (...) Voraussetzung für eine Vergütung ist, dass die gemeldeten Publikationen in angemessenem Umfang in wissenschaftlichen und Fachbibliotheken einstehen. Magister-, Diplom- oder Seminararbeiten können daher nicht berücksichtigt werden. (...) Jeder Autor kann seine wissenschaftlichen, Fach- und Sachbücher sowie Einzelblattkarten melden, die im Jahr vor der Ausschüttung oder in den vorangegangenen 2 Jahren erschienen sind.“

Der Anwalt Jörg Schröders, Albrecht Götz von Olenhusen, hat eine Beschwerde bei der Aufsicht über die Verwertungsgesellschaften eingereicht, die allerdings abgewiesen wurde. Dagegen läuft eine Beschwerde bei der Aufsichtsstelle des Bundespatentamtes in München, die noch nicht abschließend beschieden worden ist. Schröder macht dabei geltend, dass in den vergangenen Jahren aufgrund mangelnder Aufsicht mehrere Millionen Euro bzw. DM falsch verteilt bzw. nicht verteilt worden seien.

Quellen: Urteil des Landgerichts München I vom 3.7.2003, Aktenzeichen: 7O8786/99 Jörg Schröder/Barbara Kalender: Schlafende Hunde, 6. Folge der Schwarzen Serie von „Schröder erzählt“ Presseerklärung des März-Verlages, o.D. (August 2004)

1.7 Annett Gröschner | Sigrid Löfflers Qualitäts-sachbücher – Miszelle zur Sachbuchforschung

Sigrid Löffler, Literaturkritikerin und Herausgeberin des Literaturmagazins "literaturen", hat en passant die Kategorie "Qualitätssachbuch" eingeführt. Das Projekt, das sich mit "populären Sachbüchern" beschäftigt, hat nachgehakt:

»Liebe Sigrid Loeffler, — ich arbeite im Moment in einer Forschungsgruppe der Humboldt-Universität und der Universität Hildesheim, die sich mit dem populären deutschen Sachbuch des 20. Jahrhunderts beschäftigt. Ich selbst fühle mich mehr zu den so genannten "Bastarden" hingezogen, die sich nicht zwischen fiction und fact entscheiden können, aber es gibt Kollegen in der Forschungsgruppe, die um eine genauere Definition des Begriffes Sachbuch ringen, hinter dem sich ja ein ziemlicher Gemischtwarenladen in Buchform verbirgt. Nun haben Sie in Ihrer Rede in der Akademie der Künste, anlässlich des 5. Geburtstages Ihrer Zeitschrift, den Begriff des "Qualitätssachbuches" eingeführt. Könnten Sie, und das ist ganz ernst gemeint, diesen Begriff für uns genauer definieren? — Herzliche Grüße: Annett Gröschner, Berlin, 7.10.2005«

»Liebe Annett Groeschner, — mir fallen zu Ihrer Anfrage natuerlich nur Tautologien ein. Qualitaetssachbuecher sind solche, die in LITERATUREN wahrgenommen werden. Mit salomonischer Willkuer nobilitieren wir Sachbuecher zu Qualitaetssachbuechern, indem wir sie wahrnehmen. Das hilft Ihnen natuerlich nicht weiter. Anders gefragt. Kann man denn das Qualitaets-sachbuch anders definieren als durch Abgrenzung von allem, was es NICHT ist? Es ist keine Trash-Biografie, kein Trash-Ratgeber, kein Promi-Kochbuch, kein parasitierender Nazi-Schund, kein Trash-Memoirenband halbseidener Sekundenstars, Sportler, Fernseh-Gesichter, Krimineller oder politischer Emporkoemmlinge. Wenn Sie dann noch die Service-, Weltverbesserer-, Weltverschwoerungs-, Apokalypse- und Esoterik-Branche abziehen, dazu alle Exhibitionismen, die abseitigen Konfessionen, Outings, Beichten und oeffentlichen Krankheitsbekenntnisse aller Arten, dann, ja dann bleibt moeglicherweise das Qualitaetssachbuch uebrig. Oder auch nicht. Jeder ist willkommen, der mir eine bessere Definition zu bieten hat. — Mit sehr freundlichen Gruessen: Ihre Sigrid Loeffler (LITERATUREN), 11. Oktober 2005«

1.8 Sachbuchforschung | Sachbuchlektüren 2005 für 2006

Das Jahr geht zu Ende, und viele Sachbuchforscher (und alle, die es mit Nachdruck werden wollen) fragen sich, was sie lesen sollen, um auch im nächsten Jahr noch gute Sachbuchforscher zu sein.

Unser Projekt wird von der Fritz-Thyssen-Stiftung gefördert, damit wir auch auf solche Fragen eine Antwort haben. Aus diesem Grund empfehlen die Mitarbeiter des Projekts ein paar neue und nicht ganz so neue Sachbücher, die eben nicht nur Sachbücher sind, sondern dem Leser ganz grundsätzlich klar machen, wie populäre Sachbücher funktionieren.

* STEPHAN POROMBKA:

Gute Sachbuchforscher (und solche, die es werden wollen) sollten auf jeden Fall Bill Brysons "A history of nearly everything" gelesen haben, die es jetzt auch als Taschenbuch gibt. Mit seinem Bestseller bringt Bryson das Prinzip des populären Sachbuchs auf den Punkt. Kürzer lässt sich kaum sagen, was Autoren populärer Sachbücher versuchen: Nicht nur müssen sie Konkurrenzprodukte überbieten (in diesem Fall Hawkings "Kurze Geschichte der Zeit"). Sie müssen auch von den Zusammenhängen erzählen können, denen sie sich – ebenso wenig wie der Leser – gerade nicht als Experten und Spezialisten nähern. Nicht zuletzt müssen sie davon ebenso prägnant wie unterhaltsam erzählen: "wie ein Engel", lobte die FAZ die Erzählerstimme des Buches. Brysons Erfolg beruht wohl nicht zuletzt darauf, dass er mit seinem Band eine Allegorie des Sachbuchs vorgelegt hat. Wer das Buch als eine solche Allegorie liest, hat eine Blaupause für das populäre Sachbuch in der Hand, bzw. in der Tasche.

* BILL BRYSON: EINE KURZE GESCHICHTE VON FAST ALLEM.

Goldmann 2004, 320 S. 9,95 Euro.

* ANDY HAHNEMANN

Gute Sachbuchforscher (und solche, die es werden wollen) sollten sich bei der Lektüre von Autobiographien mal ganz ehrlich fragen, ob sie wirklich den Ein-

druck haben, ein Sachbuch in der Hand zu halten – oder Dichtung, oder ein juristisches Problem, oder was auch immer. Ulrich Enzensbergers "Die Jahre der Kommune I" jedenfalls kann auch im emphatischen Sinn als Sachbuch gelten, weil dem Leser mit der Biographie Enzensbergers nur ein unaufdringlicher roter Faden durch die Bewegungen, Pläne und Gedankenwelten der "68'er" (und ihren Gegenspielern im Establishment) zugespielt wird. Das "Ich" dieses autobiographischen Sachbuchs gibt sich nicht in effenbergischer Setzung ("Ich hab's allen gezeigt") als das Zentrum und Urheber der Erzählwelt aus, sondern findet erst in der permanenten Spiegelung mit Zeitgeschichten und -genossen zu sich selbst. Erst wenn das Private politisch wird, kann die Autobiographie zum Sachbuch werden. Nicht wahr!?

* ULRICH ENZENSBERGER: DIE JAHRE DER KOMMUNE I. BERLIN 1967 – 1969.

Kiepenheuer und Witsch 2004, 415 S. 24,90 Euro.

* ANNETT GRÖSCHNER

Gute Sachbuchforscher (und solche, die es werden wollen) sollten auf jeden Fall Sergej Tretjakows Essay "Biographie des Dings" zur Kenntnis genommen haben, der, nur fünf Seiten lang, so manches dickleibige Sachbuch ersetzt.

Was sein fast gleichaltriger Künstlerkollege und Landsmann, der Regisseur Dsiga Wertow für die Ästhetik des Dokumentarfilms und des intelligenten Werbeclips ist, ist Sergej Tretjakow für das "Qualitätssachbuch" (Sigrid Löffler). Eigentlich war seine Theorie gegen den die Wirklichkeit mit seinen Nervenfiebern und Freizeitwehwechen subjektivierenden Romanhelden geschrieben, hat dann aber doch eher das Sachbuch revolutioniert. Die kompositionelle Struktur der "Biographie des Dings" läßt sich nach Tretjakow mit einem Fließband vergleichen, auf dem das Rohprodukt entlanggleitet und sich erst durch menschliche Bemühungen zum nützlichen Ding entwickelt. Die Menschen selbst treten mit dem Ding durch ihre soziale Seite in Berührung.

Der Essay, der 1929 erstmalig in dem Band *Literatura Fakta* erschien, ist im Moment nur antiquarisch erhältlich, was gegen den Sachbuchmarkt spricht.

Zuletzt erschien er in:

* SERGEJ TRETJAKOW: GESICHTER DER AVANTGARDE. PORTRÄTS – ESSAYS – BRIEFE, hrsg. von Fritz Mierau.

Aufbau-Verlag 1985, 2. Auflage 1991

* ERHARD SCHÜTZ:

Gute Sachbuchforscher (und solche, die es werden wollen) sollten auf jeden Fall dieses eine Buch lesen, denn besser geht's ja wohl kaum noch: Das ist wahrlich Champions League – wenn man ein Sachbuch schreibt, das zum ordinären Lesen einfach viel zu dick und zu dicht ist (und von dem man abgespeckte Lieferungen über die letzten Jahre in der "New York Review of Books" schon hat erhalten können), das aber zu Rezensionen stimuliert, die nur den zündenden Titel paraphrasieren, aber jedermann (und -frau) sofort und absolut davon überzeugen, dass man es unbedingt haben, nicht aber unbedingt lesen muss, weil man ja schon alles weiß, wenn man den Titel nachbuchstabiert. Und wenn dann auch noch die entsprechenden Interviews in den entsprechenden Zeitungen folgen, dann ist die hall of fame endgültig geschafft! Die Rede ist nicht von Oswald Spenglers "Untergang des Abendlandes", sondern von:

* JARED DIAMOND: KOLLAPS. WARUM GESELLSCHAFTEN ÜBERLEBEN ODER UNTERGEHEN.

S. Fischer 2005, 648 S. 22,90 Euro.

* DAVID OELS:

Gute Sachbuchforscher (und solche, die es werden wollen) sollten auf jeden Fall Rolf Hosfelds Buch über den Völkermord an den Armeniern lesen. Denn erstens kann man dann in der Auseinandersetzung um den Prozeß gegen Orhan Pamuk noch besser mitreden. Zweitens kann man lernen, was eine gute Idee ist, drittens, wie man sie verschenkt. Der Autor beginnt nämlich mit der armenischen Operation "Nemesis", die in den zwanziger Jahren Attentäter auf die

türkischen Verantwortlichen ansetzte – ein Thriller. Dann verpasst Hosfeld aber die gute Gelegenheit, tatsächlich seine Geschichte über diese späte Rache und die daran Beteiligten zu erzählen. Stattdessen verfällt allzu oft in schlichte Aufzählungen der Ereignisse. Viertens kann sich der Sachbuchforscher an einen Roman erinnern, nämlich Franz Werfels “Die vierzig Tage des Musa Dagh”, und sich fragen, was Roman und Sachbuch unterscheidet und verbindet, und warum der eine eben nicht nur erbaut und unterhält oder das andere nicht nur belehrt.

* ROLF HOSFELD: OPERATION NEMESIS. DIE TÜRKEI, DEUTSCHLAND UND DER VÖLKERMORD AN DEN ARMENIERN.

Kiepenheuer & Witsch 2005, 368 S. 19,90 Euro.

1.9 Stephan Porombka | Wissenschaftsfiktion nach Lehrplan – Wie man über Naturwissenschaften kreativ schreiben kann (und könnte)

Das Stuttgarter Literaturhaus organisiert seit 5 Jahren Schreibwerkstätten für Jugendliche. Im Angebot sind die Klassiker des Kreativen Schreibens: Lyrik, Prosa, Reportage und Drama, dazu – als Einübung in neuere Formen der populären Kultur – Rap und Comic. Seit dem Frühjahr 2003 steht auch das Schreiben über Naturwissenschaften auf dem Werkstattplan. Science & Fiction heißt das Projekt, und mit dem Titel ist bereits die Schreibrichtung bestimmt. Zuerst kommen die Wissenschaften, dann kommt die Literatur. Erst die Fakten, dann die Fiktion. Jetzt haben Erwin Krottenthaler und Claudia von See als Organisatoren dieses Projekts einen Band herausgegeben, in dem die Basistexte und die Ergebnisse der ersten Kurseinheiten dokumentiert sind: Von Science zu Fiction. Wissenschaft mit anderen Worten (S. Hirzel-Verlag, Stuttgart 2006, 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, € 19,80).

Die Teilnehmer, so heißt es dort, sollen „sowohl naturwissenschaftliche Sachverhalte in ihrer Komplexität erfassen als auch zu den angesprochenen Themen eigene Texte schreiben“. Ausgangspunkt ist die Überzeugung, dass über „Literatur, Musik, Film oder Theater [...] naturwissenschaftliche Themen einem breiten Publikum zugänglich gemacht werden [können]. Die Wirkung der ent-

sprechenden Werke reicht von der Vermittlung naturwissenschaftlicher Inhalte bis zur kritischen Auseinandersetzung mit damit verbundenen ethischen und philosophischen Fragestellungen.“

Also zuerst die Fakten. Ralf Dahm, Forschungsgruppenleiter in der Abteilung Neuronale Zellbiologie am Zentrum für Hirnforschung der Medizinischen Universität von Wien, skizziert auf zehn Seiten eine „sehr kurze Geschichte der Entwicklungsbiologie“. Hans Günter Gassen, bis vor kurzem noch Leiter des Fachgebietes Biochemie an der TU Darmstadt, schreibt über „Dein Gehirn, das unbekannte Wesen“. Ein Chefarzt referiert über die „Pathologie im Wandel“, ein Zoologe über den „Fußboden im Literaturhaus: 150 Millionen Jahre alte Fossilien im Treuchtlinger Marmor“ und über die Schwierigkeiten, eine scharfe Grenze zwischen Tier und Mensch zu ziehen.

Auf diese Beiträge, die während der Seminare mit Wissenschaftlern diskutiert und um die Lektüre von Zeitungsartikeln ergänzt wurden, antworten die Texte der Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Sandra Schneider, 20 Jahre, setzt ein kleines Gespräch zwischen zwei Zellen in Szene, „Ort: Eine Blutbahn“. Franziska Rost, 15 Jahre, lässt einen Zebrafisch als „Held der Petrischale“ aus der Ich-Perspektive erzählen. Rainer Engelken, 19 Jahre, protokolliert das „Stammischgeplauder im siebten Himmel“ zwischen einem Tyrannosaurus, einem Stegosaurus und einigen anderen Verwandten: „Mal ganz langsam, Tyranny, ein alter Flugsaurier ist keine Concorde“.

So ist die Fiction, die hier auf die Science antwortet, durchweg eine, mit der das jeweilige Thema in eine kurze Sinngeschichte übersetzt wird („So lange wir unseren Planeten nicht zerstören, ist noch alles offen“). Meist sind es humoristische Dialoge, in denen etwa „Dr. Dr. Reptil“ auftritt, der Gorilla mit dem Menschen streitet, Forscher in imaginierten Alltäglichkeiten ihre Forschungsergebnisse erklären müssen (Charles Darwin und seine Schwiegermutter) oder die Gegenstände selbst zur Sprache kommen („ich armer Ammonit“). Im Vordergrund fast aller Texte steht ein etwas hölzern wirkendes didaktisches Moment. Literarisierung dient durchweg der Modellierung exemplarischer fiktiver Settings, in denen wissenschaftliche Inhalte so aufbereitet werden, dass sie einfacher zu verstehen sind. Folglich geht es nicht um die Frage nach dem Status der Wissenschaft oder der Literatur. Es geht um die popularisierende Darstel-

lung wissenschaftlicher Ergebnisse, die selbst wiederum populärwissenschaftlichen Darstellungen oder Schulbüchern entnommen sind.

Es ist diese Ausrichtung des Projekts, die den Abdruck der so genannten „Gastbeiträge“ ein wenig aufgesetzt erscheinen lassen. So spricht der legendäre Autor und Chemiker Carl Djerassi als Gast über seine literarischen Strategien, „Naturwissenschaften in das Bewusstsein [zu] schmuggeln“. Ernst Peter Fischer, der es mit seinen populären Sachbüchern problemlos in die Bestsellerlisten schafft, erklärt, warum Wissenschaft immer auch Fiktion ist und die Literatur braucht. Schließlich lobt die Schriftstellerin Ulrike Draesner (die im Buch, wie alle Autoren, der Wissenschaftlichkeit halber mit Titel vorgestellt wird: „Dr. Ulrike Draesner“) den Reichtum, der sich durch Schriftlichkeit herstellt und der aus möglichen Lesbarkeiten von dem besteht, was sie mit Worten fixiert. „Ich aber schaue lieber über den Tellerrand. Exakt dafür ist nach meinem Verständnis Literatur gemacht. Ich, als Autorin, fahre los. Jeder, der später einsteigt und sich auf die Lesereise einlässt, folgt auf seinem eigenen Weg.“

Dass die Werkstatttexte all das nicht mal im Ansatz einlösen, liegt keineswegs am Alter der Teilnehmer. Es liegt am Programm der Werkstatt. Weder ist das Ziel, ein Gefühl für die Literarisierung, Narrativierung und Popularisierung der Wissenschaften zu entwickeln, noch geht es darum, die Eigentümlichkeit (im Sinne Draesners: den „Reichtum“) der Wechselbeziehungen von Science und Fiction zu erforschen. Vielmehr sollen die Jugendlichen soweit für Themen interessiert werden, dass sie den Stoff besser begreifen, der in der Schule unterrichtet wird. „Hierbei werden Fakten mit der eigene Phantasie und den eigenen Vorkenntnissen verknüpft“, schreibt eine Biologielehrerin, die mit ihren Schülern am Projekt teilgenommen hat. „Auf diese Weise wird neu Gelerntes im Langzeitgedächtnis abgespeichert.“

Umgesetzt wird damit ein in der Schule weit verbreitetes Konzept des Kreativen Schreibens, das bei der Erfüllung des Lehrplans helfen mag, dem Verständnis (und der Operationalisierung) der Literatur oder der Wissenschaften aber kaum. Fiction wird als pädagogisches Gleitmittel eingesetzt, und Science erscheint vor allem in ihren Resultaten. Dass das Schreiben eingesetzt werden kann, um nicht nur Ergebnisse zu verdoppeln, sondern sich überhaupt erst einmal mit Notizen und Skizzen, mit kleinen Porträts und der Beschreibung

von Eindrücken und dem Protokollieren von Szenerien den eigentümlichen Wirklichkeiten der Wissenschaften zu nähern (ihren Laboratorien, ihren Experimenten, ihren Sprachregelungen, ihren Ordnungszwängen, ihren präparierten Gegenständen, ihren habituellen Grundmustern) – all das kommt dabei nicht in den Blick. Auch wenn man sich auf Kreativität beruft: In einer solchen Werkstatt lernt man nicht, Wissenschaft aufmerksam zu beobachten und durch die Erfindung neuer Strategien zu beschreiben. Die Teilnehmer werden vor allem darin geschult, Fiktionen zu erfinden, mit denen wissenschaftliche Topoi bestätigt werden, bevor man überhaupt etwas von ihren Entstehungsbedingungen versteht.

Würde man aber genau das vermeiden wollen, müsste man sich an ein Konzept des Kreativen Schreibens halten, dass sich der Erfahrung von Wirklichkeit verpflichtet, statt reflexartig auf die vermeintlich kreative Erfindung von Fiktionen zu setzen. Ein Werkstattplan dafür sähe wohl anders aus: Die Teilnehmer hätten sich der Fremdartigkeit der Wissenschaften auszusetzen. Sie müssten sich in Laboratorien begeben, von denen sie vorher nicht wissen, was in ihnen erforscht wird. Und sie müssten Wissenschaftler begleiten und interviewen, die sie vorher noch nie gesehen haben. Sie würden die abstrusesten wissenschaftlichen Bücher aus den letzten Jahrhunderten wie Zauberbücher lesen, deren Formeln sie nicht entziffern können, aber doch entziffern müssen. Und für all dieses Fremde und Unbekannte müssten sie Beschreibungsstrategien – und das heißt: Erzählweisen – erfinden, die helfen, überhaupt erst einmal zu verstehen, was da eigentlich vor sich geht. Zu übersetzen wären dann nicht fertige Ergebnisse. Mitzuteilen wären in den Texten die Versuche, sich den Wissenschaften nähern kann.

Denkt man über Seminare nach, die Jugendliche in die Recherche- und Erzählprinzipien des Wissenschaftsjournalismus oder des populären Sachbuchs einführen (und sie nicht auf den schulischen Lehrplan verpflichten), sollte man sich versuchsweise an diese – der Wirklichkeit zugewandten – Seite des Kreativen Schreibens halten. Denn erst auf diese Weise könnte man das Zusammenspiel von Science und Fiction in ein ernsthaft experimentelles verwandeln, in dem sich etwas über die Paradoxien des Erzählens von Wirklichkeit lernen und problematisieren ließe.

Der Entwurf eines solchen Gegenkonzepts soll allerdings das Verdienst der Stuttgarter Werkstätten nicht wirklich schmälern. Der Versuch, der dort unternommen wurde, ist sehr genau durchdacht und mit großem Engagement durchgeführt. Und der Band, den die Organisatoren zur Dokumentation des Science & Fiction-Projekts herausgebracht haben, legt das gesamte Verfahren so offen, dass er Diskussionen über die Ausrichtung von Schreibprojekten, die sich im weitesten Sinn mit Naturwissenschaften beschäftigen, überhaupt erst einmal anstoßen kann. So werden von den Herausgebern nicht nur die Arbeitstexte, die Diskussionsbeiträge und die Ergebnisse der Teilnehmer dokumentiert. Im letzten Abschnitt des Bandes sind auch Erfahrungsberichte abgedruckt, in denen die Organisatoren und Leiter der Schreibwerkstatt das ganze Unternehmen Revue passieren lassen und konkrete Probleme und Lösungsvorschläge benennen.

Herausgekommen ist also ein Arbeitsbuch, das all denen, die Seminare zur Einführung in den Wissenschaftsjournalismus oder das populäre Sachbuch durchführen, genug Stoff zur Auseinandersetzung gibt. An der Konzeption des Bandes werden sich deshalb auch all jene orientieren müssen, die andere Schreibkonzepte für wünschenswerter halten.

1.10 Annett Gröschner | Das Sachbuch auf der Leipziger Messe

Aus Leipzig kam vor Jahrzehnten die Parole „Schneller, höher, weiter“, die den zwiespältigen Aufstieg des DDR-Leistungssports ideologisch begleitete. Ähnliches scheinen die Veranstalter der Leipziger Buchmesse im Sinn zu haben, wenn sie Jahr für Jahr neue Besucherrekorde anstreben und dafür keine Mühe scheuen. Am Freitagabend sprach die Hallensprecherin mit triumphierendem Unterton in der Stimme von zehn Prozent mehr Besuchern als im letzten Jahr. Es sollte noch besser kommen. Die Jugendlichen, die sich am Samstagmorgen gegen zehn Uhr zu Massendemonstrationen auf dem Leipziger Hauptbahnhof formierten und zu verstopften S-Bahnen und Einbahnstraßenverkehr in den Übergängen zwischen den Messehallen beitrugen, schienen neben ihrer Gestalt auch die Besucherzahlen in den Bereich der Fiktion zu verweisen. Denn sie ka-

men allesamt als Mangafiguren verkleidet, die freien Eintritt bekamen. Sie stellten die Masse der 126.000 Besucher. Das war am Ende mit 17% Zuwachs neuer Messerekord. Ob sich die Verkleideten außer für Mangas auch noch für andere Bücher interessierten, ist wohl unerheblich.

Der Behauptung eines wendebedingten Geburtenschwundes im Osten mochte man zwischen der geballten Masse Jugend nicht mehr so recht Glauben schenken, auch wenn Frank Schirmmacher, im Umfeld der Messe unterstützt von seinem gut geölten Medienmaschinchin, in seinem neu erschienenen Sachbuch „Minimum“ das Aussterben eines ganzen Völkerstammes prophezeit. Es hielt sich das hartnäckige Gerücht, das Buch würde gebärfähigen deutschen Besucherinnen der Leipziger Buchmesse geschenkt, um sie zur Familiengründung zu animieren.

Pünktlich zur Messe erschien eine Erhebung des Leipziger Instituts für empirische Forschung, nach der der gemeine Ostdeutsche 2005 im Schnitt zwölf Bücher gelesen hat, nicht gerechnet Schul- und Lehrbücher. 70% der Leserinnen und Leser bevorzugten Belletristik, 40 Prozent griffen regelmäßig zu Reisebüchern und Reiseführern und 20 Prozent zu Sach- oder Ratgeberbüchern.

Was uns natürlich wieder zu der Frage führt, welche Bücher zum Genre des Sachbuchs zu rechnen seien. Folgt man der Lesart des Sachbuchforums in Halle 3, ist es ein Gemischtwarenladen, in dem alles unterkommt, was sich nicht rechtzeitig bei „Leipzig liest“ angemeldet hat. Von „Jetzt lebe ich richtig“, über „Grausame Mutter“, „1956 – Die DDR am Scheideweg“, „Venusfrauen“, „Der Teufel hat den Marx gemacht“, „Mut zum Aufbruch, deutscher Mittelstand!“ bis zur Präsentation des Forschungsprojektes „Das populäre deutschsprachige Sachbuch“ war alles dabei.

Den diesjährigen Preis der Leipziger Buchmesse in der Kategorie Sachbuch gewann, Genre hin oder her, ein Essayist, der Österreicher Franz Schuh mit seinem Buch „Schwere Vorwürfe, schmutzige Wäsche“. Kein einziges der fünf nominierten Sachbücher war vorher auf einer der einschlägigen Bestsellerlisten aufgetaucht. Da tummeln sich momentan eher zweifelhafte Ratgeber und Erfolgsrezeptnackkoher. In der letzten Sendung „Druckfrisch“ hatte Dennis

Scheck fast die gesamte Sachbuchliste als unzumutbar, sinnlos und überflüssig ins Altpapier geschickt.

Im letzten Börsenblatt dagegen hat Sigrid Löffler mit dem Amazon-Hobbykritiker Thorsten Wiedau über den Unterschied zwischen anspruchsvoller Literaturkritik und Hobbyrezension gestritten. In der Belletristik im engeren und strengeren Sinn sowie im Bereich des Qualitätssachbuchs habe die Literaturkritik Gewicht, ihr Urteil sei glaubwürdig, so Sigrid Löffler. Die Zielgruppe sei klar konturiert: der anspruchsvolle Konsument, der im unübersichtlichen Gemenge des Buchmarktes nach Orientierung verlange. Dagegen bezweifelte Wiedau, ob das, was in den Feuilletons als Toptitel eingeschätzt wird, tatsächlich die literarischen Trends im Lesepublikum abbildet. Viele Leser von professionell verfaßten Kritiken seien eher gelangweilt.

Damit das Internet nicht nur von Hobbyrezensenten bevölkert wird, werden wir Ihnen im nächsten Monat auf unserer Website www.sachbuchforschung.de die neue Rubrik Sachbuchrezensionen vorstellen. Kurzweilig und professionell, versteht sich.

1.11 Andy Hahnemann | Lob des Unwissens – Ein Interview mit Kathrin Passig

*Kathrin Passig (*1970) hat für ihren Text "Sie befinden sich hier" den diesjährigen Ingeborg-Bachmann-Preis verliehen bekommen. Zu der folgenden Diskussion über die Frage, ob es sich dabei überhaupt um „ernst gemeinte“ Literatur handeln würde, hat nicht unwesentlich beigetragen, dass sie derzeit nicht an ihrem ersten Roman, sondern an einem Sachbuch arbeitet: ein „Lexikon des Unwissens“, das 2007 bei Rowohlt Berlin erscheinen wird. Grund genug für die Sachbuchforschung einmal nachzufragen.*

Frau Passig, Sie arbeiten gerade an einem Lexikon des Unwissens. Was wird der erste Eintrag sein?

Alphabetisch der Erste? Aale. An dem Lexikon arbeite ich mit Aleks Scholz in einem Wiki zusammen, weil er in Kanada wohnt und es so am einfachsten ist. Anfangs habe ich ihm, um das Eintragsprinzip zu verdeutlichen, drei Beispie-

leinträge angelegt. Bei den gelben Seiten ist das immer Aal und Zylinderstifte und so hatte ich Aale, Gott und Zauberei gewählt; alle drei im Grunde nur sinnlose Platzhalter. Aleks dachte aber, ich wüsste irgendwas über Unwissen über Aale, was er nicht wisse und hat angefangen zu recherchieren. Er hat dabei festgestellt, dass es tatsächlich ganz viel Unwissen über Aale gibt. Deshalb haben wir jetzt einen Eintrag über Aale.

Was wissen wir denn nicht über Aale?

Man weiß, wo die jungen Aale herkommen, und man weiß, dass die alten Aale irgendwann die Flüsse im Binnenland wieder verlassen und zurück ins Meer schwimmen. Es ist aber bisher offenbar noch nicht gelungen, Aale tatsächlich bei der Fortpflanzung zu ertappen. Irgendwo zwischen Brutort und zurückwandern verliert sich die Spur. Ich weiß nicht, ob das wirklich sehr schwer zu erforschen ist oder ob es einfach daran liegt, dass die Aalforschung so ein Forschungsbereich ist, für den es wegen mangelnder Dringlichkeit keine Gelder gibt. Aber man bräuchte eigentlich Sender an Aalen, die über sehr lange Zeit funktionsfähig bleiben, damit man den Aal nicht aus den Augen verliert.

Es klingt ja wirklich auch nicht einfach, Sender an Aalen zu befestigen... Wie gehen Sie vor? Unwissen ist ja schwierig zu recherchieren.

Allerdings, das hab ich mir auch leichter vorgestellt. Es ist unterschiedlich. Relativ ergiebig waren diese Frage-Antwort-Bände, von denen es in den letzten 15 Jahren sehr viele gab. Meistens sind sie aus Zeitungskolumnen entstanden, in denen Leserfragen von Experten oder anderen Lesern beantwortet werden. Ich habe jetzt einen Stapel von diesen Dingen zu Hause liegen, das ist relativ langweilig auf die Dauer, weil überall wieder das Gleiche drin steht. Warum ist der Himmel blau und so weiter. Aber in jedem dieser Bücher kommen so ungefähr ein bis zwei Halbsätze vor, wo jemand zugibt, dass man irgend etwas tatsächlich nicht so genau weiß. Dann hat es sich eben doch gelohnt, das alles durchzugucken. Und dann haben wir ein bisschen, nicht viel, durch irgendwelche Google-Begriffe gefunden. Etwa mit „weiterhin unklar“ oder irgend so etwas. Aber das ist sehr mühsam. Und Fachleute fragen hat als komplett unergiebig erwiesen. Das Interesse am Unwissen ist offenbar kein sehr verbreitetes und die Wissensbeilagen oder Wissensseiten von Zeitungen sind sehr unter-

schiedlich unwissensinteressiert. Die Süddeutsche kennt praktisch kein Unwissen, während die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung sehr unwissensfreudig ist. Die haben öfter mal große Beiträge über Unwissensthemen.

Ich stelle mir vor, dass es auch nicht ganz einfach ist, zu bestimmen, was Unwissen überhaupt ist. Meistens gibt es ja verschiedene Antworten auf ein und dieselbe Frage, und manchmal gibt es die Frage überhaupt nicht. Wie unterscheidet man zwischen dem, was man weiß und dem, was man nicht weiß?

Wir haben dafür eine Unwissenheitsdefinition geschrieben. Zum einen kann nur dasjenige Unwissen überhaupt beschrieben werden, dessen Ränder wir im Moment kennen. Es gibt natürlich Unwissen, von dem wir gar nicht wissen, dass wir da irgendwas nicht wissen. Dem können wir uns in dem Buch nicht widmen. Aber es gibt eben auch diese weißen Flecken auf der Landkarte, wo man rundum das Land schon kennt und jetzt nur noch diesen weißen Fleck füllen müsste. Das ist die eine Voraussetzung. Zum anderen beschäftigen wir uns nicht mit Fragen, auf die es vorhersehbar keine klare Antwort mehr geben kann. Es gibt ja viele Fälle von irgendwelchen auf dem Meer aufgefundenen treibenden Schiffen, wo die ganze Besatzung fehlt oder so was. Da existiert zwar immer noch der Hauch einer Chance, dass irgendwann noch einmal eine Flaschenpost mit dem Tagebuch des Kapitäns auftaucht, aber so etwas haben wir auch raus gelassen, weil wir schon gern Fragen hätten, bei denen eine mögliche Beantwortung realistisch erscheint.

Also die Frage nach den Außerirdischen – direkt raus.

Nein, ich glaube das haben wir auf der Liste stehen. Das ist ja eine im Prinzip beantwortbare Frage. Es kann sein, dass die Außerirdischen irgendwann mal an der Tür klingeln und dann weiß man: es gibt sie. Falsifizierbar ist es natürlich nicht so leicht. Aber wir haben uns bemüht, das Esoterische raus zu lassen. Diesen Pyramiden und Stonehenge-Kram wollen wir nicht behandeln. Es ist nicht ganz klar, wie weit sich das durchsetzen lassen wird, denn der Verleger wünscht sich so ein, zwei dieser klassischen Pyramiden-Themen, weil er das für gut verkäuflich hält. Es kann also sein, dass es doch rein muss.

Es gibt noch einen dritten Punkt bei unserer Definition. Bei manchen Fragen ist es klar, dass in dem Moment, wo sich eine Lücke auftut, fünf Forscher kommen

und sagen, sie hätten die Antwort. Aber so lange diese Antworten sich nicht zur Deckung bringen lassen, betrachten wir das als Unwissen. Manchmal ist es so, dass 99% der Forscher der einen Meinung sind und dann noch ein Prozent eine Minderheitenmeinung vertritt. Das behandeln wir auch nicht. Wir hätten schon gern eine prozentual nennenswerte Uneinigkeit.

Sind Sie eigentlich enttäuscht, wenn Sie auf eine Frage eine Antwort finden, von der Sie eigentlich gedacht hätten, da ist jetzt ein weißer Fleck auf der Landkarte?

Wir haben ja bisher nur zehn Einträge wirklich fertig, und bei diesen zehn ist es noch nicht vorgekommen. Auf unserer langen Liste mit Vorschlägen mussten wir allerdings schon ein paar Sachen streichen, weil sich sehr schnell herausgestellt hat, dass es eben doch aufgeklärt ist. Aber man merkt das recht schnell. Ich habe letzte Woche über das Tunguska-Ereignis geschrieben und war anfangs enttäuscht, weil ich mir den deutschen und den englischen Wikipedia-Eintrag angesehen habe, und da scheint alles ganz klar zu sein. Ich dachte „schade, das wäre ein schönes Thema gewesen“, habe dann aber gemerkt, dass beide Wikipedien Unrecht haben. In Wirklichkeit weiß man tatsächlich gar nicht so genau, was passiert ist. Wikipedia ist auch sehr unwissensunfreundlich. Ganz selten hat man mal auf den Diskussionsseiten der Einträge eine offene Frage, auf die dann meistens auch keiner eingeht. Ist ja auch klar, die Einträge werden von Leuten geschrieben, die sich mit irgendeinem Thema gut auskennen. Aus verschiedenen Gründen sagt man dann nicht gern, dass man etwas nicht weiß.

Haben Sie Vorbilder für Ihr Buch? Gibt es eine Traditionslinie, in die Sie sich stellen?

Eigentlich nicht. Wir haben einen sehr ordentlichen Vorschuss für das Buch erhalten. Das hat sicherlich damit zu tun, dass in den letzten Jahren diese „Schotts Sammelsurien“ sehr gut gegangen sind. Aber eigentlich geht das gar nicht in die Richtung von dem, was wir machen wollen. Wir betreiben ja keine Kuriositätenforschung. Die Beiträge sind fünf bis zehn Seiten lang, und wir bemühen uns, dass sie auch für interessierte 14-jährige verständlich sind. Nicht zuletzt, weil ich so etwas in dem Alter selbst gern gelesen hätte. Ich war damals

sehr enttäuscht, dass alles schon so erforscht und bekannt wirkte. In diesem Alter ist man ja noch am begeistertsten von Unwissenheitsfragen. Dazu gibt es auch historische Beispiele. Schliemann etwa hat irgendwann in jungen Jahren gelesen, dass Troja noch unentdeckt ist und sofort beschlossen es zu entdecken. Ist doch toll. Oder denken Sie an Einstein. Dem hat man geraten, sich nicht auf die Physik zu werfen, sondern irgendetwas anderes zu machen, weil in der Physik alles schon erforscht sei. Das ist ein Trugschluss, der nicht auszurotten ist. Zu jeder Zeit glauben die Leute, es sei jetzt aber wirklich mal alles erforscht. Das ist eigentlich sehr weit von den Tatsachen entfernt.

Dann ist es weniger das Alltagsunwissen, was Sie fasziniert, als die ganz großen Fragen: Weltall, Erde, Mensch?

Wir haben schon so ein paar Themen drin wie „Gähnen“ und „Juckreiz“, aber die machen alles in allem vielleicht fünf Prozent des Buches aus. Zu den Vorbildern noch: Nach dem Bachmannpreis hat mir jemand aus Bayern, ein der Handschrift und dem Stil nach älterer Herr, ein Buch zugeschickt, das in den 70er Jahren erschienen ist und „The Encyclopedia of Ignorance“ heißt. Ein tolles Buch, auch sehr hilfreich, allein wenn man sich ansieht, was vor dreißig Jahren schon unbekannt war. Das ist relativ nah an dem, was wir machen. Die einzelnen Beiträge sind aber von Wissenschaftlern geschrieben, und auch entsprechend spezialisiert. Das Ganze ist mindestens für Studenten geschrieben und die Beiträger behandeln meistens eine ganz spezielle Frage aus ihrem Forschungsbereich. Interessant ist da, dass mehr als die Hälfte des Buchs mit Astronomie gefüllt ist. Ich glaube, für die Geisteswissenschaften gibt es höchstens einen Eintrag. Auch wir müssen uns sehr am Riemen reißen, um nicht das ganze Buch mit Astronomie und Kosmologie zu füllen, weil da das Unwissen am offensichtlichsten ist.

Geisteswissenschaften kommen bei Ihnen aber auch nicht vor, oder?

Wir geben uns Mühe, aber es ist nicht so einfach, weil Geisteswissenschaften selten klar umrissenes Unwissen haben. Ich hab ein wenig mit den Ursachen für die Weltwirtschaftskrise von 1929 geliebäugelt, aber das Problem ist halt: Wenn man da nur ein wenig recherchiert, dann merkt man sofort, dass es fünfundzwanzig Erklärungsmodelle gibt, es aber schwer vorstellbar ist, dass

sich eines von diesen 25 Modellen als richtig erweist und die anderen als falsch. Es ist eine Frage der Gewichtung und das ist im Vergleich mit den anderen klaren Unwissensthemen, die wir haben, so unangenehm wischi-waschi, dass ich es ungern anfassen würde.

Im Grunde ist es ja so eine Art umgekehrtes Sachbuch, das Sie schreiben. Die weißen Flecken, die in hundertjähriger Arbeit und in zahlreichen populären Sachbüchern ausgetilgt wurden, sollen wieder aufgemacht werden.

Es macht einen auch ein bisschen skeptischer. Ich merke das beim Lesen von irgendwelchen Beschreibungen von Wissen, dass mir stärker auffällt: Hier stellt jemand die Sache einfacher dar als sie wirklich ist. Ich weiß eigentlich gar nicht, was dagegen spricht, zuzugeben, dass man irgendetwas nicht weiß. Vielleicht, weil es mehr Recherche erfordert, über Unwissen zu schreiben, als über Wissen. Als Journalist hat man ja meistens gar nicht die Zeit, sich in eine Sache zu vertiefen. Selten hat man mal ein Sachbuch in der Hand, in dem das Unwissen wirklich markiert wird. Ich bin auf die Idee zu diesem Buch gekommen, als ich, das ist jetzt schon fünf Jahre her, „Pest, Not und schwere Plagen“ gelesen habe. Das ist von einem Deutschen geschrieben, Vasolt heißt der Mann. Der schreibt als Historiker ganz ausführlich über die Pest und gibt auch sehr offen alles zu, was man nicht weiß. Das war für mich das erste Sachbuch, das ich in der Hand hatte, wo jemand so genau auf die offenen Fragen eingeht. Ich war begeistert davon und dachte, davon würde ich gern noch viel mehr lesen. Es gibt aber so wenig derartige Bücher, so dass ich's jetzt doch selber machen muss.

Haben Sie einen Lieblingseintrag? Also einen, der Ihnen am meisten Spaß gemacht hat, bei dem Sie selbst ganz fasziniert waren?

Kann ich jetzt nicht sagen. Ich finde sie alle toll. Sehr gefreut habe ich mich auf „Klebeband“, weil man nicht so genau weiß, warum überhaupt irgendwas klebt. Festgestellt habe ich aber dann, dass ich entweder noch zu wenig Material habe oder dass es ein teuflisch schwer zu recherchierendes Thema ist. Deswegen ist das Klebeband jetzt erstmal steckengeblieben.

Haben Sie irgendwann aufgegeben, weil Sie gesehen haben, dass das Thema zu speziell wird?

Das Problem ist, dass man schon auf gute Vorarbeiten angewiesen ist. Ich hatte ein sehr gutes Buch über dieses Tunguska-Ereignis, wo auch alle diese Theorien mit ihrem Für und Wider dargelegt wurden, aber fürs Klebeband gab es nur kurze Einträge in irgendwelchen physikalischen Grundlagenwerken und extrem spezialisierte Forschungsbeiträge, und dazwischen klafft einfach eine große Lücke, die ich nicht aus eigener Kraft füllen kann.

Aber es ist schon interessant: Wir haben wirklich versucht, Leute, die irgendetwas Wissenschaftliches machen, nach offenen Fragen und Wissensthemen zu befragen. Von denen hat fast niemand verstanden, worauf es uns ankam, und die meisten haben gesagt: Nö, dazu fällt mir nichts ein.

Ist vielleicht ein bisschen zu unspezifisch, Unwissen...

Aber die haben doch alle ein Spezialgebiet, da wird doch irgendetwas unbekannt sein. Ich habe eher das Gefühl, dass die Frage noch nicht so richtig im Bewusstsein verankert ist. Mich erinnert das so ein bisschen an die „Spinne in der Yuccapalme“ von Brednich. Der hat Anfang der 90er Jahre das Thema der Urban Legends erstmals ins Bewusstsein gerückt, und das hat seitdem auch einen ganz anderen Stellenwert als Konversationsthema. Früher konnte man ganz einfach sagen: Ja, und dann packt die Frau zu Hause die Mikrowelle aus, und dann steht da schon die Polizei vor der Tür, weil, es ist gar keine Mikrowelle, sondern 'ne Radarfalle. Das geht jetzt als Partygesprächsthema nicht mehr. Jeder sagt dann sofort: klar, steht in Band drei der „Spinne in der Yucca-Palme“. Aber auch bei Geschichten, die da nicht drinstehen, fallen einem jetzt bestimmte Punkte auf, die sehr Urban-Legend-verdächtig sind. Daraus ist wirklich eine Kategorie geworden, die es vorher nicht gab. Die Frage nach dem Unwissen steht noch, verglichen mit den Urban-Legends, auf dem Stand der 80er Jahre. Zuerst fällt einem dazu überhaupt nichts ein, aber wenn man anfängt, darüber nachzudenken, sieht man es plötzlich überall. Eine heimliche Wunschvorstellung von mir ist, dass auch das „Fakten-ins-Gespräch-einwerfen“ wieder ein bisschen zurückgeht, zugunsten von Gesprächsbeiträgen, die sagen: aber das weiß man doch gar nicht so genau.

Haben Sie Angst, dass wenn das Buch nächstes Frühjahr rauskommt, ganz viele Günther- Jauch-Fans oder Professoren beim Verlag anrufen und sagen: Stimmt nicht, wissen wir doch alles?

Wird sicher passieren. Wir schicken aber alle Beiträge noch mal an einen Experten raus. Das ist meistens jemand, bei dem sich bei den Recherchen rausgestellt hat, dass er erstens in Deutschland sitzt, weil er den Text ja verstehen muss, und zweitens relativ weit vorne in seinem Fach ist. Wir haben aber leider gemerkt, dass auch das nicht so gut funktioniert, weil die Experten eben oft nicht verstehen, was wir von ihnen wollen. Aber wir haben es dann zumindest versucht und manche sind auch sehr hilfreich. Klar ist aber auch, dass, wenn es eine zweite Auflage oder eine Taschenbuchausgabe geben wird, wir noch mal ran müssen, um an den Feinheiten zu schrauben.

Sie schreiben ja auch ein wenig gegen die Zeit, denn viel von dem, was nicht bekannt ist, wird es ja vielleicht irgendwann sein. Eigentlich müsste die zweite Auflage kürzer werden als die erste.

Das wäre das Ideal: ein Buch, das in allen Folgeauflagen immer kürzer wird. Haben wir auch schon im Voraus drinstehen. Aber es stimmt natürlich so nicht, denn wir haben ja Stoff für 24 Bände, und daraus machen wir jetzt erstmal einen. Insofern ist es unwahrscheinlich, dass er sehr schnell dünner werden wird.

Letzte Frage: Haben Sie ein Lieblingssachbuch?

Ein Sachbuch, von dem ich in letzter Zeit sehr begeistert war, ist „Stiff“ von Mary Roach über das, was mit Leichen nach dem Tod passiert. Sie zieht rum und interviewt Beerdigungsunternehmer, Pathologen und alle, die sonst noch mit Leichen zu tun haben. Es hat mir deshalb gut gefallen, weil sie eben sehr begeistert von diesen Fragen ist, unbefangen daran gasdeht und selbst immer mitreflektiert, dass sie eigentlich keine Ahnung hat. Aber sie geht einfach mal hin und fragt. Diese Begeisterung des Nachfragens und Forschens hat mir an dem Buch gut gefallen. Dieser Enthusiasmus.

1.12 Annett Gröschner | Geld zurück, wenns kein Sachbuch ist – Nachrichten aus dem Reich der fiktiven Non-Fiction

Es ist eine dieser Geschichten aus der literarischen Zwischenwelt: Ein Mann in mittleren Jahren, der in seinem Leben einiges erlebt hat, überlegt, ob er nicht das alles der Welt in Form eines Buches mitteilen sollte. Um ein ungestörtes Schreiben zu finanzieren, nimmt er zwei Hypotheken auf sein Haus auf und schränkt sein Ausgaben ein.

Als das Werk, in dem ein Bad Boy mit schmutzigen Worten sein schmutziges Leben beschreibt, endlich fertig ist, versucht er es unter der Gattungsbezeichnung Roman zu veröffentlichen. 17 Verlage lehnen ab. Der Autor ist verständlicherweise am Boden zerstört. Also versucht er es mit einem Trick. Er streicht das Wort Roman und schreibt stattdessen Memoiren unter das Buch. Unter dem Titel *A Million Little Pieces* wird es 2003 ein sensationeller Erfolg und auch der ein Jahr später veröffentlichte Nachfolgeband *My Friend Leonhard* landet auf der Hardcover-Bestsellerliste der *New York Times*.

2005 bekommt der Autor eine Einladung in Oprah Winfreys monatlichen Buchclub, was in Deutsch übersetzt soviel bedeutet, wie in drei Lesen!-Sendungen hintereinander von Elke Heidenreich in den höchsten Tönen gelobt zu werden. Daraufhin verkauft sich das Werk noch prächtiger und wird hinter *Harry Potter and The Half-Blood-Prince* das bestverkaufte Buch 2005, allein bei Amazon.com füllen die lobenden Stimmen ausgedruckt mehrere Seiten.

Er hat jetzt einen Namen: James Frey, und selbstverständlich geht alle Welt davon aus, daß er alles selbst erlebt hat, die Alkohol- und Drogenexzesse, den Gefängnisaufenthalt, den Verkehrsunfall und die Abstürze, die Steckbriefe in drei Bundesstaaten und die Schlägereien mit Beamten.

In wohlkalkulierter Absicht, daß die Wandlung vom Bad Boy in einen bildungsbeflissenen Aufsteiger bei bürgerlichen Leserinnen immer gut ankommt, behauptet Frey in seinem Buch, im Gefängnis Tolstois *Krieg und Frieden* gelesen zu haben. Allerdings, so erfahren Frey-Fans am 10. Januar 2006, kann es nur ein Romanführer gewesen sein. Das Netzmagazin *The Smoking Gun* stellt

an diesem Tag unmißverständlich klar, daß Frey in seinem Leben insgesamt nur fünf Stunden im Knast und auch der Rest reichlich übertrieben ist.

Frey hatte sein Leben doch ein wenig zu sehr dramatisiert – er war nicht mehr als ein kleiner Trinker und Kiffer. Daraufhin reichten empörte Leser mehrere Sammelklagen gegen Verlag und Autor ein, mit der (für unseren Forschungsschwerpunkt wunderbaren) Begründung: Hätte es sich nicht um ein Sachbuch gehandelt, dann hätten sie das Buch nicht gekauft.

Oprah Winfrey hatte Frey, als die ersten Zweifel an der Echtheit des Tatsachenberichtes aufkamen, demonstrativ weiter unterstützt. Als nun die Beweise erdrückend wurden, löschte sie ihre Referenzen für den Autor von ihrer Website. Es war überhaupt das erste Mal gewesen, daß sie ein nonfiction-book ausgewählt hatte und es mit den Worten bewarb, „a-gut-wrenching memoir that is raw and it’s so real“. Und nun so etwas. Wieder mußte Frey in die Oprah-Winfrey-Show. Dort gestand er ein, daß die dieselben Dämonen, die ihn zum Alkohol und zu Drogen verleitet hatten, Teile seiner Memoiren verfaßt hätten. Frau Winfrey was not amused.

Am 12. September dieses Jahres nun haben sich der Verlag Random House und James Frey mit den amerikanischen Lesern geeinigt. Käufer erhalten ihr Geld zurück, wenn sie das Cover des Paperbacks oder Seite 163 des Hardcoverausgabe an den Verlag zurückschicken, allerdings müssen sie nachweisen, das Buch vor dem 26. Januar 2006 gekauft zu haben und ein Statement abgeben, daß sie das Buch in der Annahme kauften, es seien Memoiren.

Empörte Leser hätten in Sachen Günter Grass keine Chance. Seine Autobiographie *Beim Häuten der Zwiebel* scheint entgegen der Grassschen Behauptung, hier mit ein paar Lebenslügen brutalstmöglich aufzuräumen, in hohem Maße Fiktion zu sein, oder warum steht das Buch seit einigen Wochen an der Spitze der Belletristik-Bestsellerliste des Spiegel? Was in aller Welt hat es da zu suchen, währenddessen Walter Kempowskis großer Kollektivroman *Echolot* im letzten Jahr auf der Sachbuchbestsellerliste landete. Oder, um in der gegenwärtigen Liste zu bleiben: Warum ist Frank McCourts *Tag und Nacht* und auch im Sommer ein Sachbuch, wo es doch genauso autobiographisch angelegt ist wie

das Buch von Grass? Wer bestimmt bei diesen Listen eigentlich, was Fiktion und was Sachbuch ist?

Empörte Leser der Grassschen Autobiographie werden also keine Möglichkeit bekommen, den aus der Bindung gerissenen Buchdeckel an den Verlag zu schicken, selbst wenn uns Günter Grass noch ganz andere Dinge vorgemacht hat. Vielleicht gibt es ihn ja in Wirklichkeit gar nicht und wir haben es bei besagtem Herrn mit einem Günter-Grass-Darsteller zu tun, der seine Sache zweifelsohne so gut macht, daß man ihn glatt für das Original halten könnte.

1.13 Tim Sparenberg | Sachbuch und Populäres Wissen im 20. Jahrhundert – Ein Tagungsbericht

Die Kategorie Wissen ist ein Schlüssel zum Verständnis kultureller Ordnungen: Wissen bestimmt darüber, wie wir uns selbst definieren, Wissen fungiert als Distinktionsmittel, Wissen kann Kriege entscheiden, Wissen gibt vor, was fremd und was eigen ist. Die interdisziplinäre Tagung Sachbuch und populäres Wissen im 20. Jahrhundert, die am 3. und 4.11.2006 vom Forschungsprojekt Das populäre deutschsprachige Sachbuch im 20. Jahrhundert an der Humboldt-Universität zu Berlin ausgerichtet wurde, widmete sich den Fragen, welche Funktion faktographische Erzählformen bei der Erschließung und Vermittlung von Wissen einnehmen, in welchem Umfang sie Wissenskulturen konstituieren und wie sich das Populäre und das Popularisieren zueinander verhalten. Hybridformen zwischen Faktizität und Fiktionalität wie das populäre Sachbuch, Ratgeber, Essays und Reiseberichte gehören aufgrund ihrer Auflagenstärke zu den zentralen Medien von Wissensspeicherung, -distribution und -vermittlung im späten 19. und im 20. Jahrhundert. Historiker, Germanisten und Ethnologen stellten Möglichkeiten vor, wie man sich diesem wichtigen Quellenkorpus konzeptuell annähern und ihn für kulturwissenschaftliche Fragen erschließen kann.

In seinem Eröffnungsvortrag fragte David Oels (Berlin) danach, was „ein Sachbuch eigentlich ist“. Trotz des großen Leserinteresses am Sachbuch sei die Unsicherheit in der Bestimmung seines „eigentlichen“ Wesens groß und die Ver-

wendung des Begriffes Sachbuch wenig kohärent. Weder der Versuch, das Sachbuch über die Differenz von Faktizität/Fiktion zu bestimmen, noch die Untersuchung der pragmatischen Verwendung des Begriffs würden zu einem eindeutigen Ergebnis führen. Sowohl paratextuelle Zuschreibungen als auch die Zuordnung in Bestellerlisten wie der Warengruppensystematik seien häufig durch Willkür und marktstrategische Überlegungen geprägt. Oels plädierte daher dafür, den Versuch einer essentialistischen Bestimmung des Sachbuchs zu suspendieren und stattdessen bei der Analyse von Hybridtexten die Unsicherheiten im Definitiven sowie die Genealogie der bisherigen Definitionsversuche stets mitzudenken.

Der Sprachwissenschaftler Manfred Krifka (Berlin) thematisierte in seinem Vortrag die Darstellung linguistischer Forschungsfelder in der populärwissenschaftlichen Literatur. Er stellte fest, dass die verbreitete Wahrnehmung der Sprachwissenschaft als Hilfsdisziplin sich mit der Auswahl von sprachlichwissenschaftlichen Themenfeldern deckt, die in Sachbüchern angesprochen werden. Die Linguistik sei im Sachbuch nicht als eigenständige Disziplin repräsentiert, sondern stets als Mittel zum Zweck, z.B. zum Erlernen eines guten Stils, zur Beantwortung kognitionswissenschaftlicher Fragen oder der Sprachkritik. Dabei gäbe es durchaus Rückkopplungseffekte von Sachbüchern mit linguistischen Inhalten auf die universitäre Forschungspraxis. Sachbücher helfen der Disziplin nicht zuletzt dabei, soziale Relevanz zu markieren und Forschungsgelder zu requirieren.

Die essayistische Rundschau publizistik Ernst Haeckels, Friedrich Ratzels und Wilhelm Wundts wurde von Erdmut Jost (Bielefeld) als Strategie der Entdifferenzierung in einer Zeit zunehmender funktionaler Ausdifferenzierung vorgestellt. Die Rundschauen seien ein Ort der Reflexion, ein imaginärer Spiegel des „gesamten deutschen Kulturlebens“ gewesen. Hier sei der Versuch einer Integration von geistes- und naturwissenschaftlichem Wissen unternommen worden, um eine geschlossene Weltanschauung wiederherzustellen. Da für die Rundschau publizistik lange nur eine „Minimalpoetik“ formuliert worden sei, käme ihr die Funktion eines Experimentierfeldes in der Entwicklung unterschiedlicher Darstellungsformen des Wissens zu.

Christian Schärf (Mainz) erstaunte mit der subtil begründeten und am Beispiel von Rüdiger Safranskis Buch „Schopenhauer und die wilden Jahre der Philosophie“ illustrierten These, dass der Essayismus im Sinne der kritischen Theorie heute ubiquitär und eine Verbindung mit dem populären Sachbuch eingegangen sei. Der Essay habe andere Genres infiltriert und damit einen neuen literarischen Wissenstyp etabliert, der allerdings, anders als der Essay, weder Anstoß errege, noch eine elitäre oder exklusive Funktion ausüben könne.

Die populärwissenschaftliche Vermittlung von naturwissenschaftlichem Wissen zwischen Dichtung und Wissenschaft im 19. Jahrhundert thematisierte Safia Azzouni (Berlin). Die Pioniere der Popularisierung hätten sich durch die Fachwissenschaft dem Vorwurf der Zweitrangigkeit ausgesetzt gesehen und daher ihrerseits Rechtfertigungsstrategien entwickeln müssen. Wilhelm Bölsche stehe dabei für den Versuch, Spezialwissen in eine „höhere Stufe der Kultur“ zu transformieren. Anschaulichkeit und Verständlichkeit wurden bei ihm als Wissensideale formuliert, an denen sich auch die Fachwissenschaft zu messen habe: In der Popularisierung werde überprüfbar, ob die Sache klar gedacht sei. Bölsche kalkulierte als Effekt dieser Rhetorik neben einer Nobilitierung der Popularisierung auch Rückkopplungseffekte auf die Fachwissenschaft ein. Bezogen auf den Leser machte Azzouni das Erleben eines Gefühls des „Erhaben“ als vorrangiges ästhetisches Ziel bei Bölsche aus.

Dass die systematische Popularisierung einer pseudowissenschaftlichen Theorie eine wirkungsvolle Strategie sein kann, um auch von der Fachwissenschaft wahrgenommen zu werden, belegt die Geschichte von Hanns Hörbigers (1860–1931) „Glacial-Kosmogonie“. Robert Matthias Erdbeer (Münster) zeichnete die Popularisierungsschritte von Hörbigers Thesen vom Fachbuch mit wissenschaftlichem Anspruch über Sachbücher bis hin zu Science-Fiction-Literatur nach. Die Fachwissenschaft musste nach anfänglichem Desinteresse angesichts der Verbreitung der Theorie Hörbigers schließlich auf die „Irrlehre“ reagieren. Hörbiger wurde so letztlich die von ihm ersehnte „fachmännische Sanktion“ seiner Theorie zu Teil – auch, wenn diese nicht, wie von ihm erwartet, positiv ausfiel.

Martin Nissen (Berlin) versuchte anhand einer exemplarischen Untersuchung von Werken der populären Geschichtsschreibung (Werner Maser, Jürgen

Thorwald und Golo Mann) Aufschluss über die Unterschiede von populärer und fachwissenschaftlicher Geschichtsschreibung zu gewinnen. Er kam zum dem Ergebnis, dass eine Grenzziehung nur graduell möglich sei, die Veröffentlichungspraxis (Rolle des Verlages, Finanzierung), die Selbsteinordnung der Autoren in den Forschungsstand sowie die Stoffauswahl und -organisation allerdings Rückschlüsse auf die Zugehörigkeit zur Kategorie Fach- oder Sachbuch zulasse. Wenn Nissen auch an der Unterscheidung von professioneller Historiographie und Sachbuch festhalten wollte, so räumte er doch ein, dass populäre Geschichtswissenschaft durchaus innovativ sein könne.

Stephan Porombka (Hildesheim) stellte in seinem Vortrag die These vor, dass populäre Literaturgeschichtsschreibung (Schlaffer, Weidemann) nicht in erster Linie von interessierten Laien, sondern von Lehrern, Schülern und „gelangweilten Germanisten“ rezipiert werde. Dieser Leserkreis würde die Texte im spielerischen Umgang mit den „großen Thesen“ als Selbstexplikation nutzen. Von der „populären“ Literaturgeschichtsschreibung zu trennen sei die „popularisierende“ Literaturgeschichtsschreibung, die lange Zeit eine wichtige Funktion im bürgerlichen Selbstverständnis gespielt habe. Im Gegensatz zu popularisierenden Darstellungen, die von ihren Lesern als Repetitorium genutzt worden seien, hätten populäre Literaturgeschichten einen reinen Unterhaltungswert.

Tilman Spreckelsen (Frankfurt) referierte über die Techniken der Wissensvermittlung in den Kinderbüchern von Herbert Paatz. In den auflagenstarken Büchern über „Doktor Kleinermacher“ erzählt Paatz von einem Wissenschaftler, der sich und zwei Kinder mit Hilfe eines Schrumpfungsmittels verkleinert und anschließend gemeinsam mit ihnen die heimische Tier- und Pflanzenwelt erkundet. Eingebettet in das Schema eines Abenteuerromans, sei das Ziel der Bücher weniger das Erlernen von Fachwissen gewesen, als eine durch besondere Anschaulichkeit vermittelte Faszination durch die Naturphänomene.

Das Weltbild esoterisch ausgerichteter Gesundheitsberater stellte Ingrid Tomkowiak (Zürich) vor. Gesundheitsratgeber propagierten Heilverfahren, die als „sanfte Alternative“ zur Schulmedizin inszeniert werden, bei den Rezipienten aber nicht selten zu sozialer Isolation, suchtähnlicher Abhängigkeit und der Infragestellung des öffentlichen Gesundheitssystems führen könnten. Ein

Grund hierfür sei, dass Krankheit gemäß dem Gedankengebäuden der Ratgeber nicht auf medizinische Ursachen zurückzuführen sei, sondern auf die individuelle psychische Disposition oder, im Falle von Karma-Theorien, auf das „Fehlverhalten in früheren Leben“. Positives Denken gerate zum Zwang, da negatives Denken Krankheit nach sich ziehe. Damit seien die Ratgeber durchaus keine sanfte Alternative, sondern forcierten autoritäre Denkstrukturen und individuelle Kontrollphantasmen.

Julia Bertschik (Berlin) vertrat die Ansicht, dass das Textilsachbuch des ‚Dritten Reichs‘ nicht nur in populärer Form über (natur)wissenschaftliche und technische Neuerungen des NS-Regimes informieren wollte, sondern dabei stets auch ideologische Versatzstücke transportiert habe. Besonders durch die Romantisierung ihres Gegenstandes und durch Einsatz von erzähltechnisch geschlossenen oder literarisch montierten Versatzstücken sollte das Sachbuch die Vermittlung einer spezifisch nationalsozialistischen Vorstellung von autochtoner Modernität, einer „Beseelung der Technik“, unternehmen. Weniger in der Popularisierung dieses speziellen Ideologems, als in der allgemein weltanschaulichen Orientierung des populären Sachbuchs seien deutliche Kontinuitäten zu den Konzeptionen des Nachkriegs-Sachbuchs zu erkennen.

Patrick Ramponi (Mannheim) skizzierte in seinem Vortrag die Anfänge des maritimen Sachbuchs. Dieses sei verknüpft gewesen mit imperialen Meeresträumen und der Flottenpolitik im Kaiserreich. Nach Ramponi wurde den Deutschen im Sachbuch das Meer als Lebensraum und nationales Interessengebiet vorgeführt. Nicht zuletzt die Aquarienliteratur habe in diesem Kontext zu einem „Transfer des Meeres ins bürgerliche Wohnzimmer“ geführt. Das Meer habe stets als Medium der Zusammenschau von Deutschtum und Welt gewirkt, in und mit dem ein globaler Herrschaftsanspruch artikuliert wurde.

Carsten Kretschmann (Stuttgart) betonte in seinem Vortrag den Konnex von Wissenspopularisierung und sozialem Wandel. Kollektive mentale Krisen zögen das Bedürfnis nach populären Erklärungen nach sich. Am Beispiel der Bismarckdarstellung von Sebastian Haffner zeigte Kretschmann, dass die Popularisierung von Wissen nie als reine Übersetzung anzusehen sei, sondern immer auch eine Neukonstitution des Gegenstandes bedeute. Die Deutungen im geschichtspopularisierendem Sachbuch würden nicht nur die Vergangenheit the-

matisieren, sondern stets auch ein Vehikel für Fragen und Antworten auf Probleme der Gegenwart sein.

Aus ethnologischer Perspektive problematisierte Timo Heimerdinger (Mainz) den Quellenwert von Ratgeberliteratur für kulturanthropologische Fragestellungen. Die in Ratgeberliteratur praktizierte Vermittlung von unmittelbar handlungsrelevantem Wissen sowie die hohen Auflagezahlen dieser Bücher verführten leicht dazu, sie als Spiegel von sozialen Handlungen zu sehen. Heimerdinger warnte allerdings davor, von den Texten direkte Rückschlüsse auf die soziale Praxis zu ziehen. Ratgeber seien eher Abbilder von Normvorstellungen und Kondensat kultureller Idealbilder als mimetische Widerspiegelungen der Wirklichkeit. Wie sehr soziale Praxis und die Empfehlungen in Ratgebern auseinander fallen können, zeigte er anhand der abnehmenden Säuglingsstillquote in den 70er Jahren. Während in Ratgebern durchgehend zur natürlichen Säuglingsernährung geraten wurde, griffen die Eltern dennoch zunehmend auf künstliche Säuglingsnahrung zurück.

Hans-Otto Hügel (Hildesheim) schlug vor, zwischen dem Popularisieren und dem Populär-Machen zu unterscheiden, da es sich um verschiedene Vorgänge handle. Während das Popularisieren Inklusions-/ Exklusionsprozesse bedenke, zielen das Populär-Machen auf Unterhaltung ab. Als ‚Populär‘ in diesem Sinne definierte Hügel kulturelle Artefakte, die unterhalten ohne gesellschaftlich funktionalisiert zu werden.

Bereits im 19. Jahrhundert sei die Ausbildung einer Kultur der Unterhaltung im Zusammenspiel von Intention, ästhetischer Qualität und öffentlicher wie privater Rezeption zu beobachten.

Katrin Völkner (Evanston, Illinois) untersuchte die von Karl Robert Lange-wiesche (1874–1931) herausgegebene Sachbuchreihe „Die Blauen Bücher“ als Phänomen zwischen Kultur-Konsum und Konsum-Kultur. Um seinen Absatz zu steigern, arbeitete er mit Werbetechniken wie Scheibenplakaten, einem einheitlichen Markencharakter durch einheitliche Umschlagsgestaltung sowie mit Klappentext, als dessen Erfinder er gilt. Trotz serieller Produktion und relativ niedriger Verkaufspreise seiner Bücher habe er es vermocht seinen Lesern den Eindruck zu vermitteln, durch den Erwerb der Bücher kulturelles Kapital zu

akkumulieren. „Die Blauen Bücher“ seien somit zu „vornehmen Massenartikeln“ geworden, die besonders für die Angestelltenschicht ein beliebtes Medium sozialer Distinktion darstellten.

Oliver Hochadel (Wien) ging es um Paläoanthropologen als Sachbuchautoren. Sachbücher böten den Anthropologen Raum für umfassende Darstellungen bis hin zur Spekulation. Die Autoren von Sachbüchern würden diesen Freiraum nutzen, um weitreichende Thesen zu entwickeln und Forschungsperspektiven zu eröffnen. Fachliche wie persönliche Divergenzen zwischen den Forschern würden deshalb bevorzugt in Sachbüchern ausgetragen, der jeweilige Gegner auch gelegentlich aus der Fachgeschichte ausgeschnitten. Gleichzeitig habe das Sachbuch eine wichtige Funktion in der Außendarstellung der Disziplin: Über Sachbücher ließe sich soziales Kapital akkumulieren und sie seien damit, zumindest indirekt, ein Instrument des Fundraising.

Die pragmatische Perspektive auf eine Sachbuchforschung und die Bestimmung ihres Gegenstandes, die David Oels in seinem einleitenden Vortrag vorstellte, wurde gegen Ende um einen ebenso pragmatischen Blick aus der verlegerischen Praxis ergänzt. „Listenplätze werden häufig getauscht, wenn man den Verdacht hat, dass sich das Buch dann besser verkauft“, räumte die Lektorin des DVA-Verlags Hanna Leitgeb (Berlin) ein und belegte damit eine These, die David Oels am Anfang der Tagung formuliert hatte: Verlage ordnen Bücher oft sehr willkürlich dem Label ‚Belletristik‘ oder ‚Sachbuch‘ zu. Ausschlaggebend für die Zuordnung sei nicht, was das Buch „eigentlich“ ist, sondern die Frage, auf welchem Listenplatz dem Buch mehr Aufmerksamkeit zuteil wird.

1.14 Rainer Rutz | „...wissensorientiert mit primär privatem Nutzwert“ – Über schnelle Sonderkommandos, Warengruppen-Systematiken und das Sachbuch

Von den Feuilleton- und Wirtschaftsjournalisten bisher komplett ignoriert, gilt seit Jahresbeginn im Buchhandel eine neue Warengruppen-Systematik. Das WGSneu abgekürzte Instrumentarium löst die von den Barsortimenten entwickelte und seit 1997 eingesetzte alte Warengruppen-Systematik ab und soll

fortan als einheitlicher Branchenstandard greifen. Seit einem halben Jahr waren alle deutschen Verlage von der *Börsenvereins-Tochter Marketing- und Verlagsservice des Buchhandels GmbH* angehalten, jeden einzelnen Titel ihrer Produktpalette in eine der über 4.000 Warengruppen neu einzusortieren. Das betraf über eine Million im Verzeichnis lieferbarer Bücher gelisteter Titel. „Kraftakt für die Verlage: Jetzt sortiert mal schön“, frohlockte das *buchreport.magazin* dementsprechend schon im Juli 2006, als die WGSneu-Listen an die Verlage herausgingen. „Der Lohn“, versprach man hier, werde „ein geschärfter Blick auf die Entwicklung der Teilmärkte“ sein.

Tatsächlich dient die Warengruppen-Systematik mittlerweile vor allem statistischen Zwecken, eben der Darstellung von Marktentwicklungen und Warenströmen. Das war vor gut zehn Jahren bei der Einführung der bislang gültigen Warengruppen-Systematik noch anders. Damals ging es darum, im Bucheinzelhandel die Platzierung der Titel in den von den Barsortimenten dafür vorgesehenen Regalen zu befördern. So hatte man sich das zumindest gedacht. In der Praxis vertrauten die meisten Buchhändler bei den Beststellern weiterhin eher auf die Listen von *Spiegel* und *Focus* und bei der Masse des Wareneingangs ohnehin auf ihr Gefühl. Erst als die Scannerkassen ihren Siegeszug durch die Buchhandlungen antraten und die Übermittlung der Verkaufszahlen an die *Media Control GfK International* vereinfachten, konnte das nun einmal entwickelte, aber weitgehend nutzlose Instrument seiner neuen Bestimmung zugeführt werden. Die Kategorien der Warengruppen-Systematik bildeten jetzt die Folie für die Buchmarkt-Analysen von *Media Control*. Und erwiesen sich nach und nach als unzeitgemäß, mangelhaft, korrekturbedürftig. Wenn, wie 2002 geschehen, der Verkaufserfolg von *Dieter Bohlen* und *Katja Kesslers* „Nichts als die Wahrheit“ ausgerechnet der Warengruppe Geisteswissenschaften zu unverhoffter statistischer Blüte verhalf, dann konnte mit der Zuordnungslogik der alten Systematik irgendetwas nicht stimmen.

Also beauftragte der *Verleger-Ausschuss* des *Börsenvereins* Anfang vergangenen Jahres eine Koordinierungsgruppe aus Vertretern des Bucheinzelhandels, Vertriebs- und Marketingleitern mit der Überarbeitung der gesamten Struktur. Das in der diesbezüglichen Marketing-Sprache in „Task Force“ übersetzte und vom munter vor sich hin assoziierenden *buchreport.magazin* „schnelles Son-

derkommando“ genannte Expertengremium verständigte sich binnen kürzester Zeit auf über 450, auf neun Hauptwarengruppen verteilte Feinkategorien, denen zusätzlich jeweils einer von neun Produktindizes für die Editionsform zugeordnet wurde. Die Barsortimente hatten bei dieser Entscheidungsfindung kein Wörtchen mitzureden, weshalb es in der Ankündigung der neuen Warengruppen-Systematik auch konsequenterweise hieß: „Kern der Veränderungen ist ein Wechsel der Perspektive und die mit der WGSneu verbundene Zielsetzung. Im Fokus stehen nicht mehr Logistik-Aspekte, sondern Marketing-Aspekte. Ziel ist es, das Marktgeschehen der Branche so transparent wie möglich über das System abzubilden.“

So weit, so unspektakulär. Und dies wäre von der Sachbuchforschung wohl auch mit einem Achselzucken quittiert worden, wenn in der erwähnten Ankündigung nicht so nachdrücklich darauf verwiesen worden wäre, dass die „sichtbarste Veränderung“ der neuen Warengruppen-Systematik in der „Schaffung einer eigenständigen Warengruppe ‚Sachbuch‘“ bestehe. Natürlich wird man da hellhörig, wittert man doch vorderhand eine Aufwertung der populären deutschsprachigen Sachliteratur. Und – endlich! – gesicherte statistische Daten zum Sachbuchmarkt.

Die Einführung der neuen Warengruppe (WG) Sachbuch beruht dabei auf der Entscheidung, dem bisherigen Miteinander von Ratgeber, Sach- und Fachbuch ein Ende zu bereiten. So wurden die bislang in einer Hauptwarengruppe zusammengefassten Rubriken Ratgeber und Sachbuch aufgeteilt. Warengruppe 4 umfasst nun die Ratgeberliteratur, Warengruppe 9 die Sachbücher. Darüber hinaus finden sich jetzt in beiden Gruppen reihenweise Unterkategorien, die zuvor in die alten Fachbuch-Warengruppen 5 (Geisteswissenschaften, Kunst, Musik), 6 (Mathematik, Naturwissenschaften, Technik, Medizin) und 7 (Sozialwissenschaften, Recht, Wirtschaft) integriert waren. Diese – nennen wir es – Entrümpelungsaktion trifft nicht nur die „Wahrheit“ *Bohlens* oder die andere Wahrheit seiner Ex-Gattin *Nadja Abd el Farrag* („Ungelogen“), sondern auch die mit zu starken Knoppisierungen behafteten Titel der Geschichtswissenschaft. Wie generell alle „populären“ Wissenschaftsdarstellungen wandern auch sie von den „wissenschaftlichen Warengruppen“ geschlossen ab ins Reich der Sachbücher.

Zur inhaltlichen Abgrenzung von Ratgeber, Sachbuch und Fachbuch lieferte die Task Force schließlich eine knappe Handreichung für die Verlagspraxis mit. Diese liest sich zusammengefasst so: „Ratgeber WG 4 = handlungs- oder nutzenorientiert für den privaten Bereich; Sachbuch WG 9 = wissensorientiert mit primär privatem Nutzwert; Fachbuch WG 5-7 = handlungs- bzw. wissensorientiert mit primär beruflichem oder akademischem Nutzwert“.

Folgt man der WGSneu, dann gehören *Gerhard Schröders* „Entscheidungen“ und *Joachim Fests* „Ich nicht“ ebenso in die Sachbuch-WG wie der Duden oder *Helmut Uhls* „König Schumi. Sein Leben – Seine Siege – Seine Tränen“, um nur die Titel zu nennen, die 2006 auf der *Focus*-Jahresbestsellerliste, Kategorie Sachbuch, die vordersten Plätze belegten. *Hape Kerkelings* „Ich bin dann mal weg“, das mit 1,1 Millionen verkauften Exemplaren erfolgreichste Sachbuch des Jahres 2006, hätte dagegen – ganz streng genommen – schon im alten Jahr nicht auf besagter Liste platziert werden dürfen. Das zählte zur Warengruppe Reise, woran auch die neue Systematik nichts ändert. Doch dies nur nebenbei bemerkt.

Bei einem genaueren Blick in die labyrinthischen Tabellen der WGSneu-Liste wird man zugleich den Eindruck nicht los, dass es sich bei der Warengruppe Sachbuch eigentlich um eine Warengruppe Reste handelt, ein Gemischtwarenladen mit buntem Allerlei, das andernorts nicht recht hineinpassen wollte oder sollte. Wörterbücher und Sprachführer tummeln sich hier, das Guinness-Buch der Rekorde und Jahrbücher, Naturkatastrophen und Esoterisches, *Schumi* und *Bohlen*, *Hitlers Hund* und *Schröders* Entscheidungen. Dtv-Marketingchef *Rudolf Frankl*, der im letzten Jahr die Task Force leitete, räumt dann auch ein, dass zumindest Wörterbücher und Lexika „eindeutig ein Fremdkörper in der jetzigen Zuordnung“ seien. „Systembedingt“ habe man sich aber auf neun Hauptwarengruppen beschränken müssen: „Dies zwingt zu Kompromissen.“

Kompromissbereit zeigt sich die neue Warengruppen-Systematik indes auch bei den vermeintlich so klar gesetzten Grenzen zwischen Sachbüchern, Fachbüchern und Ratgebern. Zwar wurde gewissermaßen von autoritativer Seite festgelegt, dass „Born to Cook“ und „Born to Cook 2“ von *Tim Mälzer* nun wirklich nichts auf der *Focus*-Bestsellerliste, Kategorie Sachbuch, zu suchen haben. Eine Belegung der Sachbuch-Unterwarengruppe Esoterik ist hingegen zu wei-

ten Teilen dem Ermessen des Verlags überlassen. Während Titel über Aura, Channeling, Engel und Naturgeister, Prophezeiungen und Geheimgesellschaften, Reinkarnation und Karma, das Enneagramm, die Geomantie und die Kabbala eindeutig als Sachbücher zu klassifizieren sind, steht es jedem Verleger frei, ob er Bücher über Horoskope und Aszendenten nun in der Sachbuch-Warengruppe oder in der Ratgeber-Rubrik aufgenommen wissen will. Gleiches gilt für den Bereich der Parapsychologie und Grenzwissenschaften. „Magie, Okkultismus, Paramedizin, Schamanismus, Kelten, Runen, Indianer, Telepathie, unerklärliche Phänomene, Ufos, Kornkreise, Handlesen; auch bei Warengruppe 474 und 475“, heißt es da. Übersetzt bedeutet das: Werke zu diesen Themen können entweder dem Sachbuch oder den Ratgeberwarengruppen Lebensdeutung und Altes Wissen, Alte Kulturen zugeschlagen werden. Nur beides geht nicht.

Wie die Beliebtheit, mit der Titel unter dem Label „wissensorientiert mit primär privatem Nutzwert“ zusammengefasst werden, scheint die Unschärfe im Detail letztlich ein weiteres Indiz dafür zu sein, dass offenbar auch der Task Force nicht recht klar war, was ein Sachbuch eigentlich ist. Trotz neuer Warengruppen-Systematik, trotz lexikalischer Rasterungen in Nutzwerte und Orientierungen. Um im Jargon zu bleiben: Der Nutzwert der neuen Warengruppen-Systematik beschränkt sich auf neue Darstellungsmöglichkeiten der Umsatzdaten der Branche und des Konsumentenverhaltens. Generell glaubt selbst Frankl nicht, dass die Verlage von der gängigen Strategie abrücken werden, bei der Klassifizierung ihrer Titel „die künftige gewünschte Platzierung im Buchhandel zu antizipieren beziehungsweise gegebenenfalls zu beeinflussen.“ Auf Dauer, so Frankl optimistisch, werde aber „eine vorsätzliche und nur von Marketingaspekten beeinflusste Falsch-Klassifizierung seine Wirkung verfehlen, weil die Käufer und die Buchhändler ein natürliches Korrektiv darstellen.“ Was dann jedoch keinen Einfluss auf die Buchmarkt-Daten von *Media Control* hätte. Ob die neuen Grafiken und Tabellen aussagekräftiger sein werden, wird sich demnach erst noch herausstellen.

Soviel ist allerdings sicher: Die Grauzonen-Phänomene zwischen Faktizität und Fiktion wird die WGSneu nicht abbilden können. Sie wird auch keine Aussagen zulassen, wie es um den Markt für *Sigrid Löfflers* „Qualitätssachbücher“ steht.

Und letzten Endes wird sich auch die Ratgeberisierung des populären Sachbuchs nicht in statistisch relevante Zahlen übersetzen lassen.

1.15 Stephan Porombka | Keine Lust auf Gaias Rache

Unter dem Schlagwort „SciencePop“ hat der Wiener Wissenschaftsjournalist und Redakteur Christian Müller eine Neuausrichtung des Wissenschaftsjournalismus gefordert. Der soll nicht länger zwischen reiner Unterhaltung und Wissenschafts-PR hin- und herpendeln. „SciencePop“ soll ein Genre sein, das auf eine qualitativ hochwertige und ästhetisch eigenständige Erzählstrategie setzt. Dass ausgerechnet Christian Müller diese Neuausrichtung fordert, ist kein Zufall. Immerhin wurde er 1994 mit dem Österreichischen Förderungspreis für Wissenschaftspublizistik, 1999 mit dem Kardinal-Innitzer-Würdigungspreis für wissenschaftlich fundierte Publizistik, 2006 mit dem Medienpreis des österreichischen Universitätsprofessoren-Verbandes und im selben Jahr mit dem Österreichischen Staatspreis für Wissenschaftspublizistik ausgezeichnet. Seit 2000 ist er stellvertretender Leiter des Ressorts und verantwortlicher Redakteur für Wissenschaft und Bildung der Austria Presse Agentur (APA). Was guter „SciencePop“ ist, darauf will sich Müller trotz der eigenen publizistischen Erfolge nicht festlegen lassen. Festgelegte Regeln jedenfalls gibt es nicht.

Herr Müller, Sie haben einen Band herausgegeben, der den Titel „SciencePop“ trägt und neue Beziehungen zwischen Wissenschaft und Journalismus diskutiert. Das „Pop“ steht dabei natürlich als Abkürzung für „Popularisierung“. Aber es soll doch wohl auch zugleich an jenes poppige „Pop“ erinnern, das etwa für die „Popliteratur“ und den „Popjournalismus“ verwandt wird...

Die Popularisierung zählt ja zu den Kernaufgaben des Wissenschaftsjournalismus. Dem Paradigma, Alles und Jedes zu erklären, sind wir jahrzehntelang gefolgt und sind ihm nach wie vor verpflichtet. Das kann doch noch nicht alles gewesen sein. Im Vergleich mit anderen journalistischen Zweigen, vom Polit- über den Wirtschafts- ja sogar bis zum Sport-Ressort, fühlt sich kein Bereich so sehr seinem Gegenstand verpflichtet wie der Wissenschaftsjournalismus – im

Prinzip machen wir nichts anderes als „Wissenschaft light“. Notwendig ist aber eine Entwicklung in Richtung eines Wissenschaftsjournalismus, der nicht primär Sprachrohr der scientific community ist, sondern sich als ein eigenes, von ganz bestimmten Stilelementen gekennzeichnetes journalistisches Genre kritisch mit der Wissenschaft und ihren Zielen auseinandersetzt. Was wir derzeit noch haben ist „PopScience“, und nicht schon „SciencePop“, der – wie jedes Stück (Medien)Popkultur – seine eigenen Gesetzmäßigkeiten und sein eigenes Genre entwickelt hat; ein Genre, das durch das Erzählen von Wissenschaft gekennzeichnet ist und das in dieses Erzählen die kritische Stimme der „öffentlichen Vernunft“ einfließen lässt.

Das richtet sich, wenn ich es recht verstehe, ganz konkret gegen einen Wissenschaftsjournalismus, der vor allem Artikel aus Fachzeitschriften paraphrasiert, um sie unkommentiert an den Zeitungsleser weiterzugeben. Aber wie sieht das Gegenkonzept aus? An welche Recherchetechniken und Erzählmuster muss sich denn der „SciencePop“-Autor halten, wenn er nicht nur berichten, sondern auch noch die kritische Stimme der „öffentlichen Vernunft“ einfließen lassen will?

Ich habe leider noch keine fertige Antwort auf Ihre Frage. Sicher muss es weggehen von diesen zahllosen monothematischen, sich auf nur eine Quelle stützenden Wissenschaftsmeldungen. Gleichzeitig müssen die Medien den Umgang mit der Wissenschafts-PR-Welle lernen, die sich seit einigen Jahren mit zunehmender Kraft über die Redaktionen ergießt – genährt von der vermeintlichen Verpflichtung, öffentliche Forschungsausgaben zu legitimieren. Medien – und Wissenschaft! – müssen sich auch dem um sich greifenden Trend zum „Sciencetainment“ entziehen, der sich hinter Titeln wie „Vegetarische Piranhas entdeckt“ oder „Mathematische Formel verrät Frauen die optimale Absatzhöhe“ verbirgt.

Dafür braucht man selbstständige Autoren, die nicht nur wissenschaftlich versiert sind, sondern auch noch einen ganz eigenen erzählerischen Zugriff auf ihren Gegenstand haben. Woher soll man die nehmen? Werden die an den Journalistenschulen ausgebildet? Oder kommen die aus den Wissenschaften? Oder sind es eher genialische Ausnahmeerscheinungen, die sich den medialen Vorgaben widersetzen und innovative Schreibweisen entwickeln?

Den Bildungs-Hintergrund halte ich für sekundär. Gebraucht werden die von Ihnen erwähnten widerspenstigen, quer- und frei-denkerischen, innovativen Wissenschaftsjournalisten – gleich ob sie aus den Journalistenschulen oder von den Universitäten kommen oder Naturtalente sind. Doch all diese Eigenschaften werden nichts nützen, wenn ökonomische Zwänge der Medien den Wissenschaftsredaktionen – so es solche überhaupt gibt – enge Korsetts hinsichtlich Platz und Kreativität anlegen.

Die Frage ist angesichts solcher Zwänge, ob SciencePop-Autoren nicht ohnehin weniger auf die Wissenschaftsseiten der Zeitungen schauen, sondern gut erzählte populäre Sachbücher lesen sollten.

Das muss wohl jeder für sich entscheiden. Ich selbst – muss ich hier gestehen – entwickle mich zunehmend zum Sachbuch-Verweigerer und greife nur mehr dazu, wenn es unbedingt notwendig ist. Der Grund: vielleicht eine Reaktion auf zahllose langweilige, staubtrockene bzw. übertrieben popularisierende, seichte Sachbücher. Vielleicht ist es auch die Flucht vor dem Fachtrottel-Dasein.

Haben Sie trotzdem ein paar Sachbücher im Sinn, in denen am ehesten das erfüllt wird, was unter „SciencePop“ verstanden wird?

Wie über Wissenschaft pointiert, fasziniert aber auch distanziert erzählt werden kann, hat der Reiseschriftsteller Bill Bryson mit seiner „Kurzen Geschichte von fast allem“ vorgemacht. Auch Simon Singhs „Big Bang“ ragt aus dem Einheitsbrei heraus. (Während unser „SciencePop“ diesen Ansprüchen leider sicher nicht genügt...)

Aber auch auf dem Sachbuchmarkt wird zunehmend das Sciencetainment gefordert, oder?

Keine Frage – ich bin schnell auf amazon gegangen, dabei sind mir folgende Titel aufgefallen: „Gaias Rache. Warum die Erde sich wehrt“ oder „Der Super-Sinn“. Und am Wochenende hat eine großformatige österreichische Tageszeitung eine halbe Seite dem neuen Buch von zwei Wissenschaftsjournalisten der „Süddeutschen“ gewidmet: „Alles über das Eine“. „Sex, Sex, Sex. Und nochmals Sex...“ beginnt auf amazon die Kurzbeschreibung über das Buch. Danke.

Wenn man Ihnen die Zeit dafür geben würde – was für ein Sachbuch würden Sie schreiben?

Keines, ich lese in dieser Zeit lieber Belletristik.

* Christian Müller (Hrsg.): SciencePop – Wissenschaftsjournalismus zwischen PR und Forschungskritik. Nausner & Nausner (Wien) 2004, 276 Seiten, 37 Euro. [vgl. <http://www.nnv.at/article.php?ArticleID=2>]

1.16 Andy Hahnemann | Eine kurze Geschichte des Sachbuchs in Bildern

Theatralische Inszenierungen und das Spiel mit visuellen Effekten waren der Geschichte der Wissenspopularisierung nie fremd. Ob man an die Tradition der wissenschaftlichen Schausteller des 18. Jahrhunderts denkt, an Alexander von Humboldts Kosmos-Vorlesungen in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts oder an die Berliner Urania und die dort errichtete funktionale Einheit von Sternwarte, physikalischem Kabinett und Theater. Ohne die Suggestion von Präsenz und die Anschaulichkeit von Bildern wäre das Erzählte nur halb so interessant gewesen.

Sobald die Wissensvermittlung von der Bühne verschwindet und sich nur noch im Medium des Buches oder Films abspielt, geht zwar der öffentliche Kontext der Aufführung verloren und die Rezeption verlagert sich ins Private, gleiches gilt aber nicht unbedingt für die Formen der Inszenierung, die vielmehr in der Aufmachung und der Textur des Mediums kondensieren. Man mag dabei an Al Gores Klima-Film "Eine unbequeme Wahrheit" denken, der sich gerade die Wiederherstellung der Bühnensituation und die direkte, personale Ansprache im Medium des Dokumentarfilms zur Aufgabe macht. Oder an Wilhelm Bölsches "Liebesleben in der Natur" in dem die Leser mit den Worten begrüßt werden: "An einen schönen Ort möchte ich dich entführen. Und dort möchte ich dir erzählen...Östlich von San Remo, im Paradies der Riviera, ragt Capo Verde, eine vorspringende braune Felsklippe gegen das freie Meer..."

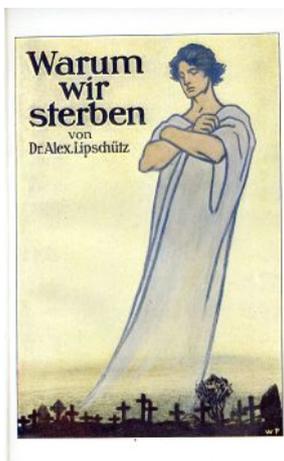
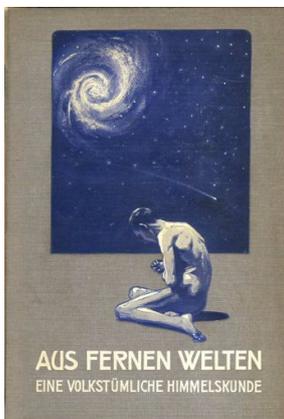
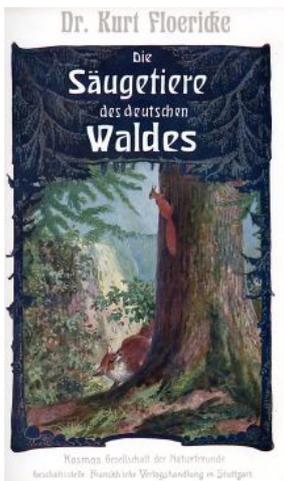
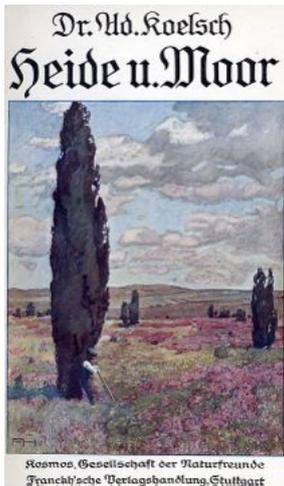
Freilich muss man, um in den Genuss dieser "naturwissenschaftlichen Plaudereien" zu gelangen, das Buch erst einmal geöffnet haben. Denn Texte sprechen erst, wenn sie gelesen werden, was nicht ausschließt, dass auch das Buch die Möglichkeit besitzt, auf sich aufmerksam zu machen und gleichsam aktiv eine Kommunikationssituation zu schaffen, die den potentiellen Leser anspricht. Die wichtigste dieser Möglichkeiten ist zweifellos der Schutzumschlag, das Cover oder – im Marketingsprech – die U1. Wie Marion Bluhm vom Rowohlt Verlag es einmal ausdrückte: "Ein Cover muss neugierig machen, es muss sagen: Nimm dieses Buch in die Hand, es ist interessant, spannend, das richtige für dich." Die Kommunikation mit dem Leser beginnt über das Cover, das in der Kombination von Text und Bild ein "Schaufenster für den Inhalt" eröffnet um den Leser durch den Anblick allerlei interessanter Dinge zum Kauf und zur Lektüre zu verführen. In der Regel sind dies nur flüchtige Momente und schlimmer noch, ein kaum zu rekonstruierendes Geschehen, nicht zuletzt deshalb, weil Schutzumschläge selber zu den ephemeren Teilen der Buchkultur gehören; sie tendieren dazu im Laufe der Jahre in den Papiereimern und blauen Tonnen zu verschwinden, soweit sie nicht von sorgsamem Bibliothekaren, bibliophilen Antiquaren oder datenbankgestützten Sachbuchforschungsprojekten dokumentiert werden.

Wie einige Momente dieser Verführung in der Geschichte des Sachbuchs ausgesehen haben mögen, davon handelt dieser Newsletter, der eine sehr kurze und sehr subjektive Geschichte des Sachbuchs erzählt, anhand einiger Schutzumschläge aus den letzten hundert Jahren. Eine Reise in die Riviera können wir Ihnen in diesen kulturgeschichtlichen Plaudereien nicht versprechen, wohl aber eine kleine visualisierende Handreichung.



Aus fernen Welten

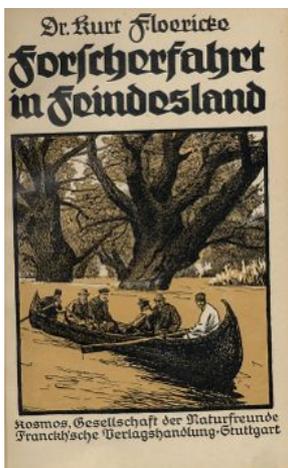
Etwa das Cover zu dem Buch *Meteore und Kometen* von Max Wilhelm Meyer, dem ersten Direktor der Urania und damit Leiter des mit einem modernen Diorama ausgestatteten "wissenschaftlichen Theaters". Viele mögen beim Anblick des Buches an diese Theatervorführungen gedacht haben, denn in Kombination mit der Jugendstil-Verzierung an den Rändern ver-



wandelt sich die farbig romantische Szenerie hier tatsächlich in ein Bühnenbild. Meyer schrieb zahlreiche Bücher für die Reihe der Kosmos-Bändchen, die seit 1904 den Lesern versuchte, Natur und Naturwissenschaften näherzubringen. Auf den stets farbenfrohen Covern wurde den Besuchern der Buchhandlungen (denn Leser sind es ja noch nicht) etwa die impressionistisch gestaltete Heide vorgeführt oder der deutsche Wald, wo sich, an Völkermärchen und Heimatkunst gemahnend, Fuchs und Eichhörnchen gute Nacht sagen. Schon auf den ersten Blick wird klar: hier geht es um ein Wissen, das der sonntägliche Landpartie zu Gute kommt, falls die Kinder fragen... Weniger um die Welt vor der Haustür als um die unermesslichen Weiten des Raums ging es den Gestaltern von Bruno H. Bürgels Aus fernen Welten. Der für die zeitgenössische Wissenspopularisierung so wichtige Topos des Erhabenen – dargestellt ist der nackte in sich versunkene Mensch im Angesicht der Kälte des Weltalls – findet sich schon auf dem Cover wieder und bekräftigten Bürgels Anspruch als Publizist ein Mittler zwischen der ethischen Lebensführung des Individuums und der Bahn der Planeten zu sein. In Büchern wie diesen suchte der moderne Mensch, ob als Spaziergänger oder Sternengucker, seinen Platz in der Natur. “Aber könnten wir Jahrtausende zu Sekunden machen”, schrieb Bürgel, “wir sähen die Sterne aufglimmen, wie Leuchtkäfer im abendlichen Wald [...] und wieder dunkler werden [...] um in Nacht zu versinken. Sie kommen und gehen wie wir.”

Forscherfahrten ins Feindesland

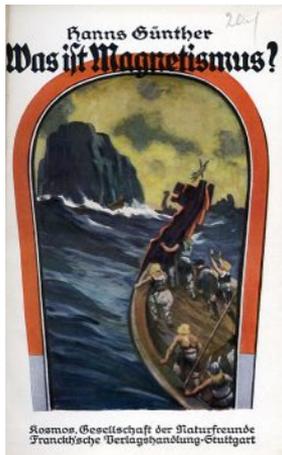
In der Kosmos-Reihe findet sich auch ein Buch, dessen Cover-Illustration jenen ätherischen Todesphantasien ähnelt, die man mit dem Wien der Jahrhundertwende



verbinden würde. Warum wir sterben hieß das Bändchen, das 1914 erschienen ist. Bekanntlich beteiligten sich die Autoren von Sachbüchern auch an der virtuellen Verteidigung des Vaterlandes; etwa Ernst Haeckel in einer obskuren Schrift mit dem Titel "Ewigkeit. Weltkriegsgedanken über Leben und Tod, Religion und Entwicklungslehre". Und auch Wilhelm Bölsche findet in der Natur die Vorbilder für die deutsche Volksgemeinschaft als Schutz- und Trutzbündnis, unterstützt durch eine Illustration, dessen Motiv der maritimen Lebensgemeinschaft zwischen Krebs und Anemone gleichermaßen an moderne Panzer, Phallussymbole und Außerirdische, wie sie von H.G. Wells beschrieben worden sind, erinnert. Und 1917, zu einer Zeit, als deutsche Hausfrauen in ansonsten leeren Küchen Zichorien-Ersatzkaffee zu kochen pflegten, konnte die Kosmos-Reihe immer noch auf einem Buch mit dem Titel Von Speise und Trank mit prallen Schinkenstücken als Köder für die abgemagerten Bücherleser aufwarten. 1918, kurz vor Ende des Krieges, unternahm der Biologe Kurt Floericke schnell noch eine Forscherfahrt ins Feindesland, womit nicht die Westfront gemeint war, sondern die heroische Bilderwelt eines Karl May abgerufen wurde. Und ein Jahr später wurde die beginnende Republik von Wilhelm Bölsche mit dem Titel Eiszeit und Klimawechsel begrüßt.

Du und das Sachbuch

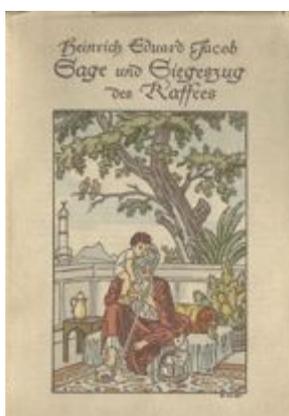
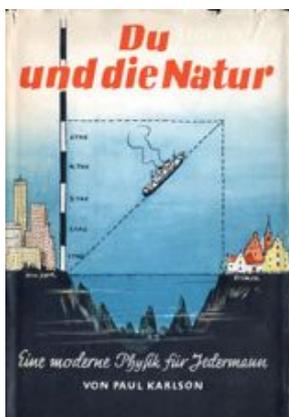
In den 20er Jahren lernten die Dinge sprechen, fingen an ihre Geschichte zu erzählen und bekamen eine Biographie. Elektronen werden zu Helden erkoren, die von der abenteuerlichen Naturgeschichte des Magnetismus berichten, D-Züge unterhalten sich mit ihren jugendlichen Mitfahrern, und auch die Tiere auf den



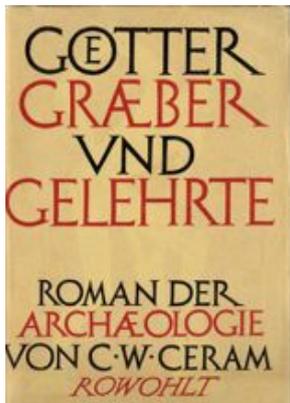
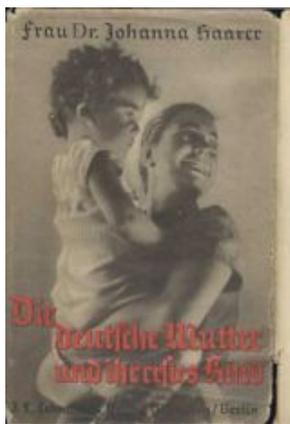
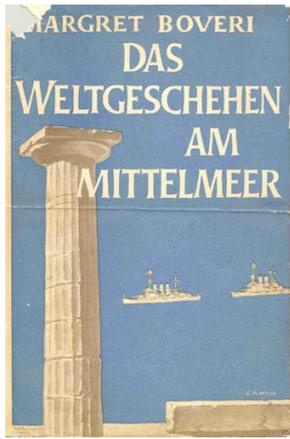
Buchcovern beginnen, die Leser unverschämt anzustarren. Mensch und Welt rücken gewissermaßen zusammen und gewinnen ein persönliches Verhältnis zueinander; die damals sehr erfolgreiche Reihe "Unterhalt-same Wissenschaft" des Ullstein-Verlags brachte dieses neue Interesse aneinander nicht nur im Titel – der meist mit „Du und...“ begann – sondern auch in den zahlreichen kleinen Zeichnungen im Text zum Ausdruck.



Anfang der 30er Jahre kommen, beginnend mit der Sage und dem Siegeszug des Kaffees als unbestrittenem Klassiker des Genres, die Stoffgeschichten in Mode. Bei Jacob stand noch die "Sage" im Vordergrund, wie die fein gezeichnete, idyllische Szenerie eines arabischen Großvaters mit seinem Enkel bekräftigt. Der "tausend-jährige treue Begleiter der Menschheit", so nennt Jacob den Kaffee im Vorspruch, kommt im Gewand von Tausendundeiner Nacht daher. Aber schon bald sollte man sich auf den Siegeszug der Dinge konzentrieren. So etwa Karl Aloys Schenzinger in Anilin, einem Buch, in dem die Vorgeschichte und der Aufstieg der I.G. Farben erzählt wird und das mit einer Darstellung des national-sozialistischen Vierjahresplans endet. Das Cover betont in seiner Nüchternheit dabei weniger die dramatische Handlung des Romans als seinen Tatsachengehalt, die Schilderung "der größten deutschen Leistung: die deutsche Chemie". Der Lobgesang auf die deutsche Ersatzstoffindustrie fand sein Komplement in der lustvollen Schilderung der Brutalität im internationalen Rohstoffkampf. Die ausgepeitschten Rücken auf Karl Fischers Buch über den Kautschuk brachten eindringlich die unmenschlichen Bedingungen unter denen das Blutgummi gewonnen wurde, auf den Punkt. Ein anderes Cover desselben Buches zeigt die elastischen Buchsta-



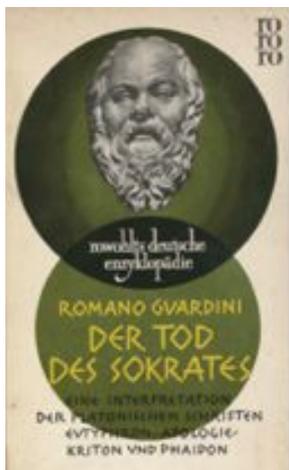
ben des Titels über einer dämonisch schattenhaft-roten Oberfläche. Aber auch



andere Lieblingsthemen der 30er Jahre fanden ihren Niederschlag auf den Umschlagbildern, oft in paradoxen und gerade deshalb attraktiven Konstellationen. Etwa in der Überblendung von Antiken-Erbe und modernen Schlachtschiffen vor dem Hintergrund der blauen Weiten des Mittelmeeres auf Margret Boveris Buch zum Weltgeschehen oder die Portraitphotographie der jungen Mutter mit Kind in Riefenstahl-Ästhetik auf dem Cover eines sehr erfolgreichen Ratgebers. Die rote Fraktur des Titels Die deutsche Mutter und ihre erstes Kind gibt dem Cover aus heutiger Sicht eine leicht schaurige Note; der betont ernste Gesichtsausdruck des Kindes auch, als wüsste es, was vor ihm liegt.

Vorwärts in die Vergangenheit

Den Mann mit dem Spaten im Hintergrund erkennt man nur, wenn man ganz genau hinsieht. Für die weiteren Ausgaben des Buches Götter, Gräber und Gelehrte war er auch nicht so wichtig wie die archaisierende Schrift, die zum Erkennungsmerkmal dieses Nachkriegsklassikers auch in allen späteren Ausgaben avancierte. Aber er verweist auf die untergründige Ähnlichkeit von Ausgrabungs- und Aufbauarbeiten, die zahlreichen erfolgreichen Büchern über Archäologie und alte Kulturen aller Art in den fünfziger Jahren zu Grunde liegt. Rudolf Pörtner entdeckt das römische Erbe unter den neuen deutschen Ruinen, Werner Keller die Wahrheit der biblischen Geschichtserzählung und Ivar Lissner geht den versunkenen Frühkulturen des Altertums nach – während in der Gegenwart und außerhalb der Grabungsorte das Wirtschaftswunder langsam Formen annahm.



So habt ihr gelebt von Lissner ist Anfang der 60er Jahre in der Reihe "Das moderne Sachbuch" wieder aufgelegt worden, einem Unternehmen, das von einer Werbegemeinschaft verschiedener Verlage ins Leben gerufen wurde und nicht unwesentlich zur Propagierung des Sachbuchs als junge, moderne Literaturgattung beitrug. In eher hellen Farben und modischem Design waren die Bücher der Reihe ähnlich gestaltet, eine Besonderheit war der Textsatz im oberen Viertel des Covers, ein auf die Frontseite gerutscher Klappentext. Die Themen und Macharten der Bücher waren sehr verschieden und reichten von der Geschichte des Show-Business bis zum Weltreich der Chemie, von typischen Reiseberichten wie Rudolf Jacobs Karibischem Feuer bis zu Helmuth Schelskys soziologischer Jugendbeobachtung der skeptischen Generation.

Eine andere Reihe, die das Aussehen von Sachbüchern vermutlich nachhaltiger geprägt hat, war "Rowohlt's deutsche Enzyklopädie", die mit betont humanistischer Ausrichtung, einem Stamm prominenter Autoren und dem unschlagbaren Preis von etwa 2 DM pro Band allein in den ersten fünf Jahren nach ihrer Gründung (1955) auf gut einhundert Titel kam. Erkennungszeichen waren die beiden verschiedenen großen Spotlights, die prominent in der Schnittfläche den Reihentitel beleuchteten, im oberen Bereich jeweils eine Illustration und im unteren den Namen des Autoren. Der Untertitel des Buches – etwa auf dem Cover von Der Tod des Sokrates – am unteren Rand der Seite bricht dabei regelmäßig aus den runden Formen aus und verleiht den Covern eine komplexe Symmetrie, die bei sofortigem Wiedererkennungswert genug Spielraum zur Variation besitzt. Die Illustrationen konnten ins Farbig-Abstrakte gehen, wie bei Margret

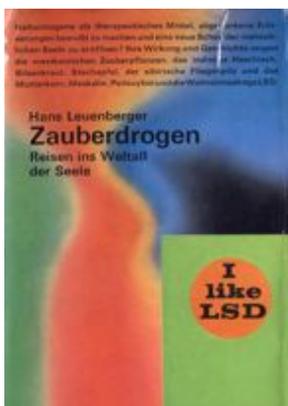
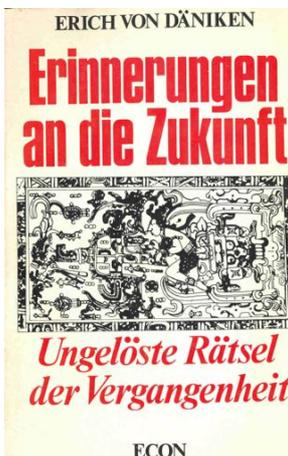


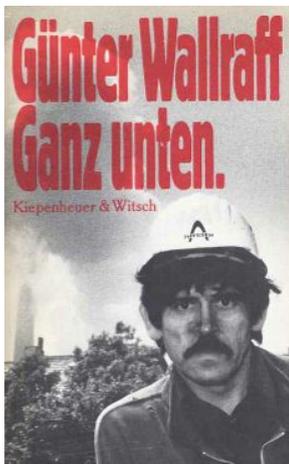
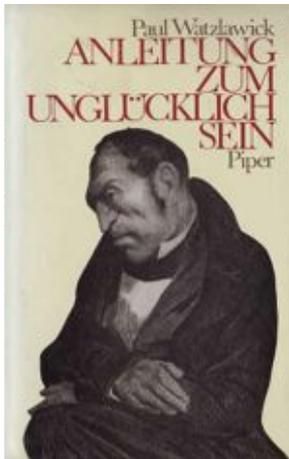
Boveris *Der Verrat im XX. Jahrhundert*, oder schwarz-weiß karikaturenhaft eine Antwort auf die Frage Was ist Literatur? vorschlagen. Die Schriftarten waren mal altertümelnd, ornamental oder modernistisch angehaucht aber fast immer interessant und selten wiederholte sich eine Typographie. Mit Rowohlts Enzyklopädie eroberten Taschenbücher den literarischen Markt, die – anders als die Reclamheftchen der Zeit – gute Chancen hatten einige Jahrzehnte zu überleben. Das Konzept der Serie blieb jedenfalls bis in die 70er Jahre aktuell und die zentralen Themen der Zeit: Atomkraft, Kalter Krieg, Weltraumfahrt usw. wurden irgendwann ins typische Layout der Enzyklopädie gegossen.



Zurück in die Zukunft

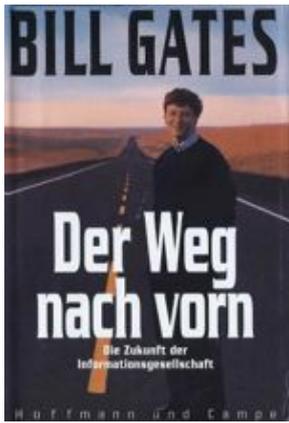
In den sechziger und siebziger Jahren wurde auch der Sachbuchmarkt von einer Welle des Zukunftsoptimismus erfasst. Man sprach begeistert vom Kollegen Roboter, der damals allerdings noch gar nicht menschlich aussah, sondern an die Rückseite eines Kühlschranks erinnerte, oder lichtete wie auf Erich von Dänikens *Erinnerungen an die Zukunft* Urzeitmenschen in hypermodernen Star-Wars Maschinen ab. Wem das zu spekulativ war, der konnte auch auf handfestere Medien zurückgreifen um abzuspacen: Drogen oder Sex, auf jeden Fall farbig und knallig sollte es sein. Und selbst ein alter Sachbuch-Routinier wie Hermann Schreiber ließ seine Bücher in goldglänzende Bucheinbände stecken und stattete Lolita und Candy einen Besuch ab.





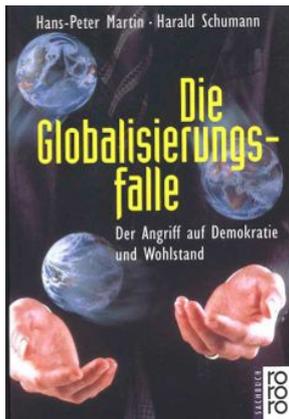
Spätestens 1975 war die Party allerdings zu Ende. Alice Schwarzer hob die lila geballte Faust des Feminismus, Hermann Gruhl machte in einem wirklich auffällig besorgniserregenden Schwarz-Weiß Cover auf die Plünderung des Planeten aufmerksam, und vor den Toren Europas – man denke an die Ölkrise von 1973 – lungerten die Araber in kleinen Gruppen herum und bedrohten den deutschen Autofahrer. Wie auch jüngst wieder war damals die Rede vom Ende des Ölzeitalters, was man mit brennenden Erdölquellen ins Bild brachte. Man entdeckte auch mit Vorliebe das eigene Prekariat vor der Haustür; Sachbuch-Klassiker der 80er Jahre sind etwa Ganz Unten von Günther Wallraff oder der Lebensbericht von Christiane F. Zur Tröstung las man daraufhin die Anleitung zum Unglücklichsein und es ist nicht zufällig, dass alle drei Cover in Schwarz-Weiß gehalten sind. Entgegen anders lautender Überlieferungen waren die 80er Jahre ein eher tristes Jahrzehnt.



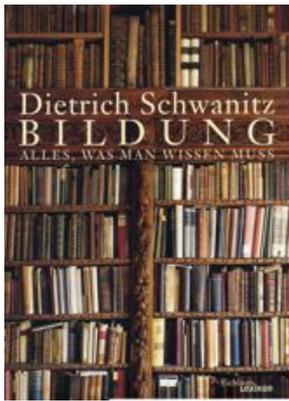


Kurze Geschichten von fast allen

Amerikanischer geht es gar nicht. Bill Gates steht lässig mit den Händen in den Hosentaschen vor dem Hintergrund einer dieser unendlich langen und geraden Highways und schreibt über die Zukunft der Informationsgesellschaft und damit über seltsame Dinge wie den Cyberhelm und das Internet, das, obwohl schon jeder zweite einen Heimcomputer hatte, noch 1995 für die meisten ein exotischer Ort war. Natürlich auch viel über Microsoft und den reibungslosen Kapitalismus im digitalen Zeitalter. Gates war, wie auch Ronald McDonald, einer jener Sendboten der Globalisierung, die schon ein Jahr später im großen Stil als Thema des deutschen Buchmarktes entdeckt wurde. Jeremy Rifkin, Noam Chomsky, Ulrich Beck, Klaus von Dohnanyi, Robert Kurz, Ernst Ulrich von Weizsäcker hatten etwas dazu zu sagen, flächendeckend wurde das Wort vom Feuilleton als Lieblingsfloskel entdeckt, und auch das sehr erfolgreiche Buch *Die Globalisierungsfalle* stammte von zwei Spiegel-Journalisten. Die zwei zentralen Botschaften finden sich schon im Titelbild codiert: Die Globalisierung ist ein Prozess der Beschleunigung und hat zweitens etwas unheimlich zu sein. Denn wer jongliert da eigentlich mit der Weltkugel? Sicher war, dass jene zwielichtigen Nieten in Nadelstreifen damit zu tun hatten, die Günther Ogger kurz davor als solche entlarvt hatte, und auch jene Global Players ihre Finger im Spiel haben, gegen die Naomi Klein in *No Logo! Sturm* lief.



Ums Ganze ging es auch in jenen Sachbüchern, die versprachen alles zu enthalten was man wissen muss, wie Dietrich Schwanitz' *Bildung*, oder Ernst Peter Fischers *Anderer Bildung*. Buy One get one hundred war die Botschaft der Cover, die immer und immer wieder ganze Bibliotheken abbildeten. In jeder Bahnhofsbuchhandlung ihrer Wahl



lassen sich die Klone heute noch bestaunen. Den Rang abgelaufen haben ihnen höchstens jene zum Rotwein passenden fi-ligran-beigen Schutzumschläge, hinter denen sich alles oder nichts verbergen kann, auf denen aber vor allem – zumindest beim Original – an zentraler Stelle ein aufgeschlagenes Buch abgebildet war. Was das Lesen gewissermaßen überflüssig macht; der Schutzumschlag ist bei sich selbst angekommen.

Ganz in diesem Sinne möchte ich Ihnen ganz zuletzt ein wunderbares Buch ans Herz legen, das sich mit der Frage der Covergestaltung beschäftigt und 1200 der gelungensten Cover aus den letzten zehn Jahren präsentiert: Renate Stefan, Nina Rothfos, Wim Westerwald: U1 – Vom Schutzumschlag zum Marketinginstrument, Mainz: Verlag Hermann Schmidt 2006, 89,00 Euro.

1.17 Rainer Rutz | „Was Hardware ist, wird Software“ – Gundolf S. Freyermuth über die Zukunft des Sachbuchs als digitales Transmedium, Copy and Paste und die verkaufsfördernden Effekte der neuen und alten Autoren-Enteignung

Professor Dr. Gundolf S. Freyermuth, Jg. 1955, lehrt Angewandte Medienwissenschaften an der internationalen filmschule köln (ifs). Er studierte Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der FU Berlin und arbeitete in den 1980er Jahren als Redakteur für das von Hans Magnus Enzensberger herausgegebene Magazin „TransAtlantik“. Danach war er als Ressortleiter und Reporter für den „stern“ und zugleich als wissenschaftlicher Assistent am Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der FU Berlin tätig. In den frühen 1990er Jahren diente er dem Lifestyle-Magazin „Tempo“ als Chefreporter, zwischen 1992 und 2004 lebte er als freier Autor in den USA.

Freyermuth verfasste drei Romane, Kurzgeschichten, Drehbücher, Rundfunkfeatures, rund 400 Reportagen und Artikel sowie – nicht zu vergessen – neun

Sachbücher, darunter „Reise in die Verlorengegangene, Auf den Spuren deutscher Emigranten“ (Hamburg 1990) und „Cyberland. Eine Führung durch den High-Tech-Underground“ (Berlin 1996). In einem 2006 veröffentlichten Interview mit „Telepolis“ nahm der ausgewiesene Experte für die Theorie und Geschichte digitaler Medien die Bezeichnung „Medienfuturist“ unwidersprochen hin. Aktuell bereitet er ein wahres Mammutprojekt vor: Die elektronisch-transmediale Publikation einer Kulturgeschichte der Digitalisierung.

Gundolf S. Freyermuth gehört dem Beirat von „Non Fiktion“ an. Für das „auf toten Bäumen“ gedruckte Sachbuch hält er eine klare Prognose bereit: Es wird in einer nicht allzu fernen Zukunft so marginalisiert sein wie heute Schallplatte oder Rollfilm. Wann und warum es soweit kommen könnte und welche Vorteile der Abschied vom Papier hätte, erläutert er im Interview Rainer Rutz.

Herr Freyermuth, Sie sagen, das Sachbuch, wie wir es heute kennen, also als auf Papier gedrucktes Produkt, wird verschwinden.

Ja, diese gar nicht so alte Variante der Wissenstradierung ist in hohem Maße gefährdet. John von Neumann und Claude Elwood Shannon, die in den 1940er Jahren mit der Trennung von Hard- und Software die Basis für die Digitalisierung legten, haben einen scheinbar unaufhaltsamen Prozess in Gang gebracht: Was Hardware ist, wird Software. Analoge Werkzeuge und Speichermedien sind im Verschwinden begriffen. Wenn es denn irgend geht. Die Schreibmaschine wurde ein Schreibprogramm, die Schneidemaschine Final Cut Pro. Schellack-Platten, Vinyl-Platten, Tonbandkassetten, CDs, Rollfilme, VHS-Kassetten, DVDs – alles verwandelt sich in Dateien, in Software. Die Virtualisierung im technischen Sinne, also die Ersetzung von Hard- durch Software, ist eine kaum übersehbare medienhistorische Tendenz. Insofern braucht es keine besonders prophetische Gabe, um zu erahnen, dass auch der Hardware Buch kein besonders langes Leben mehr beschieden sein dürfte.

Wenn man sich momentan den Buchmarkt anschaut, scheint aber nichts auf einen solchen Niedergang hinzudeuten. Der Umsatz mit Hardcoverbüchern lag im März 2007 um 3,8 Prozent, der mit Taschenbüchern um drei Prozent über dem des Vorjahresmonats. Das Sachbuchsegment hält sich stabil, an Neuer-

scheinungen besteht jedenfalls kein Mangel. Die Hardware Buch zeigt sich zählebig.

Ja, sicher. Da stehen liebe Gewohnheiten in Frage. Buchleser sind gebildete Menschen, und gebildete Menschen haben viel Zeit und Anstrengung in ihr Gebildetsein investiert. Sie wollen bewahren, was sie verstehen und können. Sie sind, was Mediennutzung angeht, eine besonders konservative Gruppe. Der Wandel auf dem Buchmarkt wird also ein wenig länger dauern als, sagen wir, auf dem Musikmarkt, wo junge Leute den Ton angeben, die ihren Status gerade daraus beziehen, Avantgarde zu sein und alles über den Haufen zu werfen, was die Älteren vor ihnen taten und liebten. Aber dennoch: Weite Textbereiche sind längst Software geworden – Lexika, Nachschlagewerke, Gebrauchsanweisungen, Telefonbücher. In relativ kurzer Zeit. Wenn man den Leuten von der Encyclopedia Britannica 1990 gesagt hätte, dass ihre Wälzer bereits das Ende der medialen Fahnenstange erreicht hatten, hätten sie einen ausgelacht. Sie verkauften ja noch recht gut. Vermutlich hatten sie Zuwächse in einstelligen Prozentzahlen... Wenn ich heute davon leben würde, Sachbücher so zu veröffentlichen, wie es damals die Lexikonverlage taten, würde ich sehr nervös sein und mich von kurzfristigen Zuwächsen keineswegs in Sicherheit wiegen lassen. Die meisten Schallplatten wurden kurz vor ihrem Ende, vor der Einführung der CD verkauft. Warum auch sollten Buchstaben, das erste, was nach Zahlen je in den Computer eingespeist werden konnte, lange vor Bildern und Tönen, warum sollte ausgerechnet Text Hardware bleiben?

Weil vielleicht die Masse der Leser gar kein Interesse daran hat, Literatur, sei es nun Belletristik oder Sachliteratur, am Computer zu konsumieren?

Dieses Argument kommt immer. Weil es berechtigt ist. Aber es greift zu kurz. Wer sagt denn, dass wir, was wir digitalisiert haben, an einem PC rezipieren müssten? Musik, die wir vor Jahren am Heimcomputer rippten, hören wir doch dort längst nicht mehr. Wir rennen mit unseren iPods durch die Welt, schließen sie an die Stereoanlage oder das Autoradio an. Dieselbe Entwicklung macht gerade Audiovisuelles durch. Es gelangt aus dem Internet auf den Fernseher oder Beamer. Der Personal Computer, diese Universalmaschine, die eben alle Medien, Texte, Bilder, Töne, Filme verarbeiten kann, bildet für die Rezeption einen Satelliten nach dem anderen aus: iPod, PDA, Handy, digitale Kamera mit

Bildbearbeitungssoftware, digitale Bilderrahmen mit Dia-Show-Funktion, Apple TV. Im Textbereich war der Sony Reader vergangenes Jahr so ein erster größer, wenn auch wohl gescheiterter Anlauf, eine iPod-ähnliche Peripherie für Textuelles zu entwickeln. Aber gerade haben nun Samsung und LG Philips unabhängig voneinander farbiges elektronisches Papier vorgestellt, dünn, biegsam, erschwinglich, vernetzbar, das schon nächstes Jahr auf den Markt kommen soll. Die üblichen Experten, die sich natürlich immer verschätzen, aber mal eben nach oben, oft auch nach unten, sehen dafür bereits um 2010 ein Milliardengeschäft...

Die Zukunft gehört also der digitalisierten Literatur?

Ich bin mir sicher. Denn die Vorteile von E-Text gegenüber dem gedruckten Buch liegen auf der Hand. Ich kann zum Beispiel alles, was mich interessiert, mit Mausklick exzerpieren und in meine Aufsätze und Seminarvorbereitungen hineinkopieren. Warum sollte ich so blöd sein und ein Papierbuch lesen, dessen Sätze ich allesamt erst abtippen oder scannen muss?

Gut, das erleichtert die Arbeit des Wissenschaftlers...

Auch für den normalen Leser überwiegt der Gewinn. Nehmen Sie nur die Möglichkeiten zu Transmedialisierung und Kollaboration. In einem papiernen Sachbuch lassen sich erschwinglich allenfalls ein paar Bildchen in lausiger Qualität einfügen. Sobald wir es dagegen mit E-Text zu tun haben – etwa in einer pdf-Datei –, bereitet es keinerlei Kosten und kaum Mühen, Fotografien oder Filmclips oder animierte und interaktive Graphiken in beliebiger Zahl einzufügen. Das wird ein großer Gewinn für das Sachbuch sein. Die Illustrationen und Graphiken, die Sachbücher schon immer zur Verdeutlichung enthielten, können lebendig werden. Manchmal hilft es eben, wenn man von einem Menschen, von dem berichtet wird, dessen Stimme hört oder ihn auch sprechen sieht.

Das leuchtet ein. Aber was meinen Sie mit Kollaboration?

Papier ist ein totes Medium. Weder der Leser noch der Autor kann mit einem Buch interagieren, nachdem es einmal gedruckt wurde. Was in dem Text fehlt oder gar ein richtiger Fehler ist, bleibt so stehen. Für immer. Bis die Säure das

Papier zerfressen hat. Wenn aber ein Text digital wird, sind interaktive Produktions- und Rezeptionsformen möglich. Viele Autoren haben derweil Websites und Blogs, auf und in denen sie über ihre Recherchen berichten und die Leser direkt zu Absichten und Formulierungen konsultieren. Das ist Kollaboration. Jedes Sachbuch profitiert davon, vom Delphi-Effekt: der Weisheit der Vielen. Kollaboration in der Produktion ist das eine, Kollaboration in der Rezeption das andere: Leser, wo immer sie leben, können sich über einen Text, steht er online, wie in einem virtuellen Salon verständigen. Diese Leserkommentare können wiederum Teil des Buches werden, seiner nächsten virtuellen Version.

Jeder gibt also seinen Senf dazu. Und daraus soll dann etwas Gescheites erwachsen?

Dass alle dasselbe dürfen, dass einige nicht gleicher sind als die anderen, nennt man Demokratie. Mit den digitalen Produktions- und Kommunikationsmitteln, so denke ich in aller Naivität, verliert Autorschaft auf ziemlich genau die Art und Weise ihr Privileg, die schon Walter Benjamin imaginierte. Das Ende des Mangels und seiner autoritären Verwaltung...

Damit wäre auch der Manipulation Tür und Tor geöffnet...

Natürlich. Aber digital dürfen wir alle manipulieren. Vorher hatten nur wenige dazu die Macht oder Gelegenheit.

Trotzdem basiert doch jede Literatur auf einem Kompositionsprinzip, das der Autor seinem Text gewissermaßen beigibt. In der Sachliteratur finden wir das häufig in der Form: „So, lieber Leser, ich nehme dich jetzt bei der Hand und führe dich Schritt für Schritt durch die von mir für dich aufbereitete Zauberwelt des Wissens“. Das dürfte sich mit der Digitalisierung der Literatur erledigt haben, oder?

Ach, das Bedürfnis, nicht Geisel des Autors zu sein, wenn man ein bestimmtes Erkenntnisinteresse hat, schuf sich doch Bahn, seit es Bücher gibt. Deswegen hat man im 17. Jahrhundert begonnen, Indexe zu erstellen. Die Suchfunktion beschleunigt im digitalen Transmedium diese Personalisierung des Leseprozesses nur. Glücklicherweise bietet aber digitaler Text auch qualitativ neue Möglichkeiten zur Personalisierung. Das beginnt schon bei der äußeren Form: Der

eine liest den Text in platzsparender Neun-Punkt-Kleinheit, der andere hat Probleme mit seinen Augen und liest ihn lieber in 18-Punkt-Klarheit. Hinzu kommt die Möglichkeit zur individuellen Textorganisation. Denken Sie an Hypertext: Wenn zehn User zehn Links auf einer Seite finden, die zu Ergänzungen und Erweiterung des Kerntextes führen, werden sie den Gesamtdiskurs auf höchst unterschiedliche Weise, eben nach persönlichen Vorlieben rezipieren.

Wir werden also alle bald statt mit Büchern mit unseren Sony-Readern oder anderen Elektro-Kleinstgeräten in überfüllten U-Bahnen sitzen?

Ich nehme es an. Denn ich tue es schon. PDAs sind seit gut drei Jahren meine Universalzeitung. Meist verschmähe ich selbst die Gratisblätter, die einem bei Flügen oder auch in der Bahn angeboten werden. Weil sie einem, wenn man etwas Interessantes entdeckt hat, das man sich kopieren möchte, nur umständliche und überflüssige Arbeit machen.

Sie sprechen immer wieder von Copy and Paste. Letztlich dürften doch mit der Digitalisierung der Literatur die Urheberrechte der Verlage und vor allem der Autoren auf der Strecke bleiben!

Mein Mitleid mit Großverlagen hält sich in engen Grenzen...

Und was ist mit den Autoren? Sie haben doch selbst zwölf Bücher geschrieben. In dem Augenblick, in dem Ihr geistiges Eigentum vom Papiermedium ins digitale Transmedium übergeht, in dem es sich von Hardware in Software umwandelt, wird es ad infinitum multiplizierbar, also kopierbar, und das in Eins-zu-eins-Qualität. Der Erstehungspreis jeder Kopie und damit auch Ihr Honorar tendieren dabei gegen Null. Dass dies die wirtschaftliche Existenz eines Autors bedroht, tritt doch klar zu Tage.

Das genaue Gegenteil scheint mir der Fall. Wir sind viel zu fixiert auf diese spezifische Form von Autorschaft, wie sie unter den Bedingungen industrieller Massenproduktion zur Selbstverständlichkeit wurde: dass einer oder eine etwas schrieb, es Verlegern – notwendigerweise gewinnorientierten Zwischenhändlern – überantwortete und dann mit einer geringen, allzu oft nur einstelligen Prozentzahl am Gewinn seines Produkts beteiligt wurde. Vom Verleger über den Buchdrucker bis zum Buchhändler: Alle profitierten mehr und zwar meist

drastisch mehr von der Arbeit eines Autors als dieser selbst. Unter den Bedingungen industrieller Produktion musste das halt so sein. Doch heute, in den Zeiten von www, muss es eben nicht mehr so sein.

Aber dass Autoren nun direkt, unter Ausschaltung aller Mittelsmänner und -frauen, mit ihren Lesern kommunizieren und auch Geschäfte tätigen können, ändert doch nichts an dem Umstand, dass Texte genauso wie Songs oder Filme in gewaltigem Ausmaß und ohne besondere Anstrengung oder Schuldbewusstsein raubkopiert werden?

Wir Autoren sollten das als kostenlose Werbung verstehen. Als branding. Und ich sage das als jemand, der ein gutes Drittel seines Lebens von dem leben musste, was er sich mit den eigenen zehn Fingern ertippte. Aber es ist doch wunderbar, wenn Menschen, Studenten oder Schüler etwa, die nicht das Geld haben, unbedingt unsere Werke rezipieren wollen! Ihre kostbare Lebenszeit opfern, um zu lesen, was wir geschrieben haben. Und so fürchterlich neu sind Formen der „Enteignung“, wie jetzt alle gut abgesicherten Branchenvertreter schreien, ja keineswegs. Schon zu den guten alten industriellen Zeiten, in denen ich ja aufwuchs, gab es zwei Distributionsformen, bei denen ein Autor nichts oder so gut wie nichts verdient hat. Zum einen die Bibliothek, zum zweiten den Ramsch. Und ich kann aus meinem Autorenleben sagen, dass die Anwesenheit meiner Bücher in Bibliotheken und auch das Verramschen mir in einem fort neue Leser zugetragen haben. Beides bedeutete Werbung – für mich als Autor, für meine nächsten Bücher. Und nichts anderes ist es, wenn heute ein paar elektronische Kopien getauscht werden. Wenn ich als Student ein teures Buch gekauft habe, habe ich es ja auch meinen Freunden zum Lesen gegeben. Das war nun dasselbe Buch. Wenn Studenten heute ein pdf verschicken, ist es in dem Sinne nicht dasselbe Buch, sondern eine identische Kopie. Aber was schadet es dem jeweiligen Autor? Die Leute, die das kriegen, hätten sich das Buch doch sowieso nie gekauft. Aber vielleicht – und hoffentlich – lesen sie sich fest und kaufen dann das nächste Buch dieses Autors, mein nächstes Buch...

Wird es denn Formen der Sachliteratur geben, die als analoges Speichermedium, sprich: gedrucktes Buch, überleben?

Aufwändige Luxusbildbände vermutlich. Es ist ja nicht so, dass Speicher- und Distributionsmedien immer ganz verschwinden. Oft werden sie nur marginalisiert und rücken aus dem Zentrum an den Rand: Das Fernsehen zum Beispiel hat das Kino nicht beseitigt, aber eben marginalisiert. Ähnlich verhält es sich, bislang zumindest, mit der CD. Und ich denke, dass Papier zumindest in den nächsten zwei, drei Jahrzehnten als Nischenmedium überleben wird.

Das Sachbuch in Papierform wird zum elitären historischen Sammlerobjekt?

Es müsste schon mit einem ziemlich spätromantischen Teufel zugehen, wenn alle Welt 2020 oder 2030 noch Sachtexte auf toten Bäumen lesen wollen würde. Sicher, der Übergang wird ein wenig dauern. Das wird auch eine generationelle Sache sein. Da müssen neue Menschen nachwachsen, die mit interaktiven Oberflächen vertrauter sind als mit passiven und sich nicht mehr nur als Leser, sondern eben als Nutzer verstehen. Doch jenseits aller Vorurteile und eingeübten Praktiken spricht immer weniger für das gedruckte Buch. Wer kann schon mit fünfzig oder 5.000 Büchern reisen? Wir alle reisen aber inzwischen mit Laptop, PDA, Handy. Und auf denen lagern die Datenmengen ganzer Bibliotheken. Mein Telefon hat eine 2 GB Speicherkarte. Ein Buch braucht vielleicht 1 MB. Das wären 2.000 Bücher auf einem Telefon!

Stellen Sie sich vor, Sie verbringen Ihren Urlaub in der mongolischen Steppe, Hunderte Kilometer von der nächsten Stromquelle entfernt und Sie müssen Ihren E-Reader aufladen. Ihr digitalisierter, aber komplett entladener Reiseführer wäre in einer solchen Situation doch definitiv eher ein Ärgernis...

Das Stromproblem ist tatsächlich erheblich. Aber deswegen wird ja an seiner Behebung eifrig gearbeitet. In unserer Gegenwart, da haben Sie allerdings zweifelsfrei recht, kann Papier noch große Vorteile haben. Die Zeit freilich arbeitet gegen dieses Medium.

Sie sind arg zukunftsgläubig. Worauf stützen Sie eigentlich Ihre Prognosen?

Ich gehe schlicht von meinem eigenen Nutzungsverhalten aus. Ich habe ja in den Jahren als Technikkultur-Journalist eine Vielzahl von Prophezeiungen aus-

gestoßen, von denen einige richtig waren und einige sehr falsch. Wenn ich mir heute anschau, was ich da verbochen habe, dann sehe ich, dass ich eigentlich immer dann Recht hatte, wenn ich mich auf mein eigenes Nutzungsverhalten gestützt habe. Um 1998 habe ich gesagt, Dial-up ist tot – weil ich schon bei dem Geräusch von schreienden Modems kirre wurde. Um 1999 habe ich etwa gesagt, die CD ist am Ende – weil ich damals meine sämtlichen CDs gerippt und weggeschlossen habe. Um 2002 habe ich gesagt, das Fernsehprogramm ist tot – weil ich TV-Serien nur noch auf DVD geschaut habe. Wenn ich jetzt also auf mein eigenes Nutzungsverhalten im Hinblick auf die Sachliteratur schaue, dann kann ich sagen: Ich habe noch keinen Roman auf dem Bildschirm gelesen und kann mir das im Augenblick bei dem etwas rückständigen Stand der Technik auch nicht vorstellen. Von den letzten dreißig Sach- und Wissenschaftsbüchern aber habe ich die meisten erst eingescannt und dann auf dem Bildschirm gelesen, ein paar auch gleich digital gekauft.

Und Ihr Nutzungsverhalten bedeutet das Ende für das gedruckte Sachbuch?

Sie müssen das in der zeitlichen Relation sehen: Von dem Punkt an, als ich und Zehntausende, wenn nicht Hunderttausende andere, anfangen, die CDs wegzupacken, hat es noch gut sieben, acht Jahre gedauert, bis angemessene Mp3-Peripheriegeräte auf dem Markt waren und auch die Musikindustrie den Widerstand aufgegeben hatte und bereit war, uns Konsumenten zu offerieren, was wir wollten: Dateien zum Download. Und zwar ohne Digital Rights Management, das die Nutzung so angenehm wie eine Wurzelbehandlung macht. Sieben, acht Jahre hat es also gedauert. Solange, von heute an gerechnet, werden sich auch die Buchverlage noch allemal wehren und winden und im Zweifelsfall noch viele Anwälte reich machen... Wir befinden uns halt in einer Umbruchsituation, die so dramatisch ist, wie es der Übergang vom Manuskript zum Buchdruck war.

Das glauben Sie wirklich?

Sie etwa nicht? Die Anzeichen sind überall. Sie beschränken sich ja nicht einmal aufs Sachbuch. Vor ein paar Tagen habe ich einen ebenso spannenden wie anrührenden Roman gelesen, der dieses Frühjahr bei Deuticke erschienen ist. „Roula Rouge“ von Mathias Nolte. Sachbücher, wenn sie gut sind, informieren

und belehren. Aber Romane, zumal solche die von der Liebe handeln, sind meist dichter am Puls der Zeit. Der Held dieser unglaublichen und doch glaubwürdigen Berliner Geschichte eignet sich in der U-Bahn den Laptop einer jungen Frau an – und beginnt ihn zu lesen: Mails, Chats, Roulas Leben, ihre Gedanken, ihre Träume. Wenn ich der Verleger dieses Buches wäre, wäre ich nicht nur überglücklich, einen so großartigen Autor gefunden zu haben. Ich wäre auch zu Tode erschreckt. Denn was diese ganz gegenwärtige Liebesgeschichte beiläufig miterzählt, ist die nonchalante Abkehr von einem alten Medium. Roula Rouge, diese verführerisch-verführte junge Frau, braucht kein Papier mehr, um ihr Leben zu leben und zu dokumentieren, keine gefalteten Liebesbriefe oder gebundenen Tagebücher. Nur wir Älteren brauchen das Papier – noch –, um den mitreißenden Roman zu lesen, den Mathias Nolte daraus machte. Aber nicht mehr lange...

1.18 Annett Gröschner | Ein Blick auf die Bestsellerliste Ost

Das Fachmagazin Buchreport ermittelt jede Woche die Rankings der meistverkauften Bücher Deutschlands. Die bekannteste von ihm aufgestellte Bestsellerliste ist die des Nachrichtenmagazins Der Spiegel. Seit einigen Jahren wird sie durch eine elektronische Abfrage in den Warenwirtschaftssystemen von 350 deutschen Buchhändlern ermittelt.

Nicht ganz so bekannt und eher regional wirksam ist die Bestsellerliste Ost, die seit Mitte der neunziger Jahre im Auftrag der Tageszeitung Neues Deutschland erhoben wird. Sie entstand ursprünglich, so der ND-Redakteur Manfred Ibold, auf Grund der empirischen Beobachtung, dass im Osten Deutschlands andere Bücher häufiger gekauft und gelesen wurden als die auf den Bestsellerlisten des Spiegel vertretenen.

Seitdem werden monatlich die Daten aus fünfzig, über die fünf neuen Bundesländer und die östlichen Stadtbezirken Berlins verteilte Buchhandlungen ermittelt und ausgewertet. Seit Oktober 2004 ist die Liste auch im Internet abrufbar.

Das Erfassungssystem

Die Bestsellerliste des Neuen Deutschland lässt sich mit den Erhebungen von Buchreport nicht direkt vergleichen, da es keine elektronische Kassenabfrage gibt, sondern jede der fünfzig Buchhandlungen am letzten Mittwoch des laufenden Monats ihr Votum per Fax abgibt. Aufgeführt sind die jeweils fünf meistverkauften Bücher der Rubriken Belletristik und Sachbuch, die mit einer Punktzahl von 5 bis 1 bewertet werden.

Mit Hilfe eines Computersystems werden die ersten zwanzig Listenplätze ermittelt und die zehn Bestplatzierten im Feuilleton des Neuen Deutschland, auf der Website der Zeitung und auf Plakaten, die an zahlreiche Buchhandlungen in Ost und West verschickt werden, veröffentlicht.

Annemarie Görne, die die Liste im Auftrag der Literaturredaktion des Neuen Deutschland seit über zehn Jahren betreut, hat in dieser Zeit einige an der Erhebung beteiligte Buchhandlungen verloren, die in großen Ketten aufgegangen sind oder ihr Geschäft ganz aufgegeben haben. Für sie musste ein annähernd gleichwertiger Ersatz gefunden werden.

Anders als in der Spiegel-Bestsellerliste sind auch Nachschlagewerke und Ratgeber in der Sachbuchliste aufgeführt. Demzufolge belegt der Duden seit Jahren unangefochten einen Platz unter den ersten zehn.

Unterschiede im Kauf- und Leseverhalten

Bis heute gibt es im Osten Deutschlands Unterschiede sowohl im Kauf- als auch im Leseverhalten. Vor allem unter den Älteren werden nach wie vor aus DDR-Zeiten bekannte Autorinnen und Autoren gelesen, deren Neuerscheinungen nur selten im überregionalen Feuilleton besprochen werden. Dank ihrer treuen Leserschaft tauchen sie in der Bestsellerliste Ost an exponierter Stelle auf. So stand im April Tschingis Aitmatow mit seinem Roman *Der Schneeleopard* an erster Stelle der Belletristik-Bestsellerliste Ost, während er in der Buchreport-Liste gerade einmal die 37. Position erreichte.

Auch im Kaufverhalten gibt es immer noch Unterschiede. Bedingt durch die geringere Kaufkraft im Osten werden Bücher, egal ob Belletristik oder Sachbuch, oftmals erst in der Taschenbuchausgabe zu Bestsellern. Bei Hardcovern

ähnelte das Leseverhalten demjenigen zu DDR-Zeiten, nur aus völlig anderen Gründen. Damals ging ein Exemplar eines populären Buches, das, entgegen der Nachfrage, aus politischen oder ökonomischen Gründen nur in einer geringen Auflage erschienen war, durch viele Hände. Heute werden die Bücher weitergegeben, weil sich die meisten Leser Hardcoverexemplare nicht leisten können. Es wird nicht mehr jede Neuerscheinung gekauft, sondern Freunde und Bekannte tauschen sich aus oder man wartet, bis das Buch in der preiswerteren Taschenbuchausgabe erschienen ist. Die Bestsellerliste Ost trägt dem dahingehend Rechnung, dass es keine Listentrennung zwischen Hardcover und Taschenbuch gibt.

Für die Sachbuchbestsellerliste konstatiert Annemarie Görne einen starken Unterschied zwischen Nord und Süd. Autoren, die in Sachsen Lokalhéroen sind, kennt man im Norden kaum und umgekehrt. Trotzdem schaffen es immer wieder regional bekannte Autoren auf die Bestsellerliste Ost, die in der des Spiegel nicht oder nur in den unteren Rängen auftauchen. Im März und April gehörten dazu die im Westen kaum bekannte Schauspielerin Annekathrin Bürger, die zusammen mit der Journalistin Kerstin Decker ihre Erinnerungen *Der Rest, der bleibt* verfasst hat, und Markus Wolfs *Letzte Gespräche mit Hans-Dieter-Schütt*. Dafür gab es in Gesamtdeutschland nur wenig Interesse. Etwas anders verhält es sich mit einem weiteren Lokalhéroen, dem altgedienten DDR-Sportreporter Heinz-Florian Oertel, der es mit *Gott sei Dank* – seit vielen Wochen im Mittelfeld der Bestsellerliste Ost – bis auf den 13. Platz der Spiegel-Bestsellerliste geschafft hat, allerdings mit einem Trittbrettbuch, einem „fiktiven Ferndialog“ (Buchreport) mit Peter Hahne und seinem Megaseller *Schluss mit lustig*, der wiederum von 2004 bis 2006 88 Wochen unter den ersten Zehn der Bestsellerliste des Spiegel war, davon 19 Wochen auf Platz 1. Auf der Bestsellerliste Ost stand Peter Hahne nur 13 Wochen, so recht konnten die Käufer östlich der Elbe mit solcher Art christlicher Erbauungsliteratur dann doch nichts anfangen.

Vergleich der Bestsellerlisten im Mai 2007

Bei allen regionalen Unterschieden hat sich die Bestsellerliste des Neuen Deutschland der des Spiegel im Laufe der Jahre vor allem in den Spitzenpositionen angeglichen. Zwar haben sich die Käufer im Osten erst einmal überlegen

müssen, ob sie sich für das Jesus-von-Nazareth-Buch des Papstes Benedikt XVI. erwärmen könnten und es wäre auch nicht verwunderlich gewesen, wenn es nie über den 19. Platz des ersten Monats hinausgekommen wäre, schließlich ist der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung der neuen Bundesländer marginal. Trotzdem konnte das am 19. April auf Rang 8 der Spiegel-Bestsellerliste eingestiegene und eine Woche später dort schon den Spitzenplatz besetzende Buch des Papstes im Mai Platz 2 der Bestsellerliste Ost erobern. Populärer war nur noch Hape Kerkelings Pilgerreisebeschreibung Ich bin dann mal weg. Unter den zehn Spitzentiteln waren sechs auch unter den ersten Zehn im Spiegel, neben den oben erwähnten noch Susanne Fröhlich und C. Kleis mit ihrem Runzel-Ich, Tiziano Terzani Das Ende ist mein Anfang, Petra Gerster mit ihrer Reifeprüfung und Ulrich Wickert mit Gauner muss man Gauner nennen. Dagegen hatten Klosterjahre, Lebe wild und unersättlich und Liebe dich selbst, die Kandidaten für einen Rutsch in den Bücherorkus des Dennis Scheck, keine Chance. Ob das nun Zufall oder Weisheit des ostdeutschen Lesevolkes ist, lässt sich von hier aus nicht überblicken.

Ausreißer sind nur zwei Bücher, die bisher auf keiner Buchreport-Liste aufgetaucht sind: Das Ärztehasserbuch von Werner Bartens und Besser Essen. Leben leicht gemacht von Sautter und Fädrieh – zwei klassische Ratgeber.

1.19 Stephan Porombka | Prima Klima – Warum der Klimawandel dem populären Sachbuch gerade recht kommt

Geht man nach der Großwetterlage der Buchbranche, wird das allgemeine Klima auf der diesjährigen Frankfurter Buchmesse eher gedämpft sein. Schönwetter meldet allerdings, wer populäre Sachbücher im Programm hat, die sich mit dem Klimawandel beschäftigen. Die sind so begehrt, dass man ihnen sogar die diesjährige Themenausstellung der Buchmesse widmen wird. "Heiter bis wolbig" hat Markus Wegner von der Internationalen Abteilung das Präsentationsprojekt für Halle 4.2 am Stand Q 417 genannt, das im Anschluss durch alle Klimazonen der Welt wandern wird, um auf internationalen Buchmessen, in den Deutschen Buchinformationszentren und den Goethe-Instituten zu Gast zu

sein. Alle Verlage dürfen dafür ihre Bücher melden, um sie mit auf die Reise zu schicken.

In diesem Jahr werden es insgesamt weit über 100 aktuelle Titel sein, die sich mit "Fakten, Facetten, Sachgeschichten und Perspektiven" der Wetterphänomene und des Klimawandels beschäftigen. Auf jedem Erzählniveau und für jede Altersgruppe soll etwas dabei sein. [Vgl. die komplette Liste der gemeldeten Bücher am Ende dieses Artikels] "Es geht uns darum", sagt Markus Wegner, "möglichst die gesamte Breite der Beschäftigung mit dem Klimawandel vorzustellen."

Das Sachbuch als Trendadapter

Tatsächlich gibt es auf ganzer Breite etwas zu lesen. Einmal mehr erweist sich das populäre Sachbuch als universaler Trendadapter. Adaptiert wird, was der Tages- und Magazinjournalismus längst thematisch vorformatiert hat. Und übersetzt wird das innerhalb kürzester Zeit in größere Erzählungsformate, die das Journalistische mit dem Epischen verbinden. Mit etwas Glück verstärkt sich der Trend bis zur Veröffentlichung soweit, dass Autor, Buch und Verlag auf einer großen Welle schwimmen. Mit noch etwas mehr Glück wird der Trend durch die großen Erzählungen weiter verstärkt und damit der Welle noch etwas mehr Schubkraft gegeben.

Dass die Klimabücher mittlerweile auch auf ihrer eigenen Welle schwimmen, liegt aber nicht nur daran, dass die Verwandlung der Wetterlage nicht aus den Nachrichten verschwinden will. Ein Grund für die Print-Inflation des Klimathemas ist auch, dass sich um das Wetter herum all die Geschichten spinnen lassen, die das populäre Sachbuch unbedingt braucht, um wirklich populär zu sein.

Klimawandel als Menschheitsthiller

Zuallererst bietet der Klimawandel einen Plot, der dramatischer und damit unterhaltsamer nicht sein könnte. Geboten wird eine mythische Konfliktlage. Jede Klima-Erzählung beginnt an einem Wendepunkt, an dem sich die Welt- und Menschheitsgeschichte unumkehrbar verändert. Einst war der Mensch vom Wetter bestimmt und musste den Himmel lesen lernen, um zu überleben. Jetzt

hat er sich in einen Wettermacher verwandelt. Zwar scheint es, als seien damit die alten Träume der Schamanen, den Regen beschwören zu können, ebenso Wirklichkeit geworden wie die Titanenträume der Welt-Ingenieure des 20. Jahrhunderts, die das Wetter mit der Kraft gigantischer Maschinen künstlich steuern wollten. Aber wie im Mythos vollzieht sich die Verwirklichung der Träume nur als Sündenfall. Wollte der Mensch einst das Wetter beherrschen, so wird er nun von einer gedemütigten Natur auf unbeherrschte Weise angegriffen. Der Mensch hat den ersten Stein geworfen. Der Himmel schlägt mit Blitz, Donner und Sturm zurück.

Die populären Sachbücher der Saison steigen mit ihrer Erzählung genau an diesem dramatischen Plotpoint ein. Noch ist der Sündenfall nicht endgültig vollzogen. Und wir lernen den Helden, der Mensch heißt, genau in jenem heiklen Moment kennen, in dem er zwei Möglichkeiten hat: Entweder er kommt zur Besinnung. Oder er besiegelt sein eigenes Schicksal. Im ersten Fall steht Frieden und Harmonie mit der Natur am Ende der Geschichte. Im zweiten Fall nimmt die Katastrophe ihren Lauf.

Du und Dein Klima

Um diesen Plot aber noch spannender zu machen, bedient sich das populäre Sachbuch eines Tricks, der zum Erfolg der ganzen Gattung beigetragen hat: Es schafft einen unmittelbaren Konnex zwischen Thema und Leben des einzelnen Lesers. Für die Klima-Bücher heißt das: Der Mensch, der sich da zwischen Frieden und Untergang entscheiden muss, ist nicht irgendwer. Das Sachbuch weiß: Dieser Mensch bist Du! Deshalb geht es hier immer um des Lesers Frieden oder Untergang. "Wir Wettermacher" heißt nicht zufällig einer der Erfolgstitel, der den Leser in das Kollektiv einbindet, das sich an der Natur vergangen hat und immer noch Tag für Tag an ihr vergeht. In "Wir Klimaretter" lässt sich dieselbe Geschichte gerade noch mal so hinbiegen, dass es doch noch weitergeht. So schafft das populäre Sachbuch eine Identifikation, wie sie wohl kein Roman jemals erreichen kann: Held und Leser SIND eins.

Damit wird das populäre Sachbuch zu einer Art Manual für das wahre Leben. Die Nähe zum Ratgeber ist deshalb kein Zufall. Wenn der Untertitel von "Wir Klimaretter" heißt: "So ist die Wende noch zu schaffen", dann weiß man, dass

dem Kollektivhelden ein paar Anweisungen gegeben werden, die auch das Leser-Ich gut im eigenen Leben umsetzen kann. "Klima retten und Geld sparen", der "Klima-Knigge. Energie sparen, Kosten senken, Klima schützen" oder "Einfach das Klima verändern" vollstrecken in diesem Sinn auf deutlichere Weise, was den anderen Sachbüchern nur vorsichtig, aber definitiv eingeschrieben ist: Der Leser soll daran erinnert werden, dass es hier nicht um Probehandeln in Phantasiewelten geht, sondern um die Möglichkeit, selbst einzugreifen und damit zu einem wirklichen Helden zu werden.

Ob das dann wirklich umgesetzt wird, ist nicht wichtig. Wichtig ist vor allem, dass die unmittelbare Nähe zum echten Handeln in der Wirklichkeit den Leser ganz anders kitzeln kann, als Romane das können: ‚Du könntest, wenn Du wolltest‘ lautet die Erfolgsformel, über die der Leser noch fester an den Text gebunden wird.

Nach dem Klima

Wenn Spannung, Identifikation und Ratschlag zum erfolgreichen populären Sachbuch gehören, dann hat Alan Weismann wohl eins der poetischsten Klimabücher geschrieben, die auf der Frankfurter Buchmesse zu sehen und zu lesen sind. Denn er experimentiert mit dem etablierten Format. Statt wie alle anderen Autoren am Punkt der Entscheidung einzusetzen, um der Erzählung den nötigen drive zu geben, beginnt Weisman seinen Bericht zu einem Zeitpunkt, an dem die Geschichte längst vorüber ist.

"Die Welt ohne uns" lautet der Titel. Und im Untertitel teilt er mit, was den Leser erwartet: die "Reise über eine unbevölkerte Erde" (Piper). So verzichtet er auf Spannung und Ratschlag, um dafür aber das Prinzip ‚Identifikation‘ bis ans Ende und noch darüber hinaus zu treiben. Weisman gibt sich (und das heißt: uns) voll und ganz der Phantasie hin, dass alles längst vorüber ist. Jenseits von Angst vor dem Untergang und Hoffnung auf Rettung herrscht hier die reine Klarheit. Die Hysterie ist vorbei. Wie im Traum sehen wir, wie nach uns die Städte zerfallen und langsam aber sicher, in zehn, in hundert, in tausend und zehntausend Jahren alle Spuren der Zivilisation für immer vom Erdboden verschwinden.

Der letzte Mensch: ein Sachbuchautor

Es ist, als kündigte sich in dieser klugen Überschreitung des populären Katastrophen-Plots nicht nur das Ende der Menschheit an. In dieser Phantasie vom Diesseits im Jenseits sind auch die Klima-Bücher schnell verschwunden. In dieser leeren Welt ist dann nur noch einer unterwegs: Der letzte Mensch als Sachbuchautor, der sich ums Klima nicht mehr kümmert und nur richtig hinschauen muss, um tausend andere Themen zu entdecken.

Wenn die "Heiter bis wolkig"-Ausstellung von der Frankfurter Buchmesse aus durch alle Klimazonen und Goethe-Institute auf Reisen geht, dann wird Weisman wohl der Mitreisende sein, auf den man am wenigsten verzichten will. Wenn man nachts im Hotelzimmer wach liegt, wenn man im Zug fährt, im Flugzeug fliegt oder am Lagerfeuer sitzt, immer wenn es langsam still und einsam um einen wird, dann wird man Weismans Geschichte am allerliebsten hören wollen.

Klima Total. Die Liste der Wetter- und Klimabücher

Anbei die vorläufige Liste der Bücher, die bislang für die diesjährige Themenausstellung „Heiter bis wolkig“ auf der Frankfurter Buchmesse gemeldet und in vier Abteilungen aufgeteilt worden sind. Weitere Informationen gibt Markus Wegner (wegner@book-fair.com). Die komplette Liste kann zu Beginn der Messe von der Homepage (www.buchmesse.de/wetter) abgerufen werden.

1. Fakten

Bendix, Jörg
Geländeklimatologie
08/2004 282 S., 127 schw.-w. Abb., 15
schw.-w. Tab.
Pb € 28,-
Stud.-Bücher d. Geogr.
Borntraeger
978-3-443-07139-4

Blüchel, Kurt G
Der Klimaschwindel
Erderwärmung, Treibhauseffekt, Klimawandel – die Fakten
08/2007 ca. 192 S.
€ ca. 14,95

Bertelsmann, C
978-3-570-01010-5

Dow, Kirstin /Downing, Thomas E
Weltatlas des Klimawandels
Karten und Fakten zur globalen Erwärmung
07/2007 ca. 130 S., 50 farb. Ktn u.
zahlr. Graf.
Ebr € 19,90
EVA Europäische Verlagsanstalt
978-3-434-50610-2

Emeis, Stefan
Meteorologie in Stichworten
2000 XIV, 199 S., 8 Taf., 14 Tab.,
15 Abb.
Pb € 19,60
Hirt's Stichw.-Bücher
Borntraeger
978-3-443-03108-4

Engelhardt, Marc /Steigenberger, Marcus
Klima-Countdown
Reportagen vom Klimawandel
09/2007
Gb € 14,-
Schmetterling Stuttgart
978-3-89657-566-X

From Beaufort to Bjerknes and Beyond
Critical Perspectives on Observing, Analyzing, and Predicting Weather
and Climate
Hrsg. v. Emeis, Stefan /Lüdecke, Cornelia
01/2006 256 S., 25 schw.-w. Abb.
Gh € 19,50
Algorismus. Studien zur Geschichte der Mathematik und der
Naturwissenschaften 52
Rauner, E
978-3-936905-13-7

Hitzestau
Macht der Mensch das Klima?
Redakt.: Trötscher, Hans P
04/2007 Laufzeit ca. 126 Min.
Jewelcase € 19,90
Audio-CD, Hörbücher
Frankfurter Allgemeine Zeitung
978-3-89843-969-5

Im Schatten der Akazie
Forschung in den Wüsten Afrikas. Ausstellungsbegleiter

Vorw. v. Diallo, Hama A /Bollig, Michael. Redakt.: Mesenhöller, Peter.

Übers. v. Boltz, Ulrich

04/2007 77 S., zahlr. Ill., 1 Kte

Pb € 12,-

Ethnologica NF 26

Rautenstrauch-Joest-Museum

978-3-923158-43-0

Klima und Mensch. Leben in Extremen

Begleitbuch zur Ausstellung

Von Baales, Michael /Brückner, Uwe R /Hallenkamp-Lumpe, Julia /Jülich,

Susanne /Rathje, Svea /Rüschhoff-Thale, Barbara /Stille, Paula

12/2006 124 S., 122 Abb.

Pb € 10,-

Westfälisches Museum für Archäologie

978-3-00-019383-5

Klima, Umwelt, Wetter

Wie der Mensch die Erde verändert

04/2007

Jewelcase € 29,90

Software (CD-ROM)

Frankfurter Allgemeine Zeitung

978-3-89843-968-8

Klimafakten

Der Rückblick: Ein Schlüssel für die Zukunft

Berner/Streif

04/2001

Gb € 39,90

Schweizerbart, E

978-3-510-95913-6

Kolbert, Elizabeth

Vor uns die Sintflut

Depeschen von der Klimafront

Aus d. Engl. v. Schmidt, Thorsten

12/2006 208 S.

Pb € 14,90

Berlin Verlag

978-3-8270-0729-2

Latif, Mojib

Bringen wir das Klima aus dem Takt?

Hintergründe und Prognosen

Hrsg. v. Forum f. Verantwortung /Wiegandt, Klaus

3. Aufl. 02.2007 256 S., Bildtl: 4 S., vierfarb.

Pb € 9,95

Fischer Sachb. 17276

Fischer, S

978-3-596-17276-4

Müller-Westermeier, Gerhard
Wetter und Klima in Deutschland
4., überarb. Aufl. 06/2006 174 S., 35 schw.-w. Abb., 25
schw.-w. Tab.
Pb € 19,80

Hirzel, S
978-3-7776-1421-1
Pearce, Fred /Goldsmith, Zac
Die Erde früher und heute
10/2007
Gb € 39,95
Fackelträger
978-3-7716-4349-2
A

Rahmstorf, Stefan /Richardson, Katherine
Wie bedroht sind die Ozeane?
Biologische und physikalische Aspekte
Hrsg. v. Wiegandt, Klaus
06.2007 ca. 224 S.
Pb € 9,95
Fischer, S
978-3-596-17277-1

Schönwiese, Christian D
Praktische Statistik für Meteorologen und Geowissenschaftler
4., verb. u. erw. Aufl. 06.09/2006 IX, 302 S., 80 schw.-w. Abb.,
64 schw.-w. Tab., 11 Tab. im
Anh.
Pb € 26,-
Borntraeger
978-3-443-01057-7

Schreiner, Johann
Praxis-Wörterbuch Umwelt, Naturschutz und Landnutzungen
Practical Dictionary of Environment, Nature Conservation and Land Use
Deutsch-Englisch/Englisch-Deutsch English-German/German-English
2004 XVII, 556 S.
Gb € 49,-
Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft
978-3-8047-2043-9

Seinfeld, J H /Pandis, S N
Atmospheric Chemistry & Physics
From Air Pollution to Climate Change
09/2006 1232 S.
Pb € 135,-
WILEY-VCH
978-0-471-72017-8

Walker, Gabrielle
Ein Meer von Luft
Eine Naturgeschichte der Atmosphäre
03/2007 352 S.
Gb € 24,90
Berlin Verlag
978-3-8270-0595-3

Der Wandel der Erdoberfläche im vergangenen Jahrtausend
Leopoldina-Meeting vom 21. bis 23. April 2005 in Kiel
Federf. hrsg. v. Bork, Hans R /Hagedorn, Jürgen
07/2006 278 S., 119 schw.-w. Abb., 5
schw.-w. Tab.
Pb € 27,95
Nova Acta Leopoldina – Neue Folge 346
Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft
978-3-8047-2317-9

Wettervogel, Ben /Molitor, Renate
Können Wetterfrösche irren?
120 populäre Irrtümer über das Wetter
02/2007 ca. 160 S., ca. 60 schw.-w.
Cartoons
Gb € 12,95
Kosmos
978-3-440-10741-8

Witterung und Klima
Eine Einführung in die Meteorologie und Klimatologie
Hrsg. v. Hupfer, Peter /Kuttler, Wilhelm. Überarb. v. Chmielewski, Frank M
/Pethe, Hermann
12., überarb. Aufl. 08/2006 XVI, 553 S., 281 schw.-w.
Abb., 108 schw.-w. Tab.
Gb € 49,90
Teubner
978-3-8351-0096-3

Wolf, Winfried
Verkehr – Umwelt – Klima
Die Globalisierung des Tempowahns
2007 ca. 520 S.
Gb € ca. 34,90
Promedia
978-3-85371-271-8

Zängl, Wolfgang
Gletscher im Treibhaus
Fotografischer Bestandsvergleich der Alpengletscher der letzten hundert
Jahre
Photograph: Zängl, Wolfgang
03/2004 240 S., 200 Abb.

Pb € 39,80
Tecklenborg, B
978-3-934427-41-3

2. Facetten

Assurer la Sécurité Alimentaire et Nutritionnelle
Actions visant à relever le défi global. Manuel de référence
Hrsg. v. Klennert, Klaus
03.2006 XXII, 232 S., zahlr.Tab.
Gb kostenlos
Internationale Weiterbildung und Entwicklung InWEnt
978-3-937235-87-5

Autorenkollektiv Verlag Neuer Weg
Ist die Erde noch zu retten?
Ursachen und Auswege aus der drohenden Umweltkatastrophe
05/2007 IV, 104 S., 8 schw.-w. u. 12
farb. Abb., farb. Abb.
Pb € 6,50
Verlag Neuer Weg
978-3-88021-366-6

Böckl, Manfred
Die Einöder
Eine bayerische ApokalypseLeben im Bayerischen Wald nach der
Klimakatastrophe
03/2007 147 S.
Gb € 12,80
Heimatverein d'Ohetaler Riedlhütte
978-3-937067-62-0

Climate Policy 2005 and Beyond – Japanese-German Impulses
A documentation on the climate policy dialogue and conference between
stakeholders of Japan and Germany within the "Germany year in Japan
2005-2006"
Hrsg. v. Ott, Hermann E /Holl, Karin
07/2006 152 S.
kostenlos
Wuppertal Spezial 33
Wuppertal Institut f. Klima, Umwelt, Energie
978-3-929944-69-3

Delannoy, Isabelle /Jacquard, Albert /Arthus-Bertrand, Yann
Die Zukunft unserer Erde
Globale Zusammenhänge sehen und verstehen
09/2007 288 S., 60 farb. Abb.
Gb € 29,95
Knesebeck
978-3-89660-494-5

Eichmann, Birgit /Asmussen, Jochen
Das Klimafrühstück
Wie unser Essen das Klima beeinflusst. Leitfaden zum Klimakoffer
10/2006 30 S., Abb.
Pb € 5,-
< Unabhängiges Institut für Umweltfragen UfU >
978-3-935563-12-4

Die Energiepolitik zwischen Wettbewerbsfähigkeit, Versorgungssicherheit
und Nachhaltigkeit
Vierteljahrshefte zur Wirtschaftsforschung. Heft 1, 76. Jahrgang (2007)
03/2007 161 S., Tab., Abb.
Pb € 72,-
DIW Vierteljahrsh. z. Wirtsch.-Forsch. 2007/1
Duncker & Humblot
978-3-428-12493-0

Fourier, Stefan
Der Eisbär und der Pinguin
Gemeinsam sind wir stark
09/2007 ca. 150 S., mit zahlr. vierfarb.
Ill.
Gb € 14,90
Pendo Verlag
978-3-86612-149-0
go. stop. act!
Die Kunst des kreativen Strassenprotestes. Geschichte – Aktionen – Ideen
Hrsg. v. Amann, Marc
03/2005 230 S., 41 schw.-w. Abb., 12
schw.-w. Fotos
Pb € ca. 18,-
Trotzdem
978-3-931786-38-

Granath, Fredrik /Lez, Mireille de la
Leben im Eis – Arktis in Gefahr
09/2007 264 S., 160 farb. Abb.
€ 39,95
Knesebeck
978-3-89660-495-3

Grüne Beute
Biopiraterie und Widerstand
Hrsg. v. BUKO-Kampagne gegen Biopiraterie
10/2005 ca. 120 S., 10 schw.-w. Abb.,
3 schw.-w. Tab., 10 schw.-w.
Fotos
€ 12,-
Trotzdem
978-3-931786-40-3

Haas, Wolf
Das Wetter vor 15 Jahren
09.2006 224 S.
Gb € 18,95
Hoffmann und Campe
978-3-455-40004-5

Hahlbrock, Klaus
Kann unsere Erde die Menschen noch ernähren?
Bevölkerungsexplosion – Umwelt – Gentechnik
Hrsg. v. Wiegandt, Klaus
3. Aufl. 02.2007 320 S., Taf.-Tl: 8 S. mit 28
Abb.
Pb € 9,95
Fischer Sachb. 17272
Fischer, S
978-3-596-17272-6

Klimawandel
Gerechtigkeit im Treibhaus
Gb € 19,90
oekom verlag
978-3-86581-074-8

Lieckfeld, Claus P
Tatort Wald
Von einem, der auszog, den Forst zu retten
09/2006 248 S., 32 schw.-w. Fotos
Gb € 19,90
Westend-Verlag
978-3-938060-11-5

Die Lifestyle-Falle
Der Klimawandel als Chance für ein neues Lebensgefühl
Ill. v. Cremer, Johannes. Hrsg. v. Fiedler, Sepp /Eickelkamp, Andreas
03/2007 392 S., 33 schw.-w. Abb.
Gb € 25,-
Rhombos-Verlag
978-3-938807-49-0

Mauser, Wolfram
Wie lange reicht die Ressource Wasser?
Vom Umgang mit dem blauen Gold
Hrsg. v. Wiegandt, Klaus
06.2007 3 S.
Pb € 9,95
Fischer, S
978-3-596-17273-3

Münz, Rainer /Reiterer, Albert F
Wie schnell wächst die Zahl der Menschen?

Weltbevölkerung und weltweite Migration

Hrsg. v. Wiegandt, Klaus
06.2007 352 S., 27 farb. Abb.
Pb € 9,95
Fischer, S
978-3-596-17271-9

Neue Impulse für die Klimapolitik: Chancen der deutschen

Doppelpräsidentschaft nutzen
01.2007 20 S., 1 farb. Tab.
Gh kostenlos
Politikpapier 5
Wissenschaftlicher Beirat d. Bundesregierung Globale
Umweltveränderungen
978-3-936191-15-8

New impetus for climate policy: making the most of Germany's dual presidency

02.2007 20 S., 1 farb. Tab.
Gh kostenlos
Policy Paper 5
Wissenschaftlicher Beirat d. Bundesregierung Globale
Umweltveränderungen
978-3-936191-16-5

Der ökologische Rucksack

Wirtschaft für eine Zukunft mit Zukunft
Federf. hrsg. v. Schmidt-Bleek, Friedrich
2004 ca. 232 S., 20 schw.-w. Abb.,
21 schw.-w. Tab.
Pb € 18,-
Hirzel, S
978-3-7776-1289-8

Die ökonomischen Kosten des Klimawandels und der Klimapolitik

Dt. /Engl.
Bearb. v. Kemfert, Claudia /Praetorius, Barbara
07/2005 193 S.
Kt € 74,-
DIW Vierteljahrsh. z. Wirtsch.-Forsch. 2005/2
Duncker & Humblot
978-3-428-11946-2

Olaf Otto Becker

Broken Line
Text v. Badger, Gerry /Schaden, Christoph
07/2007 ca. 144 S., ca. 70 farb. Abb.
Ln € ca. 75,-
Hatje Cantz Verlag
978-3-7757-1972-8

Pufe, Iris

Klima – Wälder – Indigene Völker

Umwelt- und Entwicklungspolitik im Rahmen des "Klima-Bündnisses" zur
Erhaltung von Natur und Kultur in Amazonien

01/2007 310 S.

Pb € 39,80

Hochschulschriften z. Nachhaltigkeit 31

oekom verlag

978-3-86581-063-2

Rosbach, Heike /Schwanke, Karsten

Heiter bis wolkig

Blitzgescheites und Kurioses über das Wetter

05/2007 160 S.

Gb € 12,95

Ehrenwirth Sachb.

Ehrenwirth

978-3-431-03715-9

Schley, Gernot

Zuruaha

Geschichten aus dem Regenwald

03/2006 ca. 140 S., vierfarb. Abb.

Gb € 14,90

Horlemann, B

978-3-89502-219-7

Schmidt-Bleek, Friedrich

Nutzen wir die Erde richtig?

Die Leistungen der Natur und die Arbeit des Menschen

Hrsg. v. Forum f. Verantwortung /Wiegandt, Klaus

2. Aufl. 02.2007 256 S.

Pb € 9,95

Fischer Sachb. 17275

Fischer, S

978-3-596-17275-7

Soziale Bewegungen im globalisierten Kapitalismus

Bedingungen für emanzipative Politik zwischen Konfrontation und
Anpassung

Hrsg. v. Engelke, Rolf /Klein, Thomas /Wilk, Michael

11/2005 ca. 144 S.

Pb € ca. 12,-

Trotzdem

978-3-931786-22-9

Turbulenzen

Widerstand gegen den Ausbau des Rhein-Main-Flughafens: Geschichten,
Fakten, Facetten

Hrsg. v. Redaktionsgruppe Schwarzspecht

2002 144 S., 45 schw.-w. Fotos

Pb € 18,-
Trotzdem
978-3-931786-21-2

Weltmacht Energie
Herausforderung für Demokratie und Wohlstand
Federf. hrsg. v. Hennicke, Peter /Müller, Michael
2. Aufl. 07/2006 ca. 279 S., 27 schw.-w. Abb.,
11 schw.-w. Tab.
Gb € 29,-
Hirzel, S
978-3-7776-1319-3

Wetter, Wind und Wolken 2008
Postkartenkalender
04.2007 13 farb. Postktn
Spiralb € 6,95
Kalender
Eiland
978-3-938549-87-2

Wolken
Archiv für Mediengeschichte
Hrsg. v. Engell, Lorenz /Siegert, Bernhard /Vogel, Joseph
09/2005 204 S., 38 schw.-w. Abb.
Pb € 18,60
Klimaschutz und Hochwasservorsorge
Bauhaus-Universität Weimar
978-3-86068-267-8

Wustlich, Guido
Die Atmosphäre als globales Umweltgut
Rechtsfragen ihrer Bewirtschaftung im Wechselspiel von Völker-,
Gemeinschafts- und nationalem Recht
08/2003 444 S.
Kt € 88,-
Schriften z. Umweltrecht 130
Duncker & Humblot
978-3-428-11178-7

Zerbrechliche Erde
Wie Natur und Mensch die Welt verändern
03/2007 ca. 272 S., ca. 200 Fotos
Gb € ca. 39,95
National Geographic Deutschland /MAIR
978-3-86690-011-2

3. Sachgeschichten

Häckl, Christian /Höpfl, Katharina
Benny Blu – Wetter

Regen, Wolken, Sonnenschein
Ill. v. Ott, Christine /Ott, Harald
2. Aufl. 11.2005 XXXII, 36 S.
Gh € 1,99
Benny Blu Buch 116
Kinderleicht Wissen Verlag
978-3-86570-094-0

Hölzinger, Nadine
Kleines Handbuch für Klimaretter
... und solche, die es werden wollen Lehrerleitfaden, Kopiervorlagen und
Arbeitsblätter für den Sachunterricht (4.Klasse) und den
naturwissenschaftlichen Unterricht (5.Klasse)
12/2006 52 S.
Pb € 10,-
Unabhängiges Institut für Umweltfragen UfU
978-3-935563-14-0

Horn, Reinhard /Netz, Hans J
Eisbär, Dr. Ping und die Freunde der Erde
Das Buch zum Klima-Musical
Ill. v. Bernard, Margret. Komp. v. Horn, Reinhard
08/2007 ca. 128 S., durchg. farb. Ill.
Gb € 17,80
Kontakte Musikvlg
978-3-89617-202-0

Horn, Reinhard /Netz, Hans-Jürgen
Eisbär, Dr. Ping und die Freunde der Erde
Das Klima-Musical für Kinder – Hörspiel, CD
08/2007 Hörspiel-CD
Jewelcase € 9,90
Kontakte Musikvlg
978-3-89617-204-4

Horn, Reinhard /Netz, Hans-Jürgen
Eisbär, Dr. Ping und die Freunde der Erde
Das Klima-Musical für Kinder – Lieder & Playbacks, CD
08/2007 Lieder + Pb-CD
Jewelcase € 13,50
Kontakte Musikvlg
978-3-89617-203-7

Kandeler, Jiri
Rettet die Schneemänner
Eine Geschichte vom Klimawandel für groß und Klein
09/2007 ca. 150 S., durchg. vielfarb. Ill.
Gb € 9,90
Pendo Verlag
978-3-86612-150-4

Klass, David
Feuerquell
11/2007
Gb € 14,90
Boje
978-3-414-82063-1

Langen, Annette
Der große Felix-Weltatlas
07.2007
€ 24,95
Coppentrath, F
978-3-8157-3479-7

Neumann, Antje /Neumann, Burkhard
Wetterfühlungen
Das ganze Jahr das Wetter mit allen Sinnen erleben
Ill. v. Sander, Kasia
09/2006 ca. 128 S., zahlr. schw.-w. Ill.
Gb € 18,90
Kinder erforschen d. Welt
Ökoptopia
978-3-86702-004-3

Warum wirbelt der Wirbelsturm?
Verblüffende Antworten über Naturkatastrophen
Ill. v. Kersten, Detlef
01/2007 48 S., durchg. farb. Ill., Fotos
Gb € 10,90
Was Kinder wissen wollen 25
Velber Verlag
978-3-86613-534-3

Wernsing-Bottmeyer, Barbara
Komm, erforsche das Wetter!
Natur-Sach-Mach-Buch
Ill. v. Bietz, Christine
01.2005 48 S., 12 S. Block vorne + 1
Ausklapps. hinten, einem
Kompass Satinbändchen
Pp € 7,95
Kreativ- u. Sachbücher
Coppentrath, F
978-3-8157-3389-9

Das Wetter
Ill. v. Ebert, Anne
02/2007 ca. 16 S.
Gh € 2,50
Mini-Lesemaus 24

Carlsen
978-3-551-07024-1

Alt, Franz
Zukunft Erde
Wie wollen wir morgen leben und arbeiten?
3. Aufl. 02/2007 253 S., 4 Abb.
Pb € 8,95
Aufbau Tb. 7056
Aufbau TB
978-3-7466-7056-0

4. Perspektiven

Antony, Falk /Dürschner, Christian /Remmers, Karl H
Fotovoltaica para Profesionales
Diseño, instalación y comercialización de plantas solares fotovoltaicas
04.2006 334 S., durchg. vierfarb.,
zahlr. Graf., Tab. u. Fotos
Gb € 40,-
Solarpraxis
978-3-934595-44-6

Antony, Falk /Dürschner, Christian /Remmers, Karl H
Photovoltaik für Profis
Verkauf, Planung und Montage von Solarstromanlagen
10.2005 324 S., durchg. vierfarb.,
zahlr. Fotos, Graf. u. Tab.
Pb € 39,
Solarpraxis
978-3-934595-38-5

Antony, Falk /Dürschner, Christian /Remmers, Karl-Heinz
Photovoltaics for Professionals
Solar Electric Systems – Marketing, Design and Installation
04.2006 215 S., durchg. vierfarb.,
zahlr. Graf., Tab. u. Fotos
Pb € 59,-
Solarpraxis
978-3-934595-43-9

Bührke, T /Wengenmayr, R
Erneuerbare Energie
Alternative Energiekonzepte für die Zukunft
03/2007 IV, 104 S.
Hard € 39,80
WILEY-VCH
978-3-527-40727-9

Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina
Energie

Vorträge anlässlich der Jahresversammlung vom 17. bis 20. Oktober 2003
zu Halle (Saale)
Federf. hrsg. v. Hausen, Harald zur
2004 378 S., 175 schw.-w. Abb., 25
schw.-w. Tab.
Gb € 39,95
Nova Acta Leopoldina – Neue Folge 91, Nr.339
Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft
978-3-8047-2171-0

Einfach das Klima verändern
50 kleine Ideen mit großer Wirkung
05/2007 ca. 112 S., durchg. vierfarb.
Pb € 9,90
Pendo Verlag
978-3-86612-123-7

Energieausweis – Das große Kompendium
Grundlagen – Erstellung – Haftung
Von Weglage, Andreas /Gramlich, Thomas /Pauls, Bernd /Pauls, Stefan
/Schmelich, Ralf /Pawliczek, Iris. Hrsg. v. Weglage, Andreas
05/2007 XII, 429 S., 83 schw.-w. Abb.,
47 schw.-w. Tab., 83 schw.-
w. Abb., 47 schw.-w. Tab.
Gb € 49,90
Vieweg, F
978-3-8348-0127-5

Energieversorgung der Zukunft – zwischen Klimaschutz und Ökonomie
Federf. hrsg. v. Ministerium für Umwelt und Verkehr Baden-Württemberg
2005 176 S.
Pb € 19,-
Ed. Universitas
Hirzel, S
978-3-7776-1367-3

The Future Oceans – Warming Up, Rising High, Turning Sour
Special Report 2006
08.2006 110 S., 28 farb. Abb., 3 farb.
Tab.
Ebr kostenlos
Wissenschaftlicher Beirat d. Bundesregierung Globale
Umweltveränderungen
978-3-936191-14-1

Hadamovsky, Hans F /Jonas, Dieter
Solarstrom /Solarthermie
2., aktualis. Aufl. 03/2007 264 S., zahlr. Abb., mit 1 CD-
ROM
Pb € 29,80
Sanitär – Heizung – Klima

Vogel Industrie Medien
978-3-8343-3088-4

Heuck, Klaus /Dettmann, Klaus D /Schulz, Detlef
Elektrische Energieversorgung
Erzeugung, Übertragung und Verteilung elektrischer Energie für Studium
und Praxis
7., aktualis. u. erw. Aufl. 08/2007 ca. XXIV, 760 S., 612 schw.-
w. Abb.
Gb € 49,90
Vieweg, F
978-3-8348-0217-4

Hora, Heinz
Klimakatastrophe überwinden
Neuer Aufbruch zur Rettung der Umwelt
05/2007 202 S., 12 schw.-w. Abb.
Pb € 26,-
Roderer, S
978-3-89783-587-0

Hutter, Claus-Peter
Klimawandel – und danach?
Folgen und Konsequenzen für Mensch und Natur
2007
Pb iVb
Beiträge der Akademie für Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg
46
Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft
978-3-8047-2409-9

Jäger, Jill
Was verträgt unsere Erde noch?
Wege in die Nachhaltigkeit
Hrsg. v. Forum f. Verantwortung /Wiegandt, Klaus
3. Aufl. 02.2007 240 S., 13 farb. Abb.
Pb € 9,95
Fischer Sachb. 17270
Fischer, S
978-3-596-17270-2

Klimaschutz und Hochwasservorsorge
Zusammenhänge und Konsequenzen für die kommunale Planungspraxis
Hrsg.: Akademie für Natur- und Umweltschutz (Umweltakademie) Baden-
Württemberg
2004 136 S., 17 schw.-w. Abb., 11
schw.-w. Tab.
Pb € 19,80
Beiträge der Akademie für Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg
33

Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft
978-3-8047-2058-7

Klimawirksame Emissionen des PKW-Verkehrs und Bewertung von
Minderungsstrategien
Von Schallaböck, Karl O /Fischedick, Manfred /Brouns, Bernd /Luhmann,
Hans J /Merten, Frank /Ott, Hermann E /Pastowski, Andreas /Venjakob,
Johannes
11/2006 104 S., zahlr. farb. Abb.
Pb kostenlos
Wuppertal Spezial 34
Wuppertal Institut f. Klima, Umwelt, Energie
978-3-929944-72-3

Königstein, Thomas
Ratgeber energiesparendes Bauen
Auf den Punkt gebracht: Neutrale Fachinformationen für mehr
Energieeffizienz
3., bearb. u. erw. Aufl. 03/2007 192 S., zahlr. Checklisten
Pb € 19,80
Bau-Rat
Blottner, E
978-3-89367-113-7

Konrad, Frank
Planung von Photovoltaik-Anlagen
Grundlagen und Projektierung
04/2007 VIII, 158 S., 51 schw.-w. Abb.,
16 schw.-w. Tab., 51 schw.-
w. Abb., 16 schw.-w. Tab.
Pb € 24,90
Vieweg, F
978-3-8348-0106-2

Land unter?
Klimawandel, Küstenschutz und Risikomanagement in
Nordwestdeutschland: die Perspektive 2050
Hrsg. v. Schuchardt, Bastian /Schirmer, Michael
03/2007 ca. 200 S.
Pb € 39,80
oekom verlag
978-3-86581-036-5

Loose, Peter
Erdwärmenutzung
Versorgungstechnische Planung und Berechnung
2., überarb. u. erg. Aufl. 04.2007 VI, 113 S., 59 schw.-w. Abb.
Pb € 29,80
Müller, C F in Hüthig
978-3-7880-7811-9

Low-Temperature Solar Thermal Systems

Hrsg.: Solarpraxis

Gb € 79,-

Solarpraxis

978-3-934595-35-4

Meadows, Donella /Randers, Jorgen /Meadows, Dennis

Grenzen des Wachstums – Das 30-Jahre-Update

Signal zum Kurswechsel

2., erg. Aufl. 12/2006 ca. XXVII, 323 S., 9 schw.-w.

Tab.

Pb € 29,-

Hirzel, S

978-3-7776-1384-3

Passivhaus Kompendium 2007

Wissen, Technik, Lösungen, Adressen

Hrsg. v. Laible, Johannes

12/2006 96 S., farb. Abb.

Pb € 6,40

Laible, Johannes

978-3-00-020230-7

Pendos Klimazähler

Die CO2-Tabelle für Haushalt und Familie

07/2007 ca. 84 S.

€ 6,90

Pendo Verlag

978-3-86612-141-5

Peters, Lutz

Klima 2055

Fakten – Illusionen – Visionen

04/2007 zahlr. farb. Abb.

Pb € 24,90

Olzog

978-3-7892-8204-9

Peuser, Felix /Remmers, Karl H /Schnauss, Martin

Langzeiterfahrung Solarthermie

Wegweiser für das erfolgreiche Planen und Bauen von Solaranlagen

03.2001 418 S., ca. 350 farb. Abb.,

Tab., Fotos, Diagr.

Pb € 49,-

Solarpraxis

978-3-934595-07-1

Peuser, Felix A /Remmers, Karl H /Schnauss, Martin

Installations solaires thermiques

Conception et mise en oeuvre (Französische Ausgabe des deutschen

Titels / Edition française de la publication allemande "Langzeiterfahrung

Solarthermie")

Aus d. Dt. v.Synopsis
12.2004 403 S., Nombreuses
illustrations, graphiques,
photos et tableaux, système
Gb € 65,-
Solarpraxis
978-3-934595-32-3

Peuser, Felix A /Remmers, Karl H /Schnauss, Martin
Sistemas Solares Térmicos
Diseño e Instalación (Spanische Übersetzung des deutschen Titels /
Traducción del libro "Langzeiterfahrung Solarthermie")
2005 392 S., impresión a cuatro
colores, muchas fotos,
graficas y tablas ilustrativas,
Gb € 67,-
Solarpraxis
978-3-934595-66-8

Peuser, Felix A /Remmers, Karl H /Schnauss, Martin
Solar Termik Sistemler
Planlama ve Kurulum (Türkische Übersetzung des deutschen Titels
"Langzeiterfahrung Solarthermie")
2005 244 S., 254 sayfa. Tüm
sayfalar dört renkli, çok sayıda
grafik, çizelge ve fotoğraf,
Pb € 39,-
Solarpraxis
978-3-934595-33-0

Peuser, Felix A /Remmers, Karl H /Schnauss, Martin
Solar Thermal Systems
Successful Planning and Construction (English edition of the successful
German book "Langzeiterfahrung Solarthermie")
10.2002 364 S., about 315 graphics
and illustrations, enclosing
CD-Rom "Low-Temperature
Gb € 95,-
Solarpraxis
978-3-934595-24-8

Photovoltaik für Profis – mehrsprachig
Grafiken und Fotos für Vorträge, Schulungen, Präsentationen in Deutsch,
Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch
Hrsg. v. Solarpraxis
12.2006 PowerPoint-Präsentationen in
fünf Sprachen mit jeweils
über 100 Folien
Jewelcase € 129,-
Software (CD-ROM)

Solarpraxis

978-3-934595-68-2

Pomrehn, Wolfgang

Heiße Zeiten

Wie der Klimawandel gestoppt werden kann

09/2007 ca. 250 S.

Pb € ca. 16,90

Neue kl. Bibl. 122

Papyrossa

978-3-89438-371-2

Pregizer, Dieter

Grundlagen und Bau eines Passivhauses

2., neu bearb. u. erw. Aufl. 02.2007 X, 125 S., 88 schw.-w. Abb.

Pb € 29,80

Müller, C F in Hühlig

978-3-7880-7798-3

Romm, Joseph J

Der Wasserstoff-Boom

Wunsch und Wirklichkeit beim Wettlauf um den Klimaschutz

Übers. v. Moser, Jörg G

02/2006 ca. XIV, 205 S., 3 schw.-w.

Abb.

Pb € 24,90

WILEY-VCH

978-3-527-31570-5

Rubner, Jeanne

Das Energiedilemma

Warum wir über Atomkraft neu nachdenken müssen

08/2007 ca. 288 S.

Gb € 11,95

Pantheon

978-3-570-55037-3

Schlumberger, Andreas

50 einfache Dinge, die Sie tun können, um die Welt zu retten

Und wie Sie dabei Geld sparen

3., veränd. Aufl. 12/2005 168 S.

Pb € 9,90

Westend-Verlag

978-3-938060-01-8

Sichere Energie im 21. Jahrhundert

Hrsg. v. Petermann, Jürgen

10.2006 408 S., zahlr. meist farb. Abb.

Ebr € 25,-

Hoffmann und Campe

978-3-455-09554-8

Sicherheitsrisiko Klimawandel
Wissenschaftlicher Beirat d. Bundesregierung Globale
Umweltveränderungen
11.2007 ca. XX, 280 S., 28 schw.-w. u.
6 farb. Abb., 6 schw.-w. Tab.
Gb € ca. 79,95
Welt im Wandel
Wissenschaftlicher Beirat d. Bundesregierung Globale
Umweltveränderungen /Springer Berlin
978-3-540-73247-1

Wagemann, Hans G /Eschrich, Heinz
Photovoltaik
Solarstrahlung und Halbleitereigenschaften, Solarzellenkonzepte und
Aufgaben
05/2007 CCLXVII, 13 S., 132 schw.-w.
Abb.
Pb € 21,90
Teubner
978-3-8351-0168-4

Wagner, Hermann J
Was sind die Energien des 21. Jahrhunderts?
Der Wettlauf um die Lagerstätten
Hrsg. v. Wiegandt, Klaus
06.2007 320 S.
Pb € 9,95
Fischer, S
978-3-596-17274-0

Weather catastrophes and climate change
Is there still hope for us?
Von Grassl, Hartmut /Schönwiese, Christian D /Rahmstorf, Stefan
/Schellnhuber, Hans J /Pfister, Christian /Smolka, Anselm /Siebert,
Andreas /Cubasch, Ulrich /Petschel-Held, Gerhard /Storch, Hans von
08/2005 264 S., über 100 durchg. farb.
Abb.
Gb € 29,90
pg Verlag
978-3-937624-81-5

Wetterkatastrophen und Klimawandel
Sind wir noch zu retten?
Beitr. v. Grassl, Hartmut /Schönwiese, Christian D /Latif, Mojib
/Rahmstorf, Stefan /Schellnhuber, Hans J /Berz, Gerhard /Pfister,
Christian /Smolka, Anselm /Siebert, Andreas /Cubasch, Ulrich /Petschel-
04/2005 264 S., über 100 durchg.
farbige Abb.
Gb € 29,90
< pg Verlag >
978-3-937624-80-8

Windkraftanlagen

Grundlagen, Entwurf, Planung und Betrieb

Von Gasch, R /Twele, J /Conrad, W /Heilmann, C /Kaiser, K

/Kortenkamp, R /Kühn, M /Langreder, W /Liersch, J /Maurer, J /Reuter, A

/Schubert, M /Sundermann, B /Stoffel, A. Hrsg. v. Twele, Jochen /Gasch,

5., bearb. u. erg. Aufl. 07/2007 ca. XXIV, 577 S., 427 schw.-

w. Abb.

Pb € 36,90

Teubner

978-3-8351-0136-6

Zahoransky, Richard A

Energietechnik

Systeme zur Energieumwandlung. Kompaktwissen für Studium und

Beruf

Urheber (sonst.): Schelling, Udo /Bollin, Elmar /Oehler, Helmut

3., überarb. u. aktualis. Aufl. 04/2007 XXVIII, 359 S., 295 schw.-w.

Abb., 30 schw.-w. Tab.

Pb € 27,90

Stud. Techn.

Vieweg, F

978-3-8348-0215-8

Die Zukunft der Meere – zu warm, zu hoch, zu sauer

Sondergutachten

08.05.2006 114 S., 28 farb. Abb., 3 farb.

Tab.

Ebr kostenlos

Wissenschaftlicher Beirat d. Bundesregierung Globale

Umweltveränderungen

978-3-936191-13-4

Zukunft ist möglich

Wege aus dem Klima-Chaos

Hrsg. v. Girardet, Herbert /World Future Council

03/2007 360 S.

Gb € 22,-

EVA Europäische Verlagsanstalt

978-3-434-50606-5

1.20 Annett Gröschner | Der Sachbuchlektor als Themenavantgardist – Ein Gespräch mit der Lektorin des Aufbau-Verlages Franziska Günther über Warengruppen, Traditionen und den idealen Sachbuchautor

Was macht ein Buch von Verlagsseite her zu einem Sachbuch? Manchmal ist es ja nicht so eindeutig zu entscheiden. Wie kommt zum Beispiel ein Buch wie „Echolot“ von Walter Kempowski auf die Sachbuchbestsellerliste?

Der Verlag definiert immer einen Platz für jede Neuerscheinung. An diesen Platz geknüpft ist eine Warengruppe. Und diese legt eindeutig fest, ob es sich um Belletristik oder um ein Sachbuch handelt. Jeder Bereich hat dann noch diverse Untergruppen, im Sachbuch sind das beispielsweise Gesundheit, Kunst oder Politik. Das heißt, die Entscheidung, auf welcher Seite der Bestsellerliste im Spiegel das Buch stehen könnte, wird vom Verlag getroffen.

Wer entscheidet das im Verlag?

Das diskutiert zunächst einmal das Lektorat. Zu einem späteren Zeitpunkt, wenn es um die Warengruppe geht, wird natürlich auch der Vertrieb einbezogen. Und dann kann es sein, dass Vertrieb oder Marketing sagen, es würde uns im Verkauf helfen, wenn wir das eindeutiger gruppieren. Aber das hängt häufig nicht mit sprachlich-textlichen Kriterien zusammen, sondern welche Usancen es schon im Buchhandel gibt. Also wenn es die Memoiren eines renommierten Autors sind, dann wird man die in die Literatur stellen, weil der Buchhändler den Namen kennt und das Buch schon deshalb besser verkaufen wird.

Deshalb steht die Autobiographie von Günter Grass im Buchhandel bei der Belletristik?

Das würden wir genauso machen. Wenn ich allerdings eine Schauspielerautobiographie habe, dann stelle ich die ins Sachbuch, auch wenn sie vielleicht sehr literarisch gearbeitet ist.

Man kann sagen, dass das Sachbuch insgesamt narrativer wird und es sogar soweit geht, dass manche Bücher in beide Richtungen eingeordnet werden könnten. Frank McCourt ist so ein Beispiel eines autobiographischen Buches,

das mit literarischen Mitteln arbeitet und das der Verlag in dem Fall in die Literatur gestellt hat.

Auch Victor Klemperer, um ein Beispiel unseres Verlages zu nennen, arbeitet in seinen Tagebüchern durchaus auch mit literarischen Mitteln, stand aber im Sachbuch, während die Tagebücher von Brigitte Reimann in der Literatur belassen wurden.

Christoph Links hat berichtet, dass es für das literarische Sachbuch, bei ihm u.a. repräsentiert durch Christoph Dieckmann und Alexander Osang, unheimlich schwer ist, einen Markt zu finden, weil der Buchhandel nicht weiß, wo er solche Bücher hinstellen soll.

Das Problem kennen wir auch, da muss man eine gute und zugleich pragmatische Entscheidung treffen.

Bei Ihnen ist wahrscheinlich Landolf Scherzer so ein Grenzfall?

Die beiden Bücher „Der Erste“ und „Der Zweite“ sind meiner Ansicht nach politische Sachbücher. Allerdings gab es, als die beiden Titel erschienen, diese Art der Warengruppensystematik überhaupt noch nicht. Sein letztes Buch „Der Grenzgänger“ steht bei uns in der Warengruppe Allgemeines Sachbuch.

Osang und Dieckmann sind gute Beispiele für Autoren, die in vielen ihrer Bücher nicht mit streng umrissenen Themen arbeiten, so dass man nicht weiterkommt mit Schubladen wie Politisches Sachbuch oder Zeitgeschichte. Im Grunde sind das ja eher Crossover-Projekte, gerade das macht ihren Reiz aus. Und da hat man in der Tat das Problem sich zu fragen, wo stellen wir das hin.

Wir regeln das über unser Vertretersystem. Die Vertreter flankieren diese Warengruppenfragen durch ein Beratungsgespräch. Wir haben allerdings das Problem, dass die kleinen Sortimentsbuchhandlungen immer weniger werden und die großen Ketten diese Beratungsgespräche in vielen Fällen gar nicht mehr zulassen. Und dann stehen wir natürlich vor dem gleichen Problem.

Wir hatten beispielsweise das Buch „Hitlers Rennschlachten“ von Eberhard Reuß, das sich mit der Geschichte der Formel 1 im Nationalsozialismus beschäftigte. Wir haben das unter Zeitgeschichte verbucht und dennoch hat uns

der Autor oft mitteilen müssen, dass es in vielen Buchhandlungen unter Motorsport steht. Buchhändler haben mitunter ihre eigene Systematik. Oder Jutta Voigts „Der Geschmack des Ostens“, eigentlich ganz eindeutig Zeitgeschichte DDR, stand oft bei den Kochbüchern.

Vielleicht hat es sich ja da besser verkauft.

Wir werden vielleicht den einen oder anderen Motorsportfan bzw. Hobbykoch für diese Bücher gewonnen haben. Aber in der Regel gehen die Leute nur an die Spezialregale, wenn sie etwas Konkretes suchen.

Das Problem der Zuordnung ist immer vorhanden und wir versuchen es für jedes Buch neu zu lösen.

Wie viele Sachbuchlektoren gibt es in Ihrem Verlagshaus?

Reine Sachbuchlektoren haben wir eigentlich nur zwei. Es gibt aber bestimmte, mit der Klassik bzw. der modernen Klassik zusammenhängende Sachbuchtitel, die von einem der Belletristiklektor mitbetreut werden. Eine Biographie über Anna Seghers zum Beispiel wird natürlich von der Lektorin betreut, die für das Werk von Anna Seghers verantwortlich ist.

Es gibt ja unterschiedliche Gewichtungen bei der Aufbau Verlagsgruppe, was die Sachbücher angeht. Sehe ich es richtig, dass bei Kiepenheuer eher allgemeine, populäre Sachbücher und solche zur Zeitgeschichte verortet sind und bei Aufbau die Debatten, also das politische Sachbuch?

Das ist ein unglaublich dynamischer Prozess. Ich bin seit zehn Jahren bei Aufbau und habe schon einige Kurskorrekturen und Programmerneuerungen miterlebt. Aufbau war ja früher ein rein belletristischer Verlag und das Sachbuch hat sich allmählich aus dem literarischen Programm heraus entwickelt.

Von Klemperer ausgehend...

Ja, aus der Tradition des Verlages heraus. Das Sachbuch bei Aufbau etablierte sich ja erst nach der Wende, das waren vor allem Bücher, die sich mit der aktuellen Situation befassten: Ingo Hasselbachs Buch „Die Abrechnung“ oder Reinhold Anderts und Wolfgang Herzbergs Gespräche mit Erich Honecker, die unter dem Titel „Der Sturz“ bei uns erschienen. Dieses Profil bei Aufbau ha-

ben wir sukzessive geschärft. Als Gustav Kiepenheuer noch in Leipzig ansässig war, haben wir dort sehr viel regional akzentuierte Bücher, auch zur Zeitgeschichte gemacht. Das Segment Zeitgeschichte ist ebenso wie das politische Sachbuch jetzt bei Aufbau konzentriert, während sich Gustav Kiepenheuer eher dem populäreren Sachbuch widmet, für das es bei Aufbau bisher keine Tradition gegeben hat. Solche Akzentverschiebungen müssen aber immer behutsam angegangen werden und sind nicht beliebig ausweitbar, auch das Sachbuch hat, wie die Belletristik, viel mit Glaubwürdigkeit und mit Kompetenz zu tun. Bei Gustav Kiepenheuer haben wir den idealen Platz, bestimmte Genres des Sachbuchs auszuprobieren. Zuletzt erschien hier das Buch "No Shopping. Ein Selbstversuch" der Amerikanerin Judith Levine, die ein Jahr lang nicht einkaufen gegangen ist und ein Buch darüber geschrieben hat. Hier ist für mich politisch-ethisches Nachdenken über die Frage von Konsum und gesellschaftlicher und ökologischer Entwicklung mit einem sehr feuilletonistischen Zugang idealtypisch vereint. Und damit steht das Buch ganz prototypisch für eine Richtung, die bei Gustav Kiepenheuer favorisiert wird.

Wie werden die Zuständigkeiten zwischen den Sachbuchlektorinnen aufgeteilt?

Da man ja im Sachbuch nicht die Philologien trennen kann wie in der Belletristik, ist das bei uns so aufgeteilt, dass die eine Lektorin, Maria Matschuk, ausschließlich Aufbau-Sachbücher betreut, u.a. Robert Misik und Wolfgang Engler, und ich bin sowohl für Aufbau- als auch für die Sachbücher von Gustav Kiepenheuer zuständig, mein Schwerpunkt sind Biographien und Memoiren. Ursprünglich haben wir auch bei Rütten & Loening noch Sachbücher gemacht, das haben wir zurückgenommen zugunsten eines reinen Geschenkbuches.

Wie finden Sie Ihre Sachbuchautoren? Arbeiten Sie mit Agenten?

Wir arbeiten im Sachbuch natürlich mit Agenten zusammen. Sie schicken uns im Allgemeinen 5-20 Seiten Exposé und ein Probekapitel. Auf dieser Grundlage entscheidet man sich für ein Projekt oder dagegen. Danach ist man aber noch einmal genauso stark in die Entwicklung des Manuskripts mit einbezogen. Ich stelle zunehmend fest, dass es da eine große Flexibilität gibt. Also dass die Agenten schon in einer frühen Arbeitsphase des Autors das Interesse der Verlage abfragen und das Projekt dann entsprechend akzentuieren, je nachdem, in

welche inhaltliche oder formale Richtung der Verlag das gerne haben möchte. Das hat den Nachteil, dass der Lektoratsanteil mitunter weit über die Redaktion eines fertigen Textes hinausgeht.

Wir initiieren aber als Sachbuchlektoren auch selbst Projekte gemeinsam mit Autoren. Das kann heißen, dass ich, wenn ich eine Idee habe, sie in der Lektoratskonferenz vortrage, und wenn es dort grünes Licht gibt, geht man zu Autoren, die man entweder aus der Presse oder über Kontakte kennt, meist Wissenschaftler oder Journalisten, und entwickelt dann gemeinsam mit ihnen diese Bücher. Letzteres macht ein Belletristiklektor so gut wie nie, das ist ein ganz entscheidender Unterschied.

Heißt das, dass Sie weniger Bücher lektorieren müssen als die Belletristiklektoren?

Das müsste eigentlich so sein, denn es liegt ja auf der Hand, dass so ein Arbeitsprozess viel mehr Zeit und Kraft und Arbeitsaufwand erfordert. Im Gegensatz zu belletristischen Werken müssen Register und Bibliographien erstellt, Bildteile recherchiert, die Rechte angefragt werden. All das findet ja auch auf dem Schreibtisch des Lektors statt. Trotzdem betreue ich zwischen vier und acht Titel im Programm.

Sie arbeiten ja auch mit Ghostwritern. Führen Sie da den zukünftigen Autor und den Prominenten zusammen oder bringen letztere ihren Schreiber mit?

Es ist meist besser, wenn der Prominente selbst einen Vorschlag macht, denn Voraussetzung für so eine Arbeitsbeziehung ist immer Vertrauen. Das kann man nur schwer künstlich herstellen. Ich bin aber auch schon auf jemanden zugegangen und habe gesagt, wir möchten gerne ein Buch mit Ihnen machen, und da wir wissen, Sie haben nicht die Zeit und Schreiberfahrung schlagen wir Ihnen einen Autor vor. Es sind also beide Fälle denkbar.

Gibt es für bestimmte, vielleicht auch umstrittene Themen Außengutachter?

Die meisten Überprüfungen übernehmen wir selbst, auch mit Hilfe unserer Assistenten oder Praktikanten. Aber man kann einen Text nicht von vorn bis hinten durchprüfen, die Zeit haben wir nicht. Da muss man einfach als Lektor ein Gefühl entwickeln, wie sorgfältig ein Autor arbeitet. Das findet man übli-

cherweise mit Hilfe von Stichproben heraus. Aufgrund der Art des Akquisevorgangs von Sachbüchern erlebt man mitunter auch Überraschungen, wenn das fertige Manuskript vorliegt und man feststellt, dass es nicht dem entspricht, was sich der Verlag vorgestellt hat.

Oftmals redigieren die Agenten Exposé und Probekapitel, das trifft aber auf den endgültigen Text nicht zu. Es kann also passieren, dass das Verlagslektorat einen sehr hohen Arbeitsaufwand hat. Wenn ich merke, das ist aus Zeitgründen nicht zu bewältigen oder wenn ich mich mit dem Thema nicht so gut auskenne, dann ziehe ich einen Außengutachter hinzu.

Wurde Ihr Verlag in letzter Zeit wegen eines Sachbuches verklagt?

Der jüngste Fall, der auch durch die Presse ging, war die einstweilige Verfügung gegen unsere Klaus-Kinski-Biographie. Bei allen Biographien und auch bei allgemeinen Sachbüchern lasse ich unsere Verlagsjuristin mitlesen. Sie sagt mir dann, an welcher Stelle es persönlichkeitsrechtliche Schwierigkeiten geben könnte. Trotz einer solchen Prüfung kann es passieren, dass geklagt wird. Wenn man alle Unwägbarkeiten ausräumen wollen würde, könnte man keine Biographien mehr veröffentlichen, es sei denn, sie sind autorisiert und das ist natürlich ohne Sinn. In dem Fall war es so, dass die letzte Ehefrau Klaus Kinskis wegen eines einzigen Halbsatzes eine einstweilige Verfügung erwirkt hatte. Man muss in so einem Fall sofort reagieren, die lieferbaren Bücher aus den Buchhandlungen holen, den Halbsatz schwärzen, das Buch wieder ausliefern. Letzten Endes haben unsere Anwälte diese einstweilige Verfügung niedergeschlagen. Das Taschenbuch liefern wir wieder unzensiert aus.

Ganz praktisch gefragt, wie geht man vor, wenn ein eingeschweißtes Buch geschwärzt werden muss?

Man packt es aus, setzt studentische Hilfskräfte in die Auslieferung, die die inkriminierten Stellen mit einem Edding schwärzen, schweißt es ein und liefert es wieder aus. Der Verlag kontrolliert anhand von Stichproben, ob auch wirklich jeder inkriminierte Buchstabe abgedeckt und nicht mehr lesbar ist.

Besteht da nicht auch die Gefahr, dass die Verlage übervorsichtig werden?

Die Frage ist ja, wieviel Interpretationsspielraum dem Biographen bleibt, auch angesichts des in letzter Zeit verschärften Persönlichkeitsrechts. Wenn man das Psychogramm eines Menschen abbilden will, kann man seine Intimsphäre nicht vollständig aussparen. Da müssen wir als Verlag abwägen und wenn es sein muss, ein Risiko in Kauf nehmen. Deswegen sind wir froh gewesen, dass das im Falle von Kinski am Ende zu unseren Gunsten ausgegangen ist, nicht nur wegen dieses einen Buches, sondern weil es die Arbeit von Biographen generell beeinflusst hätte.

Wie finden Sie die Themen der Sachbücher? Setzen Sie sich im Verlag zweimal im Jahr hin und überlegen, was für Ihre Leser interessant sein könnte?

Für uns als Programmverlag ist natürlich wichtig, dass ein Thema ins Programm passt. Dafür führen wir ausführliche Gespräche und zwar einmal pro Woche in der Lektoratssitzung. Da werden Ideen in den Raum geworfen und wir diskutieren darüber. In der Regel hat man das Thema geprüft und einen Autor im Auge, ehe man einen Vorschlag macht. Wenn der durchkommt, wird er in einer zweiten Runde auf Abteilungsleiterebene in einer gemeinsamen Konferenz von Vertrieb, Marketing und Lektorat vorgestellt. Da geht es dann darum, wo dieses Buch im Programm steht, welcher Marketinghintergrund ihm verschafft wird, welche Pressekontakte notwendig sind. Man muss für Sachbücher grundsätzlich eine andere Pressearbeit machen als für belletristische Titel. Es ist wichtig, gezielt an bestimmte Redakteure heranzugehen, nicht nur an die des Feuilletons, sondern auch an die der jeweiligen Fachressorts.

Aber es gibt Trends. Ein Beispiel wären Bücher über das Altern, die auch in Ihrem Verlag auf dem Programm stehen. Das Thema würde man ja nicht als erstes mit Aufbau in Verbindung bringen. Erweitern Sie da das Spektrum zugunsten der Verkaufbarkeit? Und gibt es da nicht die Gefahr, einer Entwicklung hinterherzurrennen?

Die Gefahr gibt es. Natürlich gucken wir auch auf den Markt. Trends sind nur immer schwer einzuschätzen. Manchmal sind sie recht kurzlebig, dann klappert man hinterher und der Buchhandel sagt, das hatten wir doch alles schon. Dazu kommt, ein Buch braucht von der Akquise bis zum Erscheinen im Idealfall ein

halbes Jahr, schneller geht es einfach nicht. Das heißt also, wir können nicht sofort reagieren. Wenn mich ein Thema interessiert und ich habe einen Autor, der dazu arbeiten will, dann ist für mich immer die Frage, was fügt er einem Thema hinzu. Die Prämisse des Verlages bleibt immer die Qualität.

Selber Trends zu setzen, ist unheimlich schwer. Aufbau ist das im Sachbuch mit den "Ostdeutschen" von Wolfgang Engler gelungen. Aber so etwas gelingt ja selten.

Ich spreche sehr ungern von Trends, weil ich glaube, Trend hat immer sehr viel mit Spekulation zu tun. Wir wollen gute Bücher machen, wir müssen gute Bücher machen.

Ein Buch, wenn es gut ist, wenn es neu ist, wenn es überraschend ist, wenn es Gespür für die Situation hat, wird immer seinen Weg machen, wenn man ihm diesen Weg bereitet. Im Idealfall trifft es auf eine glückliche Situation, und das war bei Wolfgang Engler der Fall. Und er war es auch, der das Thema mit dem Nachfolgebild "Die Ostdeutschen als Avantgarde" in die Zukunft verwiesen hat, indem er Thesen vertrat, die vollkommen neu waren und mit denen er ein Lebensgefühl der Leser getroffen hat.

Aber ein Sachbuch kann noch so gut geschrieben sein, wenn es keinen Nerv trifft, bleibt es liegen und veraltet sehr schnell.

Das Sachbuch konkurriert stärker als die Belletristik mit anderen Medien. Es ist nicht mehr in erster Linie Informationsquelle, wie noch in der Mitte des letzten Jahrhunderts. Inzwischen gibt es Fernsehen, Internet und Printmagazine, die für spezielle Zielgruppen da sind. Ein Sachbuch muss immer noch etwas haben, das es buchwürdig macht. Und das sind eine fundierte Recherche und das Aufbereiten von Fakten in sehr detaillierter Form, sowie die Lesbarkeit. Auch der Unterhaltungswert im weitesten Sinne ist ein Kriterium. Das steht aber immer auch im Widerspruch zur Schnelligkeit.

Letztendlich muss der Sachbuchlektor immer ein Avantgardist sein, was Themen angeht. Es kann nicht sein, dass Buchverlage hinter den Feuilletons hinterhertrappeln. Eigentlich müsste es umgekehrt sein. Und da kommt es natürlich darauf an, dass man das Buch professionell mit Presse und Marketing be-

gleitet, auch dass man einen Autor hat, der die Thesen seines Buches in den Medien vertritt.

War das Ihr Wunsch, Sachbuchlektorin zu werden oder sind Sie da reingerutscht?

Ich wollte tatsächlich immer Sachbuchlektorin werden. Das kommt aber auch daher, dass ich ursprünglich vom Journalismus und nicht von der Literatur komme. Ich habe während meines Studiums sehr lange als feste Freie gearbeitet und habe da alle Themen abgedeckt, vom Polizeibericht bis zu Theaterrezensionen. Von daher kommt meine Freude, Themen zu recherchieren und sie zu bearbeiten. Bei der Zeitung habe ich aber sehr schnell gemerkt, dass in der kurzen Zeit von einer Redaktionskonferenz am Morgen bis zum Redaktionsschluss am Nachmittag die Möglichkeiten beschränkt sind. Ich habe mich dann umorientiert ins Verlagswesen.

War das Learning by doing oder gab es spezielle Weiterbildungen auf dem Gebiet des Sachbuchlektorats?

Wie Sie wissen, gibt es noch keine spezielle Ausbildung für Lektoren. Man kann nur durch Praktika in den Beruf hineinkommen. Ich habe mit einem Praktikum bei Aufbau angefangen, habe dann einen Volontariatsvertrag bekommen und über die Lektoratsassistentz schließlich ein Lektorat. Die Vielfältigkeit der Aufgaben war sehr hilfreich. Ich habe Sachen gelernt, die einem niemand an der Uni erklären kann. Sozialkompetenz beispielsweise, die man ja für die Arbeit mit Autoren braucht, kann man nicht durch eine theoretische Ausbildung lernen.

Inzwischen gibt es ein sehr gutes Mentoringprogramm der Bücherfrauen, das Erfahrungen von Pressefrauen, Lektorinnen, Buchhändlerinnen an Jüngere weitergibt.

Wo würden Sie den Schwerpunkt Ihrer Arbeit sehen?

Für mich ist ein sehr wichtiges Kriterium die Lesbarkeit des Textes. Insofern schließt sich für mich das rein wissenschaftliche Sachbuch aus.

Meinen Schreibtisch verstehe ich als eine Art Runden Tisch, wo ich als Lektorin moderieren muss zwischen den Interessen des Verlages und denen des Autors. Wenn der Autor sein Manuskript abgibt, dann ist die Aufgabe des Lektors, das Ganze erst einmal kritisch zu betrachten und da gehört eine Menge Feingefühl dazu. Aber da man ein gemeinsames Ziel hat, nämlich ein Buch herauszugeben, kommt man in den meisten Fällen zu einem Kompromiss.

Gibt es einen Austausch von Sachbuchlektoren verschiedener Verlage?

Es gibt natürlich einen persönlichen Austausch, der aber keine feste Form hat. Man trifft sich in verschiedenen Zusammenhängen und spricht auch miteinander.

Aber man konkurriert auch.

Ja sicher, sofern man in programmatisch ähnlichen Verlagen arbeitet, konkurriert man um dieselben Projekte. Aber ich habe eigentlich ein sehr kollegiales Verhältnis zu anderen Lektoren. Es ist ja auch interessant zu erfahren, wie arbeiten andere Häuser. Das ist ja sehr unterschiedlich. Wir sind ein Verlag, der sehr viel Wert auf die persönliche Lektoratsbetreuung legt. Viele Verlage arbeiten inzwischen fast ausschließlich mit Außenlektoren.

Haben Sie einen festen Autorenstamm im Sachbuch?

Im Sachbuch gibt es das nur in wenigen Fällen. Wolfgang Engler ist so ein Beispiel, auch Robert Misik und Annelies Laschitza haben zweite und dritte Bücher bei uns veröffentlicht. Aber dadurch, dass für die meisten Sachbuchautoren das Bücherschreiben nur eine Nebentätigkeit ist, ist es selten, dass man mit ihnen für mehrere Bücher zusammenarbeitet. Aber wenn die Arbeit mit einem Autor erfolgreich war, überlegen wir natürlich, was könnte ein Thema für ein weiteres Buch sein. Aber es ist nicht so wie in der Belletristik, dass ein Lektor ein Werk betreut. Das geht schon deshalb nicht, weil es sein kann, dass der Autor sich als nächstes ein Thema sucht, das ich bei uns im Verlag aus programmatischen Gründen nicht unterbringen kann.

Eine Entscheidung für ein belletristisches Projekt ist immer auch eine Entscheidung für den Autor. Das ist im Sachbuch nicht so. Da entscheidet man sich vorrangig für das Thema.

Gibt es ein Sachbuch, das Sie unbedingt machen möchten?

Wenn das so wäre, hätte ich es bestimmt schon angeschoben.

1.21 Andy Hahnemann und David Oels | Sachbuch und populäres Wissen im 20. Jahrhundert

Sachbuch und populäre Wissen im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Andy Hahnemann und David Oels. Frankfurt/M. u. a.: Lang 2008. 292 S.

Einleitung

Im Sachbuch lassen sich eine Reihe von bisher in der Forschung nur getrennt wahrgenommenen Prozessen, die sich im Dreieck von Wissen, Markt und Literatur abspielen, parallelisieren und historisch kontextualisieren. Dabei wird ein sowohl funktionales wie poetologisches Feld vielfältiger Ähnlichkeiten und Variationen, Wiederaufnahmen und Verwerfungen; aber auch von personellen Netzwerken und Kontinuitäten sichtbar, das wenig erforscht, in seinen Dimensionen noch kaum abzuschätzen ist. Deshalb wird gewiss jeder Leser wichtige Bücher, Autoren oder Themen vermissen. Seinen Hauptzweck erfüllt der Band trotzdem: Es gilt vor allem daran zu erinnern, dass die Geschichte des faktographischen Erzählens nicht weniger komplex und widersprüchlich ist als die der fiktionalen Literatur. Ihre Erforschung darf im Rahmen einer interdisziplinär und kulturwissenschaftlich ausgerichteten Literaturwissenschaft nicht fehlen.

Wissen

Eine Vorstellung, von der man sich zuerst zu verabschieden hat, ist die, dass es sich beim Sachbuch lediglich um ein Epiphänomen der institutionalisierten Wissenschaften handelte. Denn dass Sachbücher mehr und Anderes sind als das popularisierte und damit in der Regel reduziert vorgestellte Wissen der Wissenschaften, kann als Konsens der neueren Forschung gelten. Statt die populären Darstellungen als passive Defizitformen einer reinen Lehre zu verstehen, ließe sich produktiver von einer aktiven Mediatisierung von Wissen für die diversen Bedürfnislagen in Politik, Markt, Öffentlichkeit und – unter anderem – der Wissenschaft sprechen. Die Frage ist mithin nicht, wie Wissen populari-

siert wird, sondern in welchen Kontexten und mit welcher Zielsetzung es aufgerufen, inszeniert oder erst produziert wird. Dabei können Texte, die sich der öffentlichen Präsentation von Wissen widmen, eine Reihe von Funktionen erfüllen und sehr unterschiedliche Funktionsweisen an den Tag legen.

Nicht nur entlang der Disziplinen, auf die sich das im Sachbuch ausgebreitete Wissen bezieht, sondern auch entlang seiner Subgenres oder Spielarten, im Zweifelsfall bei jedem einzelnen Buch, lässt sich fragen, wie die Inszenierung von Wissen oder des Wissenschaftlers im Sachbuch zu den institutionell gestützten Disziplinen steht. Für die Paläoanthropologie etwa ist, wie Oliver Hochadel nachzeichnet, das Sachbuch nicht nur ein Medium der gesellschaftlichen Legitimierung, mithin des ganz konkreten Fundraising, sondern auch der Ort, an dem fachliche Kontroversen ad personam ausgetragen werden und die Beteiligten ihren Platz in der Fachgeschichte und damit auch die Hierarchien innerhalb des wissenschaftlichen Feldes verhandeln. In den fürs breite Publikum geschriebenen Sachbüchern werden die zugkräftigsten Metanarrative genauso wie die ganz persönlichen Animositäten der Forscher in Szene gesetzt. Auszugehen ist deshalb von einem Kontinuum wissenschaftlicher Kommunikation, das die populären Formate explizit mit einschließt.

Ähnliches gilt auch für die Geschichtswissenschaft. Auch wenn, wie Martin Nissen nachweist, das zentrale Unterscheidungsmerkmal zwischen Sach- und Fachbuch der Publikumsbezug ist und die daraus folgenden Differenzen – die Rolle des Verlages, die Autorinszenierung, die Textgestaltung und Auflagenhöhen – eine im Einzelfall stets nachweisbare Unterscheidung rechtfertigen, ist die Grenze zwischen wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Formen der Geschichtsschreibung im Ganzen eine fließende. Fachhistoriker waren nicht nur an Sachbuchprojekten beteiligt, sondern publikumsorientierte Werke konnten auch durchaus innovative Anstöße für eine zünftige Historiographie liefern. Nissen sieht sogar eine Tendenz zur fortschreitenden Emanzipation der populären Geschichtsschreibung, die sich nicht mehr einer Fachwissenschaft unterordnet, sondern zunehmend selbstbewusst alternative Arbeitsmethoden erkundet, sich Desideraten annimmt, Mängel ausgleicht – und Marktlücken ausnützt.

Dass Außenseiter mit erstaunlichem Selbstbewusstsein jenseits des historiographischen Diskurses höchst erfolgreich Geschichte schreiben, ist freilich schon ein Phänomen des 19. Jahrhunderts, man denke etwa an Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit (1859-67). Und in den 20er Jahren des 20. Jahrhundert waren es dann die Biographien Emil Ludwigs, die nicht zuletzt aufgrund des großen Erfolgs beim Publikum von den Historikern als Herausforderung für die Zunft empfunden wurden. Die weitgehende Konzentration der Forschung auf Ludwig hat allerdings eine Reihe anderer politischhistorischer Schriftsteller aus dem Blickfeld treten lassen, unter ihnen Valeriu Marcu. Annett Gröschner zeichnet nach, wie sich Marcu, in den 20er Jahren zwischen kommunistischem Kaderintellektuellen und Nationalkonservativem changierend, als Essayist und recht bekannter Sachbuchautor – er schrieb u.a. eine erfolgreiche Biographie über Lenin – etablierte, bis Exil und früher Tod zu seinem fast vollständigen Vergessen führten. Anders als Ludwig ist Marcu von einer professionellen Historiographie weder damals noch heute wahrgenommen worden.

Stephan Porombka zeigt für die Literaturgeschichtsschreibung, wie sich neben fachwissenschaftlichen und popularisierenden Formen auch populäre entwickelten, die in ihrer emphatischen und subjektiven Aneignung von Literatur weniger der profunden Historisierung als der lebensweltlichen Aktualisierung literarischer Texte zuneigen. Sie inszenieren beispielhaft ein Leseverhalten, das besonders am Erlebniswert von Literatur interessiert ist. Gerade deshalb sind diese Bücher aber auch in jüngster Zeit für das literaturwissenschaftliche Propädeutikum in Schule und Universität interessant geworden und werden zunehmend als eine Möglichkeit der Kommunikation entdeckt, die auch für Fachwissenschaftler attraktiv ist.

Carsten Kretschmann stellt in seinem Aufsatz den Konnex von Wissenspopularisierung und sozialem Wandel ins Zentrum. Kollektive mentale Krisen ziehen das Bedürfnis nach populären Erklärungen nach sich, thematisiert wird in den Deutungen der Geschichte im popularisierenden Sachbuch deshalb nicht nur die Vergangenheit, sondern angeboten wird stets auch eine Perspektive auf die Probleme der Gegenwart. Damit freilich erweisen sich Sachbücher als etwas

anderes als reine Übersetzungen. Sachbücher und ihre Autoren sind an einer Neukonstitution des Gegenstandes im Modus der Zeitgenossenschaft beteiligt.

Timo Heimerdinger fragt nach dem Quellenwert von Ratgeberliteratur für kulturanthropologische Fragestellungen und kommt zu dem Ergebnis, dass sie weniger Rückschlüsse auf das tatsächlich gelebte Leben, als auf „weit verbreitete Bedürfnislagen“ zulassen. Ihre Faszination für die Zeitgenossen wie auch ihr Wert als historische Quelle speist sich damit nicht unwesentlich aus ihrer „lebensweltlichen Fiktionalität“. Ein marktführender Verlag wie Gräfe & Unzer (GU) spricht deshalb sehr bewusst das Milieu der bürgerlichen Mitte an, repräsentiert dabei aber Haltungen und Werte, die nicht dem Leben, sondern den Wünschen und Bedürfnissen dieser Zielgruppe entsprechen. Ratgeber sind danach nicht primär als Agentur zur Vermittlung eines anwendungsorientierten Wissens, sondern eher als Instrumente des Selbstdesigns zu deuten; ihr Wert für den Einzelnen liegt im Versprechen des Empowerments.

Am Beispiel esoterischer Gesundheitsratgeber analysiert Ingrid Tomkowiak die problematische Seite dieses Versprechens. An den Leitideen der Ganzheitlichkeit, der Spiritualität und des Positiven Denkens wird ein Welt und Menschenbild errichtet, das den Lesern zwar suggestiv die Souveränität über das eigene Wohlbefinden verkündet, letztendlich aber autoritäre und antirationale Denkmuster bedient. Tomkowiaks Perspektive ist damit eine im weitesten Sinn ideologiekritische, deren Ziel es ist, zu zeigen, wie sich vordergründige Aussage und manifeste Funktion von Sachbüchern widersprechen können. Die sehr weitgehende Entkopplung von Wissenschaft und Wissen, wie sie sich bspw. in den esoterischen Ratgebern präsentiert, zeigt aber auch, dass sich populäre Sachbücher und Ratgeber nicht nur an den ab-gesicherten Wissensbeständen ausrichten, sondern einer Logik des Marktes folgen, in der alles möglich ist (und für wahr gilt), so lange es gekauft wird.

Markt

Oder anders: ‚Was geht‘, entscheidet sich erst in einem strategisch beeinflussten Verhandlungsprozess zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Markt. Betrachtet man den Buchmarkt in seiner ganzen Breite, so ist sicherlich zu konstatieren, dass nur ein kleinerer Teil der hier vollzogenen ‚Wissensvermittlung‘

tatsächlich darauf Anspruch erhebt, dem Wissensstand einer spezifischen Fachwissenschaft zu entsprechen, geschweige denn als Teil der innerwissenschaftlichen Kommunikation anerkannt zu werden. Als sehr viel größer ist der Bereich einer Literatur einzuschätzen, die in den unterschiedlichsten Erzählformen die kollektiven Faszinationen und diversen milieugebundenen Spezialinteressen bedient, ohne dabei intensiver auf ein institutionell gepflegtes Wissen zurückzugreifen. Einige der größten Sachbucheerfolge des Jahrhunderts, man denke etwa an Erich von Dänikens Bestseller, verstanden sich sogar explizit als Partisanenwissenschaft, in denen gegen eine herrschende Orthodoxie angeschrieben wurde. Maßgeblich für die Reichweite und den Erfolg dieser Bücher ist vor allem ihre Synchronisierung mit den Wünschen und Phantasien des Publikums, nicht ihr jeweiliger Bezug zur Wissenschaft.

Als ebenso virtuelle wie ubiquitäre Vermittlungsinstanz zwischen den Interessen von Autor, Verlag und Leser funktioniert der Markt ganz selbstverständlich als der primäre Referenzrahmen, in dem Bücher und Verlagsprogramme geplant und Käufererwartungen artikuliert und geformt werden. Dass sich Sachbuchautoren und ihre Verleger mit einer Mischung aus Marktbeobachtung, Selbststilisierung und einer maximalen Vernetzung sehr bewusst darum bemühen, auf der Höhe der Zeit zu sein, ist dabei keine Erscheinung einer (post-)modernen Wissensgesellschaft. Andy Hahnemann stellt mit Anton Zischka einen Autor vor, dessen Markenzeichen der unbedingte Aktualitätsbezug war und der nichts unversucht ließ, sich – zwischen nationalsozialistischer Literaturpolitik, Publikumsnachfrage und Verlagsplanung manövrierend – von Erfolg zu Erfolg zu schreiben. Aber auch die Rolle seines Verlegers Wilhelm Goldmann ist nicht zu unterschätzen: Der Umfang der Bücher, der Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung, das Layout und sogar die Themen wurden maßgeblich von ihm beeinflusst. Mit der intensiven Betreuung seines Autors, den innovativen Werbemethoden und der guten Ausstattung der Bücher kann Goldmann als Vorbild für die auf dem Sachbuchsektor erfolgreichen Nachkriegsunternehmer gelten.

Wilhelm Goldmann konnte mit seinen Marketingmaßnahmen – großflächigen Werbeplakaten für die Schaufenster der Buchläden, der Reihen und Markenbildung und gezielten Informationsbroschüren – auf Techniken zurückgreifen, die

Karl Robert Langewiesche schon zu Beginn des Jahrhunderts mit seinen Blauen Büchern entwickelte. Katrin Völkner interpretiert die Sachbuchreihe als Instrument in einem widerspruchsvollen „Prozess der Verbürgerlichung“, das auch bisher nicht oder wenig lesenden Zeitgenossen die Partizipation an der bürgerlichen Lesekultur erlaubte. Langewiesches Leistung war es, ein Produkt anzubieten, das wenig kostete, nach Ausstattung und Inhalt aber als kulturell hochwertig galt und damit außer-ordentlich integrativ wirken konnte.

Um Produktionsbedingungen im zweifachen Sinn geht es Julia Bertschik in ihrem Aufsatz zum Textilsachbuch im ‚Dritten Reich‘. Der durch die Verkündung des Vierjahresplans ausgelöste Boom von Sachbüchern, die sich mit Rohstoffen – Kohle, Eisen, Kautschuk, Baumwolle u.a. – und der chemischen Ersatzstoffwirtschaft beschäftigten, hat auch eine Reihe von Texten hervorgebracht, die sich dem Textilsektor zuwandten. Die Selbstinszenierung des nationalsozialistischen Regimes als Teil einer autochthonen Moderne, die auf die Versöhnung von technischem Fortschritt und einer regressiven und autoritären gesellschaftlichen Ordnung abzielte, hat sich nicht zuletzt auf dem Sachbuchmarkt abgespielt.

Wenn diese Inanspruchnahme der Sachliteratur für politische Zielsetzungen den einen Pol ihrer Funktionsleistungen markiert, so betont Hans Otto Hügel nachdrücklich den anderen: Populäre Sachbücher partizipieren seit der Mitte des 19. Jahrhunderts an einer sich ausdifferenzierenden Unterhaltungskultur. Sie finden mithin weniger in einer Geschichte der Wissenspopularisierung ihren angemessenen Platz, sondern sollten als Teil der Entwicklung moderner unterhaltender Massenmedien, respektive einer sich intensivierenden „Kulturindustrie“ verstanden werden. In einer Analyse der Besprechungen in den Blättern für literarische Unterhaltung zeigt Hügel, dass die Sachbücher sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer mehr poetisierenden, ausdrucksästhetischen Tendenzen öffnen und als Medium subjektiver Wahrnehmung und Weltgestaltung in Anspruch genommen werden.

Literatur

In den verschiedensten Disziplinen ist in den letzten Jahren darauf insistiert worden, dass Wissen nicht unabhängig von den Formen der Darstellung zu

denken ist, in denen es repräsentiert wird. Gilt dies prinzipiell für alle Spielarten und Medien der Wissensproduktion und -darstellung und von der harten Wissenschaft bis zur luftigsten Fiktion, so werden im Falle des Sachbuchs mit der Frage nach einer Wissenspoetologie auch immer gattungshistorische Aspekte berührt. Denn eine Geschichte des Sachbuchs wird sich nicht zuletzt an den Formen orientieren, in denen es sein Wissen für ein breites Publikum bereitstellte. Es befindet sich in steter Koevolution zu fiktionalen und faktualen Erzählformen wie etwa dem Entwicklungsroman, der Reisebeschreibung oder dem Essay, und die zu beobachtenden Strategien der Authentisierung, Narrativierung und Illustration von Fakten (oder was zeitgenössisch dafür gehalten wurde) sind durchaus als transgenerisch und intermedial zu verstehen. Einer Poetik des Sachbuchs wird es also darauf ankommen, das Feld der vielfältigen Beeinflussungen und gegenseitigen Rivalitäten zu kartieren, um die Entwicklung der Gattung in ihrem jeweiligen literarhistorischen Umfeld sichtbar zu machen. Die oft allzu fixierten Grenzen zwischen Fiktion und Fakt und zwischen den einzelnen Erzählgenres müssen dabei nicht verabschiedet, sondern können vielmehr als heuristisch sinnvolle und geschichtlich wirkmächtige Schwellen – die auf sehr verschiedene Art und Weise immer wieder durchkreuzt, aktualisiert und verschoben wurden – historisiert werden.

Dabei ist keineswegs selbstverständlich, dass die programmatischen und auto-poetischen Aussagen der Autoren mit der tatsächlichen Textur der Werke in Einklang zu bringen sind. Als besonders aufschlussreich erweisen sich vielmehr die Fälle, in denen Selbstbeschreibung und Schreibpraxis auseinanderfallen und sich die angeblichen Fakten als fingiert offenbaren. Indem Erhard Schütz Egon Erwin Kischs öffentlich inszenierte Selbststilisierung als Heros unverstelltsachlicher Weltwahrnehmung mit einer Arbeitsweise konfrontiert, in der die ‚Wahrhaftigkeit‘ – im Sinne des tatsächlich erlebten – allenfalls den Platz einer Sekundärtugend einnimmt, wird die Suggestion der Objektivität gleichermaßen als marktstrategisches Kalkül wie als Teil einer weltanschaulich bedingten, und durchaus bewusst eingesetzten, Desinformationspolitik im Dienste einer ‚höheren Wahrheit‘ kenntlich. Die investigative Sozialreportage Kischs ist nicht selten durch Momente der politischen Parabel, der ‚feuilletonistischen Zeitungssage‘ oder schlicht der Erfindung bestimmt, und die Grenze zwischen literarischer Fiktion und Faktographie erweist sich als äußerst fragil. Das ändert

freilich nichts daran, dass der Gestus der emphatischen Sachlichkeit und die Figuration des ‚Weltreporters‘ für viele Autoren bis weit in die dreißiger Jahre hinein stilbestimmend war. Die Durchsetzung der Reportage als kulturell akkreditierte Kommunikations- und Kunstform lässt sich neben der breitenwirksamen Etablierung des Tatsachenromans als zentrale Innovation beschreiben, die eine Modernisierung des sachlichen Erzählens – und der Gattung des Sachbuchs – anzeigt.

Ein erster Innovationsschub ist allerdings schon früher erkennbar. So ist um 1900 eine verstärkte Integration essayistischer Schreibformen durch das Sachbuch zu beobachten. Mit Ernst Haeckel, Friedrich Ratzel, Wilhelm Wundt oder Wilhelm Bölsche etablierte sich, wie Erdmut Jost aufzeigt, eine Form der essayistischen Wissenschaft, die sich nicht nur für die wirklich großen Fragen zuständig weiß, sondern zur Beantwortung derselben auch diverse Gebiete der Philosophie, Entwicklungslehre, Religion und Kunst bemüht und miteinander vermischt. Man kann um 1900 von einer ersten Hybridisierungswelle sprechen und von einer zunehmenden politischen und weltanschaulichen Inanspruchnahme des Faktenwissens durch das populäre Sachbuch, auch von einer sich intensivierenden Spannung zwischen fach- und populärwissenschaftlichen Interpretationsangeboten.

Indem sich Sachbuchautoren um 1900 zunehmend nicht mehr als reine Vermittler oder Popularisatoren begriffen, sondern ihre Aufgabe in der souveränen Zusammenschau erblickten, wurde der Weg geebnet für ein neues Selbstbewusstsein, das auf der Überzeugung gründete, Anderes, aber ebenso Wichtiges wie die Naturwissenschaften selber zu leisten. Dass der Topos des Erhabenen in diesem Transformationsprozess eine Schlüsselstellung einnimmt, zeigt Safia Azzouni in ihrem Aufsatz über das populärwissenschaftliche Schreiben um 1900. Die Aufgabe der Populärwissenschaft war für Wilhelm Bölsche, Kurd Lasswitz u.a. nicht die im Idealfall lückenlose Vermittlung von Wissen, sondern die Humanisierung der (Natur-)wissenschaft selber. Durch das „Emporheben“ der Rezipienten, im Blick auf das Ganze der Natur, sollte jenes Gefühl des Erhabenen evoziert werden, das dem Menschen ein staunendes oder gar erschüttertes Bewusstsein seiner selbst und seiner Möglichkeiten vermittelte.

Dass sich die Synthesebegeisterung zur systematisierten Weltanschauung ausgewachsen konnte, lässt sich nicht nur an dem wissenschaftlich religiösen Deutungszusammenhang der monistischen Philosophie beobachten, sondern auch an der einige Jahre später aufblühenden Glazialkosmogonie. Robert Matthias Erdbeer zeigt, indem er die Kapriolen der Welteislehre analysiert, wie sich die Astronomie durch die Theorien eines Außenseiters herausgefordert fühlte, aber auch, welche kulturelle Valenz ein Ideenkomplex entfalten konnte, der in der universitär akkreditierten Wissenschaft recht schnell abgeschrieben wurde. Hanns Hörbigers Glazialkosmogonie schlug sich als gattungstransgressives Narrativ nicht nur in zahlreichen Sachbüchern und einer Zeitschrift nieder, sondern eroberte auch die Welt der Science-Fiction. Eine Bewegung, die sich als Flucht ins Populäre und Parawissenschaftliche begreifen lässt, nachdem der Versuch, in den offiziellen wissenschaftlichen Institutionen Anerkennung zu finden, gescheitert ist.

Um die Nähe und den beständigen Zusammenhang von Poesie und Wissen geht es Patrick Ramponi, der das Motiv des Meeres gleichsam als epistemischästhetisches Medium der Zusammenschau und der ausgestellten Hybridität von Natur/Kultur einerseits, Regionalität/Globalität andererseits reklamiert. Hybrid ist aber auch die Form des Sachbuchs selbst, das von Fall zu Fall – aber immer entlang der prinzipiellen Polyvalenz, oder schlicht Rätselhaftigkeit, des ozeanischen Motivs – zwischen Erzählung und Expeditionsbericht oszilliert.

Tilman Spreckelsen stellt mit Herbert Paatz' erfolgreichen Kinderbüchern um Dr. Kleinermacher einen Grenzfall dar, dessen belehrende Didaktik ganz in der Textur einer fiktionalen Abenteuergeschichte aufgeht. Thema der Bände ist der Mikrokosmos vor der Haustür; zwei Kinder reisen mehrfach in die Welt der Kleinstlebewesen und werden – quasi erlebnispädagogisch – von ihrem erwachsenen Begleiter in die Wunder der Natur eingeführt. Mit den Kindern unterziehen sich freilich auch die Leser einem Sachkundeunterricht, der sich als Gegenbild zur abstrakten und angestregten Wissensvermittlung in Szene setzt.

Aus der Perspektive des Essayhistorikers macht Christian Schärf darauf aufmerksam, dass spätestens Mitte des 20. Jahrhunderts Formen des Essays als

bevorzugtes Binde- und Schmiermittel erhalten müssen, um in sich divergenten Sachbuchprojekten eine formale Kohärenz zu verleihen. Die ehemals radikal subjektive und ästhetisch provokative Literaturform des Essays geht zahllose neue Verbindungen ein und dekonturiert sich zum bloßen Reservoir von Formen, die sich im Gattungsspektrum zwischen Biographie, Geschichtsschreibung und Literatur auflösen, um unterhaltsam Wissen zu vermitteln.

Ob man Jugendliteratur aus den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts betrachtet, Wissenschaftsthiller der Gegenwart, historische Romane oder, wie Christian Schärf, romanhafte Biographien – die Inszenierung und Narrativierung von Wissensbeständen bleibt kein exklusives Gebiet der Sachliteratur, so wenig wie der Einsatz fiktionalisierender Techniken auf das Gebiet der Belletristik beschränkt bleibt. Populäres Wissen durchquert, der Form wie dem Inhalt nach, alle Genres der Literatur. Es ist jeweils zu fragen, an welchem Punkt der historischen Entwicklung sich die verschiedenen Gattungsmerkmale kreuzen und was genau dabei herauskommt.

Um noch einmal zum Ausgangspunkt zurückzukommen: Die Behauptung oder Feststellung, dass man es mit einem Sachbuch (und eben nichts anderem) zu tun hat, erfüllt – und das gilt für die Wissenschaft wie für alle anderen Teilnehmer an der literarischen Kommunikation – nicht zuletzt den Zweck, den Leser in eine Perspektive zu zwingen, die im mitgeteilten Wissen und den Formen seiner Inszenierung die Bedeutung eines Buches sehen möchte. In diesem Sinn wäre die Sachbuchforschung als Teil eines breiteren Selbstverständigungsprozesses zu begreifen, in dem die Funktion und Bedeutung von Literatur verhandelt wird. Sachbuchforschung ist eine genuine Perspektive auf die Literatur des 20. Jahrhunderts.

2 Buchbesprechungen – Sachbücher frisch gesichtet

2.1 Peter Atkins | Galileos Finger (Andy Hahne- mann)

Das Erscheinen Galileo Galileis stellt für die Geschichte der Naturwissenschaft einen Wendepunkt dar. War die Wissenschaft vorher ganz wesentlich auf Spekulation gebaut, so behauptete nachher das Experiment seine Vorrangstellung als universales Verfahren zur Gewinnung neuer Erkenntnisse. Nicht mehr der Syllogismus, sondern die Demonstration kommt der Wahrheit auf die Spur. Galileos Finger, so der Titel des Buches von Peter Atkins, markiert symbolisch einen Paradigmenwechsel, der auf gut 400 Jahre hinaus die Geschichte der Wissenschaften bestimmte und erst in den letzten Jahrzehnten durch ein neues Paradigma verdrängt wird, nämlich das der mathematisch orientierten Abstraktion. So wundert es nicht, dass Atkins das zehnte Kapitel seines Buches ganz der Mathematik widmet, um sie als „Ehrengast“ in den Kreis der Naturwissenschaften aufzunehmen. Vorher freilich geht es unter anderem um die Evolutionsbiologie, die Genetik, die Atom- und Astrophysik, kurz: alles, was heute als moderne Naturwissenschaft das Weltbild des modernen Menschen bestimmt. Für letzteren ist das Buch geschrieben, auch für den interessierten Laien soll es verständlich sein, was, so gesteht Atkins ein, selbst für den gewieftesten Schriftsteller nicht immer ganz einfach zu bewerkstelligen ist. Denn die Welt ist nun einmal komplex, und kompliziert ist auch die Wissenschaft von ihr. Aber Atkins ist auch Routinier und versteht sich blendend auf die Techniken, die es braucht, um noch die ärgsten Gewaltmärsche durch ein unübersichtliches Feld als Spaziergänge im Plauderton erscheinen zu lassen. Angehende populärwissenschaftliche Schriftsteller können hier viel lernen und ebenso Rezensenten, die danach fragen, welche Strategien und Techniken ein Autor beherrschen sollte, um die Leser trotz des schwierigen Themas bei der Stange zu halten. Die wesentlichen lassen sich an zwei Händen abzählen:

I. Die Kerngedanken

Um noch im dichtesten Dschungel falscher und richtiger bzw. möglicherweise richtiger Theorien dem Leser eine Handreichung zu geben, bietet sich an, die einzelnen Kapitel um so genannte „Kerngedanken“ zu gruppieren, die eine Orientierung erleichtern. Bei Atkins finden sie sich glücklicherweise schon im Inhaltsverzeichnis. Für das Kapitel über das Konzept der Energie ist der Kerngedanke etwa: „Energie bleibt erhalten“ und für die Kosmologie gilt der Leitsatz: „Das Universum dehnt sich aus“.

II. Die Zitate

Ähnlich den Kerngedanken, nur etwas dunkler und poetischer, zeigen Zitate an den Kapitelanfängen, dass es hier nicht um spröde Rechen- oder Beobachtungskunst geht, sondern um Ideen, die im weiten Raum der Kultur ihre Spuren hinterlassen haben. Besonders romantische Dichter machen sich gut (in Deutschland natürlich immer auch Goethe), um den kulturellen Resonanzraum anklingen zu lassen, der die Wissenschaft umgibt. Zitate betonen die kulturelle Valenz der verhandelten Gegenstände, paradigmatisch etwa jenes von C.P. Snow: „Das Zweite Gesetz der Thermodynamik nicht zu kennen, ist damit vergleichbar, nie ein Werk von Shakespeare gelesen zu haben.“

III. Der Autor

Natürlich ist es nützlich, wenn der Autor über eine exzellente Akkreditierung als Wissenschaftler verfügt, die in wenigen Worten schon im Klappentext unterstrichen werden sollte. Denn ganz zentral ist das Vertrauen, das der Leser in die Instanz setzt, die Wissen vermitteln möchte. Wenn an der fachlichen Kompetenz des Autors Zweifel bestehen oder das Mitgeteilte, statt einfach verstanden, vom Leser auch noch evaluiert werden muss, droht die populärwissenschaftliche Kommunikation zu scheitern. Das Auftreten Atkins ist gelungen: Umschlagphoto in Schwarz-Weiß, Hinweis auf seine Professur in Oxford und ein Lob des Kollegen Richard Dawkins verbürgen unbedingte Zuverlässigkeit.

IV. Der Erzähler

Während die Autorinszenierung eher eine Sache der Paratexte ist, ist der Erzähler im Text allgegenwärtig. Er nimmt den Leser bei der Hand, fordert ihn

auf, ‚mit auf eine Reise‘ zu kommen, er gibt Voraus- und Rückblicke und sagt auch beizeiten Bescheid, wenn besonders schwierige Stellen ohne Schaden übersprungen werden können. Das wichtigste aber: Er spricht den Leser direkt an und suggeriert eine Gesprächssituation. Gute Erzähler sind fürsorglich und interessiert; sie stellen die Fragen, auf deren Beantwortung der Leser hofft, ohne sie genau zu kennen.

V. Das Personal

Wenig ist so unsinnlich wie die Geschichte der chemischen (mathematischen, physikalischen etc.) Ideen und Denkgebäude. Und wenige Berufe haben so viele Sonderlinge und Käuze hervorgebracht wie eben jene der professionell betriebenen Naturwissenschaft. Viele Sachbuchautoren flankieren deshalb ihre Ideengeschichte mit Geschichten und Anekdoten aus dem Leben der Forscher und oftmals werden gerade hier die entscheidenden Bilder gefunden, um noch die abstraktesten Theorien zu veranschaulichen. Und wenn nicht, dann kann sich der Leser immerhin eine Weile ausruhen: Formeln strengen an, kleine, nett erzählte Biographien sorgen für Abwechslung, Entlastung und Atmosphäre.

VI. Die Illustrationen

Aus dem gleichen Grund ist es auch allemal besser, das Bett zu zeigen, in dem Newton geboren wurde, oder Gregor Mendels Klostergarten, als überhaupt keine Bilder zu integrieren. Der heuristische Wert geht gegen Null, aber schön ist es doch. Wichtiger sind freilich die nicht nur illustrierenden, sondern wirklich erhellenden Grafiken und systematischen Darstellungen schwieriger Prozesse, die an computersimulierte Darstellungen populärwissenschaftlicher Fernsehformate erinnern – oder an das Chemie-Lehrbuch für die Sekundarstufe 2.

VII. Der Feind

Gut ist es, einen Feind zu haben, der genau das verkörpert, was dem eigenen Verständnis zuwiderläuft. Für Atkins sind es besonders die Irrlehren der sich wissenschaftlich gebärdenden Glaubenssätze. Die Lehre vom Intelligent Design erfüllt da einen guten Zweck: Wirkliche Wissenschaft kann sich in Methodik

und Inhalt vor einem Hintergrund profilieren, dessen dogmatischer Stumpfsinn nur allzu offenkundig ist.

VIII. Der Alltag

Wie kann man sich die atomare Struktur von Kristallen vorstellen? Wie die Orangen auf den Auslagetischen eines Obsthändlers. Klar ist: Der Vergleich von Strukturen und Prozessen mit ganz alltäglichen Objekten und Begebenheiten ist eine wichtige Technik, Anschaulichkeit zu erzeugen, und wenn es, nach Atkins, der Wissenschaft darauf ankommt, ein ‚destilliertes Wesen der Realität zu liefern‘, so ist es eben die Aufgabe des Sachbuchautors, dem farblosen destillierten Wasser der Wissenschaft ein wenig Geschmack und Farbe beizumengen.

IX. Das Gedankenspiel

Während der Vergleich durch seine Alltagsnähe Verständnis erzeugt oder zumindest suggeriert, ist das Gedankenspiel durch seine Nähe zur Phantasie, zur Fiktion und zum Experiment gekennzeichnet. Seine typischen Floskeln sind: „Nehmen wir einmal an ...“ oder „Stellen Sie sich einmal vor ...“. Das populärste Gedankenspiel der Physik ist sicherlich das von ‚Schrödingers Katze‘, ein niemals durchgeführtes, aber oft erzähltes Experiment, dessen veranschaulichende Wirkung gerade durch den makaberen Versuchsaufbau unterstützt wird. Gedankenexperimente funktionieren am besten, wenn sie durch einen Zug ins Böse, Große oder Absurde gekennzeichnet sind. „Wenn Sie auf der nördlichen Erdhalbkugel eine Schraube eindrehen ...“

X. Die Geschichte.

Ein populäres Sachbuch wäre nicht populär, wenn es nicht erzählen würde – über den Zusammenhang von Dampfmaschinen und Viktorianismus, den unaufhaltsamen Verfall des Universums im Zeichen der Entropie oder das Leben der Seescheide (die, sobald sie ihren endgültigen Aufenthaltsort gefunden hat, anfängt, ihr Gehirn aufzuessen). Immer sind es Geschichten, in denen Kausalitäten ihre überzeugendste Form finden. Interessante Geschichten zu erzählen, ob anekdotisch oder episch, ist gewissermaßen die Meisterdisziplin des Populärwissenschaftlers, denn ohne sie wäre das Wissen nur lexikalisch präsentierbar – und schlicht nicht besonders attraktiv.

Peter Atkins beherrscht sein Handwerkszeug in jeder Hinsicht und es ist eine Freude, in seinem Buch zu lesen. Wo, wenn nicht hier sollte man als Laie einige Grundlagen der Naturwissenschaften lernen können? Und tatsächlich: Oft hat man den Eindruck, wirklich etwas zu verstehen, etwa, worum es in der String-Theorie geht oder was die Pointe der Quantentheorie ist.

Allerdings kann man schon im nächsten Moment, etwa mit der Einführung zwei, drei weiterer Fachtermini, vor den Kopf gestoßen werden. Immer wieder nimmt die Argumentation einen Gang, den man nicht erwartet hat und spätestens nachdem man das Buch aus der Hand gelegt hat, wird den meisten Lesern klar sein, dass man nichts, aber auch gar nichts gelernt hat, was vor der kritischen Selbst- geschweige denn Fremdbefragung bestehen könnte. Nichts von dem, was man eben noch fleißig und vergnüglich konsumiert hat, kann als Wissen (das immer auch reproduzierbar ist) gelten. In Erinnerung bleiben bestenfalls ein paar Bilder und Geschichten, einige ‚Kerngedanken‘ oder Schnipsel von Biographien und ein paar der schöneren Gedankenspiele. Von den großen Ideen der Naturwissenschaft oder gar von dem, was heutzutage in den Köpfen der Naturwissenschaftler vor sich geht, dürfte sich selbst der aufmerksamste Leser nach wie vor kaum ein präzises Bild machen können. Gerade die heutigen, und hier im besonderen die mathematisch begründeten Positionen der modernen Physik, erweisen sich, trotz aller Veranschaulichungsleistungen und rhetorischen Krücken, für den Nicht-Naturwissenschaftler als schlicht nicht zugänglich. Zu abstrakt die Gedanken, zu vielfältig ist die Fachterminologie, von der Atkins dem Leser ja nur einen Bruchteil zugemutet hat. Mehr als einen Schnupperkurs kann wohl auch das beste Sachbuch hier nicht bieten.

Von Galileos Finger findet sich übrigens auch eine Photographie in dem Buch – ganz am Anfang, noch vor der Titelei. Es ist der Mittelfinger der rechten Hand.

Juni 2007

Peter Atkins: Galileos Finger. Die zehn großen Ideen der Naturwissenschaft, Stuttgart: Klett-Cotta 2006, 526 S., 25 €.

2.2 Jan Frederic Bandel, Lasse Ole Hempel, Theo Janßen | Palette revisited. Eine Kneipe und ein Roman (Annett Gröschner)

„JÄCKI GEHT ÜBER DEN GÄNSEMARKT: Die Palette ist neunundachtzig bis hundert Schritte vom Gänsemarkt entfernt.“ So beginnt der 1968 erschienene Roman Die Palette von Hubert Fichte über die Beatgeneration Hamburgs, die ihren Stammplatz in den fünfziger Jahren und bis zu ihrer Schließung 1966 in der Kneipe gleichen Namens hatte, in die man, von der A-B-C-Straße kommend, vier Stufen in die Tiefe und durch einen Lamettavorhang gelangte.

Palette revisited ist eine Rückschau auf einen einstmals in der Szene angesagten realen Ort und auf Hubert Fichtes Roman. Das in der Hamburger Edition Nautilus erschienene Buch erinnert selbst an eine Palette, weniger an einen Stapelgutuntersatz als an eine Farbmischscheibe. Die Stimmen der Protagonisten und literarische und dokumentarische Quellen werden im Buch kräftig vermischt zu einem Zeitgemälde, das wenig zu tun hat mit den aquarellierten Wirtschaftswundergeschichten, die aus einer Zeit berichten, als die Welt noch in Ordnung war und jeder Mann Arbeit hatte. Das Hamburg der Neustadt ist noch halbzerstört und grau, über der Palette residiert ein Besteckgeschäft, das die Aussteuern beliefert und schwangere Mädchen werden, wenn sie unter 21 und unverheiratet sind, ins Arbeitshaus geschickt, falls sie nicht schleunigst heiraten oder das Kind zur Adoption freigeben. Die in der Palette verkehrenden Minderjährigen sind schließlich auch der Vorwand für die Schließung. Problem sind nicht Drogen, sondern die vielen Ausreißer, über die breit in den Medien berichtet wird. „Die Palette besteht aus drei Räumen“, heißt es in der Titelgeschichte Mit Pervitin und ungewaschenen Socken. Gammler in Deutschland der Zeitschrift konkret 1966, „Sie erinnern an die verschiedenen Kammern einer Sickergrube.“ Diese Sickergrube haben die drei Autoren des Bandes, Jan Frederic Bandel, Lasse Ole Hempel und Theo Janßen, archäologisch untersucht. Es ist ein frühes Beispiel einer Quelle der später sehr beliebten Philosophie des „Scheitern als Chance“. In der Palette werden Projekte gemacht, die bei Tageslicht besehen, nicht durchführbar sind. „Boyksen beherrscht die Kunst, in Ideen und Luftblasen zu leben und Projekte aufzugeben, eh sie eigentlich begonnen haben, perfekt. Noch zu Zeiten der Palette kultiviert er das Scheitern auf eine charmante Art, die seine Freunde beeindruckt. So kursiert die Ge-

schichte, er wäre eine Zeit lang der Palette ferngeblieben, um in Lappland eine Literaturzeitschrift zu gründen.“

Man merkt bei der Lektüre kaum, daß die Autoren sehr unterschiedliches Interesse am Thema haben. Während Jan-Frederik Bandel an einer Dissertation über Hubert Fichte arbeitet, hat Lasse Ole Hempel ein mehr kulturwissenschaftliches Interesse an der „Sickergrube“ und arbeitet Theo Jansßen, eine Generation älter als die beiden Koautoren, an einem gleichnamigen Dokumentarfilm.

Anders als Jürgen Teipel, der die Interviewschnipsel seiner Protagonisten in Verschwende deine Jugend kommentarlos aneinanderschneidet und sie so ihre Geschichte selbst erzählen läßt, freilich von ihm als Cutter und Dramaturgen gelenkt, haben sich die Herausgeber von Palette revisited für ein anderes, aber nicht minder lesbares Verfahren entschieden. Das jeweilige Zitat eines fett hervorgehobenen Protagonisten, meist ehemalige Palette-Stammkunden, Jugendliche und Hafenarbeiter, geht kunstvoll verwoben in eine auktoriale Erzählung über. Das liest sich so weg – von der Realität, die vierzig Jahre nach Schließung auch eher eine erfundene Erinnerung ist, hin zur Fiktion, dem Roman Die Palette von Hubert Fichte.

Die Frage stellt sich bei der Lektüre: Ob da nicht der zwei Jahre nach Schließung der Palette erschienene (und 1966 im berühmten Hamburger Starclub erstmals öffentlich vorgestellte) Roman Fichtes faktengenauer ist als der dokumentarische Rückblick anhand trügerischer Erinnerungen auf eine Zeit vor 50 Jahren. Aber beim Lesen hat das überhaupt keine Bewandnis. Sollen sie doch ihre Geschichte neu erfinden!

Juni 2006

Jan Frederic Bandel, Lasse Ole Hempel, Theo Janßen: Palette revisited. Eine Kneipe und ein Roman, Edition Nautilus, Hamburg 2005, 16,90 Euro.

2.3 Kurt G. Blüchel | Bionik (Matthias Uhl)

Die Idee hinter dem Begriff Bionik ist: technologisch „die genialen »Erfindungen« der Schöpfung als Innovationspool nutzbar zu machen“, so steht es im Klappentext und gemeint ist damit beispielsweise, dass die Haut des in der Sahara heimischen und sich im Sand bewegenden Wüstenskinks als Vorlage für reibungsmindernde Gleitlager dienen kann. Eine systematische Darstellung, eines in dieser Weise auf Entdeckung, Erforschung und technische Nutzbarmachung derartiger natürlicher Wissensressourcen zielenden Forschungsprozesses bietet das vorliegende Buch – trotz des schlicht alles umfassenden Titels – nicht. Es ist vielmehr ein breit angelegtes Plädoyer dafür, dass der Mensch von der Natur lernen soll, und ebenfalls eine Klage darüber, dass die gegenwärtige gesellschaftliche und wissenschaftliche Realität diesem Ziel entgegenstehe. Der Autor spricht gar davon, „gleichsam eine Inventur unseres bisherigen Weltbildes zu wagen“. Dabei werden zu Beginn des Buches die mangelnde kulturelle Integration naturwissenschaftlichen Wissens und gesellschaftlich kontraproduktive Vorgehensweisen in der Biologie thematisiert. Im Anschluss daran, wird von unterschiedlichen Ansatzpunkten aus die staunens- und nachahmenswerte Beschaffenheit biologischer Konstruktionen dargestellt, während gegen Ende eine Wissenschaftsschelte erfolgt, die sich mitunter in sehr persönlicher Weise gegen „professionelle Wichtigtuer und akademische Scharlatane“ und gleichfalls gegen eine „gottlose Weltsicht“ wendet.

Weltanschauung im Gewande der Hochtechnologie

Der Text ist durchgängig in sehr assoziativer Manier angelegt, die sich beständig sowohl biowissenschaftlicher, als auch unterschiedlichster kultureller und zeitgeschichtlicher Quellen bedient. Aus der häufigen Verwendung konjunkti-vischer Formulierungen beim Blick und Ausblick auf mögliche positive Konsequenzen der Bionik bei der „Lösung technischer, sozialer, wirtschaftlicher und organisatorischer Probleme“ entsteht häufig ein weniger deskriptiver, als viel mehr programmatischer Aussageduktus. Naturwissenschaftliche Erkenntnisse und Beispiele werden in diesem Kontext in sehr vielfältiger aber unsystematischer Weise als Belege für die immer wieder emphatisch beschriebenen großen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Chancen dieses Ansatzes angeführt. Häufig wiederkehrend finden sich Verweise auf Darwin und die Evolutionsthe-

orie als das etablierte Erklärungsmodell organismischer Vielfalt. Blüchel betont gleichzeitig, dass diese Theorie das Entstehen jeglicher komplexer biologischen Mechanismen erklärt als auch, dass „ihre philosophische Quintessenz – der jeglichen Schöpfungsplan leugnenden Glauben an die Allmacht des Zufalls – für viele Menschen weltanschaulich unbefriedigend und unannehmbar“ ist. Die nichtexplizite Verschränkung der deskriptiven, weltanschaulichen und ethischen Dimensionen des Textes entspricht dabei dessen schon angeführtem programmatischen Charakter – der mit Blick auf die in Titel und Untertitel suggerierte naturwissenschaftlich-technologische Darstellung überraschend bis inkonsistent wirkt, doch vermutlich gerade dadurch, dass im Gewande neuester Naturwissenschaft und Hochtechnologie Weltanschauung und Naturverklärung betrieben wird, den Erfolg des Buches – und vieler ähnlicher – ermöglicht hat.

Juli 2006

Kurt G. Blüchel: Bionik. Wie wir die geheimen Baupläne der Natur nutzen können. Gütersloh: C. Bertelsmann 2005, 416 Seiten, 21,90 Euro.

2.4 Bill Bonner, Addison Wiggin | Das Schuldenimperium (Samirah Kenawi)

“An einem Tag im Frühjahr 2005 fuhren wir mit dem Zug von Poitiers nach Paris.“ So beginnen die Betrachtungen von Bill Bonner und Addison Wiggin über das US-amerikanische Schuldenimperium. Ein Buch über Wirtschaft und Finanzen, das mit einer Anekdote anfängt, kann man, so heißt es in Fachkreisen, getrost sofort wieder zuschlagen. Es wird über eine Anekdotensammlung nicht hinauskommen. In diesem Punkt halten Bonner und Wiggin, was sie versprechen. Dabei sind beide keine ökonomischen Laien, sondern Finanzexperten. Bill Bonner ist Präsident von Agora inc., einem der weltgrößten Pressekonzerne, die sich mit der Finanzwelt auseinandersetzen. Er ist Begründer des Daily Reckoning, eines e-mail-Newsletters mit 500 000 Abonnenten, dessen Chefredakteur Addison Wiggin ist und mit ihm zusammen Autor des internationalen Bestsellers Financial Reckoning Day.

In ihrem neuen Buch *Schuldenimperium* haben sie sich vorgenommen, auf unterhaltsame Art und anhand unzähliger Fakten nachzuweisen, dass die USA auf einer Spekulationsblase sitzen, die jederzeit platzen kann. Das amerikanische Imperium ist aufgrund von Spekulationen, militärischen Abenteuern, Dekadenz, Aushöhlung demokratischer Werte und Verschwendung im Niedergang. "Wir führen Krieg, haben das größte Außenhandelsdefizit, die höchste Staatsverschuldung, die größte Finanzierungslücke, die niedrigsten Zinsen seit 45 Jahren und die höchste Konsumentenverschuldung aller Zeiten." Diese Entwicklung dahin minutiös und in historischen und ökonomischen Zusammenhängen erklärt, hätte viel über die gegenwärtigen Risiken der Weltwirtschaft erzählen können.

Stattdessen aber plaudern die Autoren zusammenhanglos auf mehr als 500 Seiten über die Weltgeschichte, ohne relevante Zusammenhänge herzustellen. Wir lernen nichts aus den Geschichten früherer Krisen und verstehen folglich auch die Ursachen der gegenwärtigen internationalen Verschuldungsmisere nicht.

So erzählen die Autoren auf S. 339, wie man mittels des 1995 erfundenen *hedonic price indexing* die Wachstumszahlen manipuliert, ohne den kleinsten Gedanken darauf zu verschwenden, warum man sich diese Mühe der Manipulation macht. Das Verfahren besteht darin, die Sachvermögensbildung mittels willkürlicher Faktoren hochzurechnen, also aufzubauschen. Aber warum?

Erst die Enthüllung dieses Zwecks macht die Erwähnung des Verfahrens interessant. Es ist kaum anzunehmen, dass die Autoren beabsichtigt hatten, diese Erklärung erst 141 Seiten später nachzuholen. Dort lesen wir eher zufällig, dass die Geldmenge in den USA seit der Jahrtausendwende jährlich durchschnittlich um 20% wächst. Nur der sehr aufmerksame Leser erinnert sich, mehr als 100 Seiten vorher gelesen zu haben, dass das Wirtschaftswachstum seit 1973 nur ca. 1 % betrug, an anderer Stelle ist sogar von nur 0,3 % die Rede. So wird kaum einer über diesen nun wirklich erstaunlichen Sachverhalt stolpern. Wie kann die Geldmenge um 20 % wachsen, wenn das Sachvermögen nur um 1 % zunimmt? Man muss vermuten, dass es nicht die Absicht der Autoren war, mitzuteilen, dass das *hedonic price indexing*-Verfahren dazu dient, das Wachs-

tum des Bruttosozialprodukts hochzurechnen, um es an das Geldmengenwachstum wenigstens anzunähern.

Um in diesem Punkt keinen Zweifel aufkommen zu lassen, war schon vorher zu lesen, dass es den Rahmen des Buches sprengen würde, über die Ursachen der Wirtschaftskrise in den 30er Jahren zu schreiben. Schade, denn es gibt einige interessante Parallelen zur heutigen Situation. Eine kritische Analyse vor allem dieser Geschichte hätte uns manches lehren können. dafür hätte es sich gelohnt, so manche Anekdoten wegzulassen. Spätestens auf S. 399 wird klar, dass die Autoren leider nichts von unserem Geldsystem verstehen, weshalb sie zwar fortgesetzt über vergangene Wirtschaftskrisen lamentieren, aber nichts aus ihnen zu lernen und deshalb auch nichts zu lehren vermögen. Dort lesen wir: "Der Schuldner tut dem Gläubiger nur dann einen Gefallen, wenn er in der Lage ist, die Summe wie vereinbart zurückzuzahlen. Kann er das nicht, wird das Geschäft für den Gläubiger zu einer großen Enttäuschung."

So unglaublich es klingt, doch in Wahrheit verhält es sich genau umgekehrt. Der Schuldner tut dem Gläubiger keinen Gefallen, wenn er seine Schulden abzahlt, sondern nur, wenn er nicht tilgt und dafür ewig Zinsen zahlt. Wüssten die Autoren, dass Guthaben erst durch Kreditaufnahme entstehen, würden sie erkennen, dass Schuldentilgung Geldvernichtung bedeutet. Der Gläubiger kann sein Geld nicht vom Schuldner zurückkriegen, weil er es nie an diesen ausgeliehen hat. Alles was er will, sind Zinsen für ein Guthaben, das ihm der Kredit des Schuldners erst ermöglicht hat. Mit der Schuldtilgung würde auch das Guthaben des Gläubigers schwinden. So erklärt sich auch, weshalb die USA als größter Schuldner zugleich die größte Weltmacht sind. Auch dem in Finanzfragen nicht bewanderten Leser hätte so begreiflich gemacht werden können, warum das Schuldenimperium der USA weltweit gebraucht wird. Erst der Schuldner bringt den Gläubiger hervor, nicht umgekehrt. Eine Allianz der Gläubiger, die den USA die Stirn bietet, bildet sich schon deshalb nicht, weil die anderen einen Schuldner brauchen, um selbst Gläubiger sein zu können!

Ein Buch über das Schuldenimperium könnte sehr lesenswert sein. Dieses ist es nicht. Ärgerlich!

Dezember 2006

Bill Bonner, Addison Wiggin: Das Schuldenimperium. Vom Niedergang des amerikanischen Weltreichs und der Entstehung einer globalen Finanzkrise. München: Riemann, 2006, 544 Seiten, 21 Euro

2.5 Judith Borowski | Das Umzugsbuch. Raus mit Stil (Felix Struening)

Sich eine neue Wohnung zu suchen, ist für die meisten Menschen vor allem eines: anstrengend. 1.000 Dinge müssen bedacht werden, alles ist dreckig und irgendwie nicht schön. Doch jetzt wird der Kisten-Pack-und-Schlepperei-Schweiß herrlich versüßt. Judith Borowski hat ein Buch geschrieben, das wirklich alles behandelt, was was man wissen muss, und das auf unterhaltsamste Weise einige der ungeliebtesten Tätigkeiten in den Mittelpunkt rückt. „Das Umzugsbuch“ ist zugleich Ratgeber, Bildband oder einfach nur Lektüreerlebnis.

Geniale Mischung

Ob Kauf oder Miete, Wohnung oder Haus, Umzug in der Stadt, in eine andere Stadt oder gar in einen ganz anderen Teil der Welt. Alles ist in diesem Büchlein bedacht. Mit Tipps und Tricks, mit Checklisten und Vorlagen wartet die Autorin auf; nicht immer ist alles so ganz ernst gemeint. So finden sich acht verschiedene Methoden aufgeführt, ein (Bohr-)Loch in der Wand zu stopfen, inklusive der Varianten mit Zahnpasta oder Kaugummi. Ebenfalls eher ironisch ist wohl die Auflistung der Übernachtungspreise im Berliner Edlhotel Adlon zu verstehen, wo man ja eventuelle Übergangstage beim Umzug verbringen könnte. Butler selbstverständlich inbegriffen.

Andere Tipps und Tricks wiederum sind nützlicher kaum denkbar, das reicht von der Farbpalette über das Millimeterpapier für den maßstabsgetreuen Wohnungsplan und Zeitplänen bis hin zu einer Vorlage für Mietverträge. Und wer den Schritt ins Ausland wagt, findet alle Umrechnungsmaße vom angloamerikanischen Raum bis nach Japan. Chronologisch dem Verlauf eines Umzuges folgend, ist das Buch ein kompetenter Begleiter von der Wohnungssuche bis

zur Übergabe der alten. Da die Überschriften als Fragen formuliert sind, die dem Umzügler ganz automatisch in den Sinn kommen, ist eine leichte und schnelle Orientierung gegeben. Kleinere Fehler, wie ein falsches Fontane-Zitat – es stammt von Günther Grass – übersieht man da gerne.

Ratgeber, Bildband und köstliche Lektüre

Gespickt mit über 100 Farbbildern und durchweg herrlich illustriert, soll das Buch aber vor allem unterhalten. Es spielt immer wieder mit dem Betrachter, wenn dieser z.B. versucht, ein Haar wegzuwischen, dass allerdings zu einer Abbildung einer verdreckten Fließe gehört. Und Berliner haben einen Extra-Spaß – zahllose faszinierende Bilder weisen die Stadt als die Metropole der Umzüge aus, die sie ja auch ist: Wer mal an einem Wochenende durch Berlin fuhr und versuchte die Pritschen der lokal günstigsten Autovermietung „Robben & Wientjes“ zu zählen, weiß, was gemeint ist.

Man wünscht sich mehr von diesen Büchern und am liebsten eine Fortsetzung des vorliegenden. Doch (leider) hat die Autorin bereits alles behandelt. Hoffen wir, dass sie ihre Gabe, Informationen mit Unterhaltung und Genuss zu verbinden, auch in anderen Themen ausspielen kann.

März 2009

Judith Borowski: Das Umzugsbuch. Raus mit Stil. Wie Sie ausziehen, umziehen, einziehen und trotzdem nicht die Nerven verlieren!, Callwey, 2008, ISBN: 3766717715, 19.95 €

2.6 Horst Bredekamp | Darwins Korallen. Frühe Evolutionsmodelle und die Tradition der Naturgeschichte (David Oels)

Die neuere Wissenschaftstheorie hat wiederholt erklärt, dass selbst die härteste Forschung Gesetzmäßigkeiten nicht entdecke, sondern erfinde, dass auch die naturwissenschaftlich gesicherten Fakten „Konstruktionen“ seien und von einem stetigen Fortschritt des Wissens schon gar keine Rede sein könne. Für gewöhnlich ist man geneigt, solches für recht folgenloses Gedankengut zu halten, das brav im Reservat der Geisteswissenschaften verbleibt: Folklore einer exoti-

schen Kultur, die, gelegentlich unterhaltend, mit der gelebten Gegenwart wenig zu tun hat. Das liegt wohl vor allem daran, dass sich die interpretierenden Disziplinen allzu oft mit der großen Geste begnügen, wo es stattdessen Not täte, in die Niederungen des Details vorzudringen.

Darwins Ikone der Moderne

Deshalb ist der kürzlich bei Wagenbach erschienene Essay des Berliner Kunsthistorikers Horst Bredekamp über "frühe Evolutionsmodelle" gar nicht hoch genug zu schätzen. Denn Bredekamp widmet sich vorderhand der Interpretation nur eines einzigen Bildes, einer Klapptafel aus Charles Darwins 1859 erschienen Hauptwerk *On the Origin of Species*. Es handelt sich um die schematische Darstellung der natürlichen Auslese in Gestalt eines Stammbaums: Von elf Arten in der Vergangenheit ausgehend, wachsen Äste in verschiedene Richtungen. Die meisten enden einfach, nur zwei überleben, und deren Nachkommen bilden, nachdem wiederum viele ausgestorben sind, in 16 überlebenden Arten. "Als Baumstruktur", so Bredekamp, "ist das Diagramm eine Ikone der Moderne geworden." Gemeint ist damit jener "Baum des Lebens", den Darwin selbst emphatisch beschrieb, und den seine Popularisatoren von Ernst Haeckel bis zur Zeitschrift *Science*, die im Jahr 2003 mit einer ausladenden Eiche als "Tree of Life" titelte, so gern übernahmen. Die Baummetapher transportiert allerdings unweigerlich Vorstellungen, die ihren Gegenstand nicht bloß neutral abbilden: So suggeriert die innere Einheit des Baumes beispielsweise, es handle sich um einen einzigen Organismus, von dem zwar Blätter abfallen, einzelne Äste absterben können, der aber doch stets lebendig bleibt. Auch die Vorstellung des stetigen Wachstums bis zur Baumkrone, sozusagen zur Krone der Schöpfung, ist mit dem Baum verbunden. Die Entwicklung der Lebewesen wird damit als planvoller, geordneter Prozess der Höherentwicklung verbildlicht, dem alle Abirrungen untergeordnet sind. Ja, im Zweifelsfalle schaden allzu zahlreiche untere Äste der Veredelung des Ganzen durchaus – die Folgen solcher Gedanken sind bekannt.

Kein Wort über Bäume

Bleibt nur ein Problem: Das beschriebene Gebilde, in dem Darwin den Ausleseprozess schematisierte, sieht nun gerade nicht wie ein Baum aus, eher wie ein

Busch und noch dazu kein besonders wohlgestalteter, mit sehr fragilen Ästen, deren Auffächerungen in keinem Verhältnis zur erahnbaren Wurzel stehen. Und in der Tat hat Darwin, wenn er über den Baum des Lebens sprach, nie auf das Diagramm Bezug genommen und beim Auslegen der Diagramme kein Wort über Bäume verloren. An dieser "semantischen Lücke" setzt Bredekamp mit einer fulminanten Untersuchung kleiner Handzeichnungen Darwins an: Sie zeigen verschwommene, kaum erkennbare Punkte und Linien, Buchstaben und kleine Zahlen. Anhand dieser Zeichnungen belegt Bredekamp, dass bis in die späten fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts die Evolution durch einen Korallenstock visualisiert werden sollte. So hätten die ausgestorbenen Arten als rein materielle Grundlage des gegenwärtigen Lebens sinnvoll integriert werden können, man hätte von einem mehr oder weniger festen Verbund verschiedener Einzelorganismen ausgehen und an eine weniger zielgerichtet-planvollen als vielmehr chaotisch-wuchernden Entwicklungsprozess denken müssen. Das ändert freilich nichts an der Evolution an sich, aber man stelle sich nur vor, deren Zentralmetapher und Ikone wäre nicht die eine Haeckelsche Eiche sondern ein quirliges karibisches Korallenriff. Vielleicht liegt es nicht zuletzt an diesen Mehr- und Uneindeutigkeiten, dass die Naturwissenschaften seit Darwins Zeiten auf allzu unbedachte Metaphernbildung verzichten und ihre Ideen und Erkenntnisse in möglichst eindeutig definierten Begriffssprachen festhalten. Sobald jedoch das Bemühen um breitere Vermittlung hinzu kommt, also sobald die Wissenschaft sich dem Sachbuch annähert, öffnet sie sich auch einer Interpretation, wie Bredekamp sie vorführt. Und das kann hin und wieder auch zur Klärung ihrer genuinen Fragestellungen beitragen.

Juni 2006

Horst Bredekamp: Darwins Korallen. Frühe Evolutionsmodelle und die Tradition der Naturgeschichte. Berlin: Klaus Wagenbach Verlag 2005 [Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek 73]. 128 S. 18,50 €.

2.7 Augustus Brown | Warum Pandas Handstand machen (Erhard Schütz)

Wußten Sie schon, daß Bären ihren Harndrang bis zu sieben Monate beherrschen können? Oder daß Tiger und Löwen sich sehr wohl kreuzen können? Daß Hamster unter Winterdepressionen leiden? Nein? Daß Homosexualität in der Natur quer durch die Fauna gibt, das wußten Sie bestimmt? Wußten Sie jedoch auch, daß man unter Stockenten einen stundenlangen Akt homosexueller Nekrophilie beobachtet hat? Sehen Sie, das wußten Sie nicht! (Wie das mit der Glasfront des Rotterdamer Naturkundemuseums zusammenhing, das müßten Sie schon selbst lesen.)

Ein Zoologisches Schmunzelkabinett

Ein „Zoologisches Schmunzelkabinett“ verspricht der Rücken des entzückend aufgemachten Buches, dessen Cover nicht von ungefähr an Pu der Bär erinnert. Augustus Brown, Waliser und Sachbuchautor zur Verhaltensforschung, hat glücklicherweise das, was er in geradezu Unmengen an Bizarrerien aus der Fauna zusammengetragen hat, nicht in ein Lexikon oder in eine Liste gebracht. Doch Ordnung muß ja schon sein – und so finden wir Wundersames über Wundersames aufgehäuft unter den Großkategorien Kommunikation (mit wiederum Körper, Stimme, Tanz, Aufmachung), Nahrungsaufnahme (inkl. Körperfunktionen), Liebesleben – das gehört ja nun seit Sankt Bölsche zwingend dazu –, die Folgen davon: Familienpolitik, das Anschließende und dessen absehbares Ende: weiteres Leben und Tod, näherhin dann Arbeit, Muße und Spiel, soziales Zusammenleben, außergewöhnliche Fähigkeiten und Bewegungsformen. Und zum Schluß gibt es noch große Theaterkritik: Rezensionen von gelungenen und mißlungenen Inszenierungen durch Mother Nature. Nicht zu vergessen: Ein langer Abspann an Belegnachweisen.

Vielfalt schlägt flott in Monotonie um

Das Inhaltsverzeichnis allein liest sich schon wie eine rechte Vielfalt, liest man aber hinein, so jagt zwischen je drei und sieben Zeilen eine Kuriosität die andere. Vor allem, wenn man zunächst arglos zu lesen versucht, wie man Bücher üblicherweise liest, brav von vorn nach hinten, dann beginnt die Vielfalt recht flott in Monotonie umzuschlagen. Und im Kopfe wirbelt es. Waren es nun Rat-

ten oder Schildkröten, die nicht kotzen können? (Richtige Antwort: Ratten) Explodieren nun die Bienenmännchen beim Ejakulieren oder Mehlwürmer? (Richtige Antwort: Bienen. Mehlwürmer hingegen verpulvern ihr gesamtes Immunsystem, bloß um einen furiosen Abgang zu haben.) Lase man so weiter, bliebe am Ende wohl ein einziger Schwurbel aus leprösen Gürteltieren und furenden Heringen. Doch zum Durchlesen sind solche Bücher ja gar nicht gemacht. Sondern eher für Büro, Bar oder Klassenzimmer: Wußten Sie eigentlich schon, welche Tiere sich alles sturzbesaufen? Oder: Liebe Kinder, wenn ihr schön still seid, dann erzähle ich euch, daß Taufliegen ein rotierendes Ohr haben, das sie auch als Nase verwenden können. Und für solche Gelegenheiten ist es wirklich schön und gut. Schließlich finden wir auch noch zwei Moralen von der Geschichte: 1. Wie einfallsreich doch die Natur ist – und sei es nur aus Notwehr. 2. Wie erfolgreich man sein kann, wenn man die Einfälle der Natur sammelt und nett arrangiert. Zumindest eine Dummheit (der Übersetzung?) jedoch soll nicht unerwähnt bleiben: Die zu Hirschen passenden Damen heißen nicht Rehe, sondern Hirschkühe.

März 2008

Augustus Brown: Warum Pandas Handstand machen. ...und andere Merkwürdigkeiten aus dem Reich der Tiere, Berlin: Ullstein 2007, 319 Seiten, 14 Euro.

2.8 Thomas Bürke | lift off (Andy Hahnemann)

Wir sind ernüchtert. Kein Mensch hat bisher den Boden des Mars betreten, der Mond ist bloß ein kalter staubbedeckter Felsbrocken, die Venus ein gar ungastlicher Ort und von außerirdischen Lebensformen, noch nicht einmal den kleinsten Bazillen, ist weit und breit nichts zu sehen. Wir hatten uns das anders vorgestellt, damals, als die Teleskope noch in den Schlafzimmern der Forscher standen und der Flug ins All den Romanciers überlassen blieb. Spätestens als die ersten Bilder von der Rückseite des Mondes die Erde erreichten, befiel uns die Ahnung, dass hier nicht viel Phantastisches zu holen sein würde. „Der Mond ist im Wesentlichen grau, keine Farben. Sieht aus wie Gips“, kommentierte James Lovell, der Pilot von Apollo 8, seinen Eindruck. Natürlich. Die Mondlandung. Ein großartiges Ereignis! Aber längerfristig, seien wir ehrlich,

hat das doch weder hier unten noch da oben bleibende Spuren hinterlassen (sieht man von der amerikanischen Flagge und dem Golfball ab, den Alan Shepard dort einmal abgeschlagen hat).

Gedämpfte Erwartungen

Für die Romantiker und die Astronauten im Geiste ist die Geschichte der bemannten Raumfahrt eine einzige Enttäuschung gewesen. Kein Wunder, dass seit der Landung des ersten Marsroboters Sojourner 1997 von der Raumfahrt fast ausschließlich auf den Wissenschaftsseiten der Zeitung die Rede war. Wenig Spektakuläres, das der kollektiven Phantasie hätte Nahrung geben können, wurde in den letzten Jahren zu Tage gefördert. Vom hochfliegenden Pathos, das die Vorstellung vom Vorstoß in den Weltraum einst begleitet hat, ist nicht mehr viel übrig geblieben.

Es ist deshalb allzu verständlich, dass Thomas Bürke, promovierter Physiker und Astronom, zu Beginn seines Buches die Erwartungen dämpft. Auch in naher Zukunft wird keine Mondstation gebaut werden, sind weder ein Shuttle-service zum Mars geplant, noch Ausflüge in die entlegeneren Winkel des Sonnensystems oder sogar darüber hinaus. Star Trek wird auf lange Zeit hinaus, darüber lässt Bürke seine in der Mehrzahl wohl jugendlichen Leser kaum in Zweifel, Zukunftsmusik bleiben.

Swing-By-Manöver

Ein Grund zur Enttäuschung sei das freilich nicht, denn auch wenn man von jenen überzogenen Hoffnungen absehe, gebe die Geschichte der Raumfahrt einiges her, das erzählenswert sei. Bürke beginnt seine Geschichte bei den Visionären der Raketentechnik (Ziolkowski, Oberth, Goddard), sucht sich einen Weg durch den Rüstungswettlauf der Supermächte und schildert schließlich die zahlreichen Missionen zu entlegeneren Planeten, denen wir die ersten Bilder anderer Planetenoberflächen verdanken. Er erzählt von der Erfindung des Space-Shuttles, der Raumstationen, des Swing-by-Manövers und natürlich von den revolutionär wirkenden Verbesserungen der Messtechnik und unbemannten Sonden. Und wenn das Buch eine These hat, so ist es diese: Die Erkundung des Sonnensystems bleibt den Robotern überlassen. Die Heldengeschichte der

Raumfahrt mit ihren ganz großen Schritten für die Menschheit, scheint bis auf Weiteres vorbei zu sein.

Kontrolliertes Risiko

Stück für Stück entsteht in Bührkes Buch stattdessen das klare Bild einer Geschichte, die sich an den sukzessiven technischen Fortschritten und kleinen Erfolgen orientiert. Und diese Geschichte besticht durch das kontrollierte Risiko, das bei jedem Start bewusst eingegangen und die Beharrlichkeit, mit der am technischen und wissenschaftlichen Fortschritt gearbeitet wurde. Hier stellt sich die Raumfahrt als eine Reihe von Missionen dar, die dazu beitrugen, das Sonnensystem und seine Planeten immer genauer zu kartieren und durch zahlreiche Experimente und Beobachtungen den Fundus des menschlichen Wissens geduldig zu erweitern. Die Zauberworte dieser Geschichte lauten: Systematik, Routine, Arbeitsteilung, Präzision. Willkommen in den modernen Naturwissenschaften.

Auch diese Geschichte lässt sich freilich spannend erzählen und ist nicht frei von heroischen, aufregenden Momenten. Aber es ist schade, dass sich Bührke über weite Teile der Darstellung in die etwas pedantische Aufzählung von Missionsbezeichnungen, Trägerraketentypen, Kapselvolumen und -gewichten, Kosten, Stromstärken, Hitzegraden, Daten, Uhrzeiten usw. verliert. Im Karussell der Namen, Zahlen, Daten, Fakten bleibt für das Abenteuer Forschung kaum noch Platz. Dann doch lieber Star Trek, mag so mancher Jungleser denken.

April 2008

Thomas Bührke: Lift Off. Die Geschichte der Raumfahrt, Berlin: Bloomsbury, 2008, 287 S., 16,90 Euro.

2.9 Ian Buruma | Die Grenzen der Toleranz (Felix Struening)

Am 2. November 2004 wurde das schläfrige Holland mit einem Schlag in die harte Realität eines Einwandererstaates katapultiert. Der fanatische Muslim

Mohammed Bouyeri schlachtete den niederländischen Filmemacher Theo van Gogh mitten in Amsterdam auf offener Straße wie ein Tier ab: Zunächst schoss er ihn vom Fahrrad, durchschnitt dann seelenruhig die Kehle des um Gande bettelnden und spießte schließlich eine Morddrohung auf den Leichnam, gerichtet an die Politikerin Ayan Hirsi Ali. Sie hatte zusammen mit Theo van Gogh den Film "Submission. Part 1" gedreht, in dem auf provozierende Art der Islam bzw. die Stellung muslimischer Frauen kritisiert wurde.

"Theo van Gogh ist tot. Mohammed Bouyeri sitzt im Gefängnis, zusammengesperrt allein mit den Worten seiner heiligen Bücher. Hirsi Ali mußte den Schauplatz verlassen. Mein Land scheint ohne sie kleiner geworden zu sein."

Ian Buruma, selbst gebürtiger Niederländer und ein Bekannter Theo van Goghs, analysiert nun ausgehend vom Mord an dem Islamkritiker die holländische Gesellschaft und die muslimische Szene der Niederlande. In ruhigem und sachlichem Ton beleuchtet er von allen Seiten die Defizite einer mangelhaften Integration – wenn man überhaupt von einer solchen sprechen kann. Dabei geht es Ian Buruma vorwiegend um Toleranz, Wertegemeinschaft, Verständnis und Vertrauen. Er spricht mit Linken, Juden, Muslimen und Liberalen. Er zeigt, dass die niederländische Gesellschaft und Politik es seit Jahren unterlassen hat, sich mit den Problemen der Einwanderung und der Einwanderer – insbesondere der marokkanischen Muslime – zu beschäftigen. Ähnlich wie in Deutschland hemmt das schlechte Gewissen gegenüber den Juden seit dem Zweiten Weltkrieg eine vorurteilsfreie Diskussion. Islamophobie-Vorwürfe und vermeintlicher Rassismus sind die faulen Früchte dessen. Vermeintliche Toleranz wird so aus Zweifel an den eigenen Werten zur puren Indifferenz.

"Das war die krönende Ironie seines Lebens. Mehr als jeder andere hatte van Gogh vor den Gefahren gewalttätiger religiöser Leidenschaften gewarnt, und doch verhielt er sich so, als bliebe das für ihn folgenlos."

Theo van Gogh wird als ein rebellischer Umtreiber dargestellt. In den vom Calvinismus, Sozialismus und Humanismus geprägten Niederlanden war die Familie der van Goghs schon immer aufbegehrend, ein stark säkularer Humanismus ist sozusagen Familientradition. Theo sah sich gesellschaftlich in der Rolle des „Dorftrotzels“, der Narrenfreiheit habe. So wollte er einerseits verantwor-

tungsfrei sein, auf der anderen Seite aber trotzdem ernst genommen werden. Er unterstützte jeden, der sich gegen geltende Konventionen und religiöse beziehungsweise soziale Einschränkungen wandte. Auch an Ayaan Hirsi Ali faszinierte ihn weniger, was sie sagte, als dass es Menschen gab, die sie daran hindern wollten. Ebenso hatte Theo van Gogh den rechten Politiker Pim Fortuyn unterstützt, der als einziger die überkommenen Schuldgefühle aus dem Zweiten Weltkrieg formulierte und zur Diskussion brachte.

“Die versprochene Reinheit des modernen Islamismus, der ja doch ein revolutionärer Glaube ist, hat sich von der kulturellen Tradition abgelöst. Gerade darum spricht er diejenigen an, die sich in den Pariser Vororten genauso wie in Amsterdam enturzelt fühlen. Sie stehen zwischen zwei Kulturen, die sie beide als gleichermaßen fremd empfinden. Der Krieg zwischen [Afshin] Ellians Aufklärung und [Mohammed] Bouyeris Dschihad ist nicht einfach ein Aufeinanderprallen von Kultur und Universalismus, sondern von zwei verschiedenen Vorstellungen des Universalen, von denen die eine radikal säkular, die andere radikal religiös ist.”

Ian Buruma knüpft gedanklich immer wieder an sein letztes Werk „Okzidentalismus“ an. Zusammen mit Avishai Margalit hatte er dort das einst von Edward Said entworfene Bild des „Orientalismus“ umgedreht und versucht, den Westen aus den Augen seiner Gegner zu beschreiben. Auch jetzt nimmt er immer wieder diese Position ein, wenn er z.B. den radikalen Säkularismus – und das ist die Aufklärung Ayaan Hirsi Alis – mit radikalen religiösen Formen vergleicht. Der Autor wahrt seine neutrale Position konsequent bis ans Ende des Buches. Dies hat den Nachteil, dass der Leser mit einem etwas diffusen Gefühl zurück bleibt, was denn nun eigentlich die Aussage des Buches sein soll. Aber vielleicht ist das bei diesen Thema auch gar nicht anders möglich.

Mai 2007

Ian Buruma: Die Grenzen der Toleranz. Der Mord an Theo van Gogh, München: Hanser Verlag, 2007, 254 Seiten, 19,90 €.

2.10 Colin Crouch | Postdemokratie (Felix Struening)

Der englische Politikwissenschaftler Colin Crouch sorgte 2004 mit seinem Buch „Post-Democracy“ für rege Diskussionen, weit über die Politikwissenschaft hinaus. Unter der von ihm diagnostizierten Postdemokratie versteht er einen Zustand des politischen Systems, in dem PR und Marketing dem Volk vorgaukeln, am politischen Entscheidungsprozess beteiligt zu sein, während die wirkliche Politik von Eliten und Wirtschaftslobbyisten hinter verschlossenen Türen gemacht wird. Im angelsächsischen und italienischen Sprachraum längst weit verbreitet, ist das kleine, streitbare Buch nun auch auf Deutsch erschienen.

Angesichts der hohen Verbreitung demokratischer Regierungsformen und der letzten Demokratisierungswelle, die die Länder des ehemaligen Ostblocks reformierte, mag sich der Leser zunächst fragen, warum überhaupt von einem Defizit oder gar einer Krise der Demokratie gesprochen wird. Auch der Autor verleugnet diesen Fakt nicht, dennoch sieht er bereits jetzt, wie Fortschritte der 1980er und 1990er Jahre rückgängig gemacht werden, vor allem was die Transparenz politischer Entscheidungsfindung betrifft. Der demokratische Höhepunkt ist für Colin Crouch bereits überschritten, er macht ihn für die Länder Mitteleuropas kurz nach dem Zweiten Weltkrieg fest. Seiner These zufolge kommen die Staaten dem demokratischen Ideal meist kurz nach Einführung der Demokratie oder nach tiefen politischen Krisen am nächsten, wenn einerseits in der Bevölkerung ein politischer Enthusiasmus vorherrscht, andererseits diverse Eliten noch nicht die Mittel und Wege gefunden haben, das System zu manipulieren.

Ein Desinteresse an der Politik

Auch das Erstarken zivilgesellschaftlicher Initiativen will Crouch nur bedingt als Pluspunkt der Demokratie gelten lassen. Ein Großteil dieser Organisationen wendet sich nicht an die Politik, sondern geht, in Ablehnung dieser, Themen und Projekte direkt an. Außerdem bedürfen zivilgesellschaftliche Aktivitäten nicht zwangsläufig einer Demokratie als Grundlage: „Die meisten dieser Initiativen sind interessant, nützlich und ehrenwert. Da sie jedoch gerade mit einer Abwendung von den politischen Institutionen einhergehen, können sie nicht als Indizien für die Gesundheit einer Demokratie – die per definitionem poli-

tisch ist – angeführt werden. Tatsächlich können solche Aktivitäten auch in nichtdemokratischen Gesellschaften gedeihen, in denen politisches Engagement entweder gefährlich oder unmöglich ist, und in denen der Staat mit großer Wahrscheinlichkeit solchen Problemen indifferent gegenübersteht.“

Allerdings bedeutet Postdemokratie für Colin Crouch nicht einfach die Rückkehr zu den Zuständen vordemokratischer Zeiten. Genuin postdemokratische Elemente sind entstanden, die sich durch die (vorübergehende) Demokratie entwickelten. In der Folge argumentiert Crouch jedoch vorwiegend mit den Charakteristika, die aus vordemokratischen Zeiten bekannt sind, besonders in wirtschaftlicher Hinsicht. So etwa beim privilegierten Zugang wirtschaftlicher Eliten zur Politik oder dem faktischen Ausschluss der armen Volksschichten: Waren sie früher per Gesetz vom politischen Prozess verbannt, so sind sie es jetzt quasi freiwillig, da sie jegliches Interesse an der Politik verloren haben und nicht mal mehr wählen gehen. Dieses Desinteresse resultiert laut Crouch einerseits aus der Notwendigkeit, einen Großteil der eigenen Ressourcen auf den Lebenserhalt zu verwenden. Andererseits ist es dem normalen Bürger kaum noch möglich, die komplexe Sprache der Politiker zu verstehen. Stattdessen wird dem Volk mit Marketingmitteln die jeweils notwendig erscheinende Botschaft vermittelt. Hier begeht der Autor den Schulterschluss mit dem deutschen Philosophen Jürgen Habermas, der schon 1962 in seiner Dissertation „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ eben jenes Phänomen bemängelte und das Ende der politischen Öffentlichkeit voraussagte.

Demokratische Prinzipien werden dem Prinzip der Wirtschaftlichkeit unterworfen

Die Merkmale der Postdemokratie beschreibt der Politikwissenschaftler folgendermaßen: „Der Begriff bezeichnet ein Gemeinwesen, in dem zwar nach wie vor Wahlen abgehalten werden, Wahlen, die sogar dazu führen, daß Regierungen ihren Abschied nehmen müssen, in dem allerdings konkurrierende Teams professioneller PR-Experten die öffentliche Debatte während der Wahlkämpfe so stark kontrollieren, daß sie zu einem reinen Spektakel verkommt, bei dem man nur über eine Reihe von Problemen diskutiert, die die Experten zuvor ausgewählt haben. [...] Im Schatten dieser politischen Inszenierung wird die

reale Politik hinter verschlossenen Türen gemacht: von gewählten Regierungen und Eliten, die vor allem die Interessen der Wirtschaft vertreten.“

Das heißt, dass die während der demokratischen Blütezeit nach dem Zweiten Weltkrieg klare Trennung der wirtschaftlichen und politischen Sphären zunehmend verwischt wird. Beide Bereiche werden in Personalunion von den gleichen Eliten gesteuert bzw. manipuliert. Laut Crouch breitet sich der Kapitalismus nicht nur geografisch aus, sondern übernimmt auch in anderen Lebensbereichen die Kontrolle. Dieser Prozess, Kommodifizierung genannt, verbreitet das kapitalistische Prinzip der Akkumulation. Gewisse Bereiche müssten dem aber vorenthalten bleiben, was nur der Wohlfahrtsstaat gewährleisten könne. Denn einerseits könnte der Markt bei seinen Entscheidungsprozessen wichtige Gesichtspunkte außen vor lassen. Andererseits gibt es Güter, deren Art und Verteilung durch den Zwang zur Rentabilität so verzerrt werden, dass das Prinzip der Gerechtigkeit verloren geht.

Die Abhängigkeit des Staates von kommerziellen Dienstleistern

Der so immer deutlicher werdende Konflikt zwischen Liberalismus und Kapitalismus auf der einen Seite und der Demokratie auf der anderen, definiert sich für den Autor vor allem durch die Pflicht des demokratischen Staates für eine Gleichheit der Chancen bzw. Gleichberechtigung zu sorgen, während Liberalismus und Kapitalismus die Freiheit des Einzelnen gegenüber dem Kollektiv in den Vordergrund stellen. Dabei bemühen sich die Wirtschaftslobbyisten genauso um die Gunst der Politiker, ob es sich nun um einen nichtinterventionistischen Staat (z.B. die USA) handelt, oder einen umfangreichen Wohlfahrtsstaat. Ein Unterschied ist also nicht auf elitärer Lobby-Ebene feststellbar, wohl aber beim Verhalten des Staates bezüglich des Sozialsystems: „Je mehr sich der Staat aus der Fürsorge für das Leben der normalen Menschen zurückzieht und zulässt, daß diese in politische Apathie versinken, desto leichter können Wirtschaftsverbände ihn – mehr oder minder unbemerkt – zu einem Selbstbedienungsladen machen.“

Crouch kritisiert, dass die Kommerzialisierung von Verwaltungs- und Regierungstätigkeiten zum Wissensverlust der Behörden führt, so dass diese schließlich von den kommerziellen Dienstleistern abhängig werden. Die nur teil- oder

zeitweise Vergabe von Staatstätigkeiten an kommerzielle Partner ist für den Autor sogar noch demokratiegefährdender, da so langfristige Bindungen und Verträge entstehen, die die Möglichkeiten der Einflussnahme auf die Politik erhöhen. Ebenso wird Wissenschaft oft nur noch von öffentlicher Hand gefördert, wenn vorher eine privatwirtschaftliche Förderung eingeworben wurde. Das wiederum führt zu noch mehr Einfluss der Wirtschaft auf die Wissensentwicklung und die Vergabe von öffentlichen Geldern.

Crouch's Vorschläge zur Verbesserung der Situation fordern natürlich nicht einfach die Abschaffung des Kapitalismus. Er fordert aber Instrumente, die verhindern, dass wirtschaftliche Eliten Einfluss auf die Politik nehmen. Den Vorwurf, man könne den Kapitalismus nicht einschränken, ohne ihn seiner Dynamik zu berauben, weist Crouch von sich, ohne jedoch genauere Wege aufzuzeigen.

Ein Fragment politischer Zeitgeschichte

Generell muss man fragen, ob sich die Argumentation des Autors sich nicht zu stark auf den Einfluss wirtschaftlicher Lobbys konzentriert. Außerdem resultiert das eigentliche Problem dieses Einflusses nicht aus den – wahrscheinlich eigennützigen – Interessen der kommerziellen Anbieter. Viel schwerwiegender erscheint, dass sie nicht demokratisch legitimiert sind, da sie nie vom Volk gewählt wurden. Mag dies für den Bereich der Verwaltung noch irrelevant sein, so wird es umso interessanter, wenn die Regierung z.B. juristische Gutachten zu Gesetzesentwürfen an gewinnorientierte Kanzleien vergibt. Dieses Demokratiedefizit liegt jedoch nicht nur beim Einfluss wirtschaftlicher Lobbyisten vor, sondern z.B. auch bei der Delegation von politischen Entscheidungen, die den Nationalstaat betreffen, an die Europäische Union und ihre Gremien, die nicht von den EU-Bürgern gewählt werden.

Auch verschwendet der Autor nach der Einführung seines Konstrukts sehr viele Seiten auf dessen nachträgliche Herleitung bzw. Begründung, indem er die Geschichte des Einflusses der Arbeiterschaft auf die Politik nacherzählt. An Stelle dieses historischen Ausflugs hätte man sich mehr konstruktive, konkrete Vorschläge gewünscht, wie mit dem festgestellten Zustand der Postdemokratie umzugehen sei. So bleibt das relativ kurze Buch eher ein Fragment politischer

Zeitgeschichte, ein Schlaglicht auf derzeitige Tendenzen des politischen Betriebs. Von einem Autor, der sonst vor allem für komparative politische Arbeiten bekannt ist, hätte man erwarten können, die Debatte um den Begriff der Postdemokratie etwas schwungvoller anzustoßen.

November 2008

Collin Crouch: Postdemokratie. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2008, 159

2.11 Erich von Däniken (Hg.) | Jäger verlorenen Wissens (Cornelius Holtorf)

Erich von Däniken ist einer der erfolgreichsten Sachbuchautoren der Welt. In diesem von ihm herausgegebenen Band berichten sowohl er selbst als auch einige seiner Anhänger über jüngste Forschungen auf den Spuren von Besuchen intelligenter Außerirdischer auf der Erde.

Der illustrierte Band ist bereits in vierter Auflage beim Kopp-Verlag erhältlich. Dieser Verlag hat sich auf „Bücher, die Ihnen die Augen öffnen“ spezialisiert. Jeden Monat produziert man dort einen 130 Seiten langen vielfarbigen Katalog mit Rubriken wie „Sakrale Rätsel“, „11. September 2001“ und „Neue Wissenschaften“. Die Buchtitel lesen sich wie die Überschriften einer Boulevardzeitung. Damit ist keine Kritik ausgesprochen, sondern ein populäres Genre beschrieben. Jäger des verlorenen Wissens ist in diesem Programm nur eines von mehreren Dutzend Bänden zur „Verbotenen Archäologie“.

Die hier gesammelten Beiträge erschienen zuerst im Magazin Sagenhafte Zeiten der „Forschungsgesellschaft für Archäologie, Astronomie und SETI“ (A.A.S.). Diese Gesellschaft, die Erich von Däniken nahe steht, hat zum „Ziel, einen anerkannten Beweis für ehemalige Besuche von Ausserirdischen auf unserer Erde zu erbringen“ (www.sagenhaftezeiten.de). Das hat man bislang zwar noch nicht erreicht, doch die A.A.S. betreibt eine Vielzahl von Aktivitäten, die diesem Ziel dienlich sein sollen. Die Gesellschaft publiziert nicht nur ein Magazin, sondern führt auch Studienreisen durch (oft unter Erich von Dänikens Leitung) und richtet alle drei Jahre einen Weltkongress aus. Hier sammelt sich eine bunte Mischung interessierter Menschen, die Spaß haben am Reisen, Dis-

kutieren und kreativen Assoziieren. Den in der A.A.S. offenbar werdenden Enthusiasmus will man niemandem vermiesen.

Jäger verlorenen Wissens präsentiert Fallstudien aus der ganzen Welt und der gesamten Menschheitsgeschichte, vom vermeintlich 15 Millionen Jahre alten „Freiberger Kohleschädel“ über rätselhafte Pyramiden in Ägypten und Mittelamerika bis hin zu merkwürdigen Artefakten in Indien und erstaunlich konkreten Überlieferungen aus Indonesien. Wie der Untertitel Auf den Spuren einer verbotenen Archäologie bereits andeutet, geht es in nicht in allen Beiträgen nur um die Existenz intelligenter Außerirdischer und deren Besuche auf der Erde.

Mindestens genauso zentral ist der Versuch, die Archäologie aus der Umklammerung der Archäologen zu lösen und stattdessen in die Hände enthusiastischer Laien zu geben. Aus der Sicht der Autoren dieses Bandes scheint dafür vor allem zu sprechen, dass nur Laien erforschen und publizieren können, was die Archäologen entweder gezielt verheimlichen oder bewusst ignorieren. Denn Laien sind nicht in der gleichen Weise von Standesdenken und Karrierehoffnungen sowie in der Wissenschaft bestehenden Dogmen abhängig. Dieses Argument ist im Grunde nicht dumm, verkennt aber die bestehende Meinungsvielfalt unter Wissenschaftlern und die akademische Freiheit, die trotz gewisser Einschränkungen existiert.

Im Ergebnis führt das gemeinsame Engagement für eine „verbotene Archäologie“ dazu, dass man sich gegenseitig auf die Schultern klopf, wenn man auf einer Urlaubsreise, beim Fernsehschauen, oder in der Stadtbibliothek mal wieder der Lösung eines archäologischen Rätsels näher gekommen zu sein meint: Atlantis, Stonehenge oder Stargate. Ein solches „Jagen“ nach „verlorenem Wissen“ mag manchen Archäologen zwar Kopfweh bereiten, ist aber trotzdem erlaubt und im Grunde ein interessantes Phänomen der Freizeit- und Erlebnisgesellschaft. Man sollte es als solches künftig genauer unter die Lupe nehmen, natürlich dogmenfrei.

August 2006

Erich von. Däniken (Hrsg.), Jäger verlorenen Wissens. Auf den Spuren einer verbotenen Archäologie, Rottenburg: Kopp, 4. Auflage 2006 (1. Auflage 2003), 320 S., 19.90 Euro.

2.12 Danyel, Kirsch u. Sabrow (Hg.) | 50 Klassiker der Zeitgeschichte (Erhard Schütz)

„Nicht viele akademische Qualifikationsschriften erhalten das Prädikat einer wissenschaftlichen Wegmarke zuerkannt; noch wenigeren bleibt es erhalten.“ So ist über Karl Dietrich Brachers Buch *Auflösung der Weimarer Republik* (1955), dem das Prädikat nicht nur zuerkannt, sondern auch erhalten blieb, zu lesen. Auch zu lesen ist, daß Brachers Weg zum Klassiker mit der Durchsetzung des strukturgeschichtlichen Paradigmas in der bundesrepublikanischen Zeitgeschichtsschreibung zu tun haben dürfte. Das macht deutlich: Es soll hier um exemplarische Klassiker gehen (oder solche, von denen man annimmt, daß sie bis dahin durchhalten). Zugleich, daß das etwas mit Konstanten und Veränderungen der Geschichtswissenschaft selbst zu tun hat. Und schließlich steht der Umstand, daß es sich beim Klassiker Brachers um ein zur Weimarer Republik handelt, symptomatisch für die interne Gewichtung von Zeitgeschichte: Die vorgestellten fünfzig Bücher stammen aus einem Zeitraum von 1946 (Eugen Kogons *Der SS-Staat*, Friedrich Meineckes *Die deutsche Katastrophe*) bis 2002 (Katalog zur Wehrmachtausstellung). Nicht weniger als 35 davon thematisieren die Zeit des ‚Dritten Reichs‘ und davor. Je fünf befassen sich mit der (frühen) Bundesrepublik und der DDR, der Rest ist querliegenden Themen wie Oral History und Alltagsgeschichte gewidmet.

Feine Unterschiede im Urteil

Den Herausgebern war klar, daß die zeitgeschichtlichen Werke stets auch geschichtspolitisch motiviert sind – und so auch ihre Kanonisierung. Zumindest fachpolitisch. Das bleibt aber im Ergebnis so dezent, daß es nicht weiter thematisiert werden muß. Wiewohl zumindest angemerkt sein soll, daß der Umgang mit Ulrich Herbert, in der jüngeren Generation an Einfluß den ehemals Mommsen/Wehler/Kocka keineswegs nachstehend, doch auffallend admirierend bis devot ist, sodaß nicht viel daran fehlt, ihn gar zum geheimen Koautor von Detlev Peukerts wegweisendem Werk *Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde* zu erklären. Ansonsten ist aber gerade der einschlägige Artikel des, wie Peukert, viel zu früh verstorbenen Michael Zimmermann ein besonders gutes Beispiel dafür, wie hier pointiert dargestellt und zugleich nachvollziehbar kontextuiert und gewertet wird.

Obwohl das in seiner Informations-Struktur für ähnliche Unternehmungen vorbildliche Unternehmen, fünfzig Bücher auf je drei bis vier Seiten zu präsentieren, selbst dem Gebot zur pointierten, im Zweifelsfalle auch journalistisch konturierten Darstellung meist und glücklicherweise folgt, finden sich doch hier und da feine Unterschiede im Urteil: Inwieweit ist das vorgestellte Werk ein fachliches Schwer- oder nicht vielleicht doch popularisierendes Papiergewicht? Immerhin erfahren wir so aus Anlaß von Arnulf Barings Machtwechsel, dessen Bewertung durch Axel Schildt wir – einsichtig – zustimmen wollen, daß konsequente charakterliche Personalisierung und die „auf der Charakterologie beruhende Anschaulichkeit“ typische Merkmale journalistischer Zeitgeschichtsschreibung sind. Das wollen wir uns gerne merken!

Merksatzartige Zusammenfassung:

Für alle, die an Zeitgeschichte oder an Entwicklungen und Facettierungen der Geschichtswissenschaft oder beidem interessiert sind, ist dies ein wichtiges Buch. Es zeichnet sich durch durchweg solide Zusammenfassung in klaren Darstellungen aus, ist allermeist wohltuend punktgenau geschrieben und bietet nachvollziehbare Wertungen. Das schärft den Blick und das eigene Urteil. Daher ist der Band ohnehin ad usum delphini (oder auch harengi), aber auch alten Moosbarschen und Bartwelsen rundum zu empfehlen.

August 2007

Jürgen Danyel, Jan-Holger Kirsch u. Martin Sabrow (Hg.): 50 Klassiker der Zeitgeschichte, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2007, 247 Seiten, 19 Euro.

2.13 Joan Didion | Das Jahr des magischen Denkens (Annett Gröschner)

Am 30. Dezember 2003 erlitt der Schriftsteller John Gregory Dunne in seiner Wohnung auf der Upper East Side von New York einen tödlichen Herzinfarkt. „Oberflächlich gesehen war ich vernünftig. Auf den durchschnittlichen Beobachter musste ich wirken, als hätte ich verstanden, dass der Tod nicht rückgängig zu machen war. Ich hatte mich um die Einäscherung gekümmert. Ich

hatte mich darum gekümmert, dass Johns Urne abgeholt und in die Kathedrale St. John the Divine gebracht wurde. (...) Schließlich, am 23. März, fast drei Monate nach seinem Tod, hatte ich zugehört, wie die Urne in die Wand gestellt, die Marmorplatte wieder eingesetzt und eine Totenfeier gehalten wurde.“ Joan Didion, seine Witwe und als Autorin eine der wichtigsten Vertreterinnen des New Journalism, sieht sich in ihrem Buch *“Das Jahr des magischen Denkens“* dabei zu, wie sie trauert, wie sie versucht, diesen größten Verlust nach vierzig Jahren Ehe und täglichem Beisammensein zu verarbeiten. Zum Zeitpunkt des Zusammenbruchs ihres Mannes lag die einzige Tochter Quintana mit einem septischen Schock auf der Intensivstation eines New Yorker Krankenhauses, das Paar hatte sie Stunden vor Dunnes Herzinfarkt dort besucht. Minutiös versucht sich Joan Didion an die letzten Minuten ihres Mannes und ihre Rolle in diesem Ablauf der Ereignisse zu erinnern. Ihre Sucht zur Analyse führt so weit, dass sie überlegt, an der Obduktion teilzunehmen, allein sie findet keinen Satz, um das Anliegen adäquat einem Arzt zu vermitteln.

Wie trauert jemand, der theoretisch alles über das Trauern weiß, der sogar schon darüber geschrieben hat, wie sich das anfühlt, jemanden zu verlieren und nun erkennen muss, dass es ganz anders ist, tiefer und irrationaler; der genügend Tote gesehen hat, in Wirklichkeit und im Fernsehen? *“Ich blieb in der Tür zum Zimmer stehen. Ich konnte seine restlichen Schuhe nicht weggeben. Ich stand dort eine Weile, bevor ich begriff, warum: Er würde Schuhe brauchen, wenn er zurückkam. Daß ich diesen Gedanken begriff, löschte ihn keineswegs aus.“*

Das Buch nimmt Freuds *“Trauer und Melancholie“* im Selbstversuch auf und geht alle Phasen dieser Trauer durch, genau ein Jahr lang, kein Zufall wohl, analog zu dem Jahr in Schwarz, das frühere Generationen zelebrierten. *“In schwierigen Zeiten, hatte man mir seit der Kindheit beigebracht, soll man lesen, lernen, es durcharbeiten, Literatur befragen. Information heißt Kontrolle. Angesichts der Tatsache, dass Leid immer noch die meistverbreitete aller Nöte war, schien die Literatur dazu bemerkenswert dürftig.“* Didion vergewissert sich der literarischen Texte von C.S. Lewis, Thomas Mann und W.H. Auden, aber was das Praktische angeht, bleibt die Ausbeute dürftig: *“Daneben (...) gab es eine Menge Sachbücher, Ratgeber, wie damit umzugehen war, einige ,prak-*

tisch', andere ‚anregend‘, beide in den meisten Fällen nutzlos. (Trinken Sie nicht zuviel, geben Sie die Lebensversicherung nicht für die Renovierung des Wohnzimmers aus, suchen Sie sich eine Therapiegruppe.) Blieb die wissenschaftliche Literatur, Studien der Psychiater und Psychologen und Sozialtherapeuten, die nach Freud und Melanie Klein kamen, und ziemlich bald wandte ich mich dieser Literatur zu.“

Trauer in Sprache zu verwandeln, Leid mit Wissen zu begegnen, ist die Aufgabe der Autorin, während die Witwe ihren „Erinnerungsstrudeln“ nachgibt. Joan Didion ist Betroffene und Trauerexpertin zugleich, sie schwankt zwischen Distanz und allernächster Nähe. Zwischendurch erinnert sie sich an ihr Leben mit Dunne über Dinge, die ihr in die Hände fallen, wie der ausgebleichene Bademantel, Größe XL, „gekauft in den Siebzigern bei Richard Carroll in Beverly Hills“.

Dieses Buch ist ein Solitär, wie auch jede Trauer um einen vertrauten Menschen einmalig ist. Es ist kaum einzuordnen in irgendeine Gattung, ist weder Bericht, noch Chronologie, kein reines Dokument über die Trauer jenseits von Klage, kein Bekenntnis allein, auch der Begriff Essay ist zu ungenau. Es ist auf jeden Fall ein Buch, das man Trauernden auf die Schwelle ihres Hauses legen sollte, nicht, weil es praktisch ist, sondern weil es auf eine distanzierte Weise tröstet. Die Leser sind die Begleiter ihrer Trauer, die an einer Stelle des Buches direkt angesprochen werden, doch Didion ist klug genug zu wissen, dass die Trauer ihr niemand abnehmen kann. Sie versucht, dem Geschehen einen Sinn abzugewinnen, sich eines Kausalzusammenhangs von Ursache und Wirkung zu vergewissern – Antworten gibt es nicht – nur Feststellungen und Fragen, Fragen.

Joan Didions Leben zur Zeit der Niederschrift des Buches war zusätzlich mit der Angst um die Tochter belastet. Das Leben hält sich an literarische Dramaturgien nicht, deren Regeln fordern, ein Werk nicht mit zusätzlichen Schicksalsschlägen zu überladen. Quintana starb fünf Monate nach Erscheinen des Buches.

“Ich weiß auch, dass, wenn wir selbst leben wollen, irgendwann der Punkt kommt, an dem wir die Toten auslöschen müssen, sie gehen lassen, sie totsein lassen müssen. Sie zum Foto auf dem Tisch werden lassen.”

April 2007

Joan Didion: Das Jahr des magischen Denkens. Aus dem Amerikanischen von Antje Rávic Strubel, Berlin: Claassen, 2006, 18 €.

2.14 Joan Didion | Im Land Gottes (Jule D. Körber)

Das Star Spangled Banner kommt frisch aus der Reinigung. Eingeschweißt, damit man es, ohne dass es neue Flecken bekommt, nach Hause tragen kann – auch durch dreckige Straßen. Die Quittung noch nicht abgenommen und ordentlich zusammengelegt, wartet die amerikanische Flagge darauf, gehisst zu werden. So zumindest zeigt es das Cover von “Im Land Gottes”, dem neuesten in Deutschland erschienen Essayband der New Journalism-Ikone Joan Didion. Er versammelt sieben für diese Ausgabe zusammengestellte Essays, zurückschreitend aus dem Jahr 2002 bis hin zu dem Jahr 1982. Durch die rückwärts laufende Anordnung dringen Didions Essays immer weiter in die amerikanische Geschichte vor. Das Vorwort von Antje Rávic Strubel gibt persönliche Erläuterungen zu dem Menschen Didion. Joan Didion ist Amerikanerin. Eine amerikanische Intellektuelle, für einige deutsche Zeitungen die wichtigste Intellektuelle der U.S.A.. Sie schreibt über ihr Amerika und damit auch immer über sich selbst. Überall mit dabei und doch nie wirklich mit verwickelt untersucht Joan Didion in “Im Land Gottes” das Amerika der letzten 25 Jahre auf die Eigenschaften hin, auf die es geschworen hat und schwört – mit dem Fahnen- eid. Die Farben des Sternenbanners und ihre Bedeutungen – Weiß für purity und innocence (Reinheit und Unschuld), Rot für valor und hardiness (Tapferkeit und Widerstandsfähigkeit) und Blau für vigilance, perseverance und justice (Wachsamkeit, Beharrlichkeit und Gerechtigkeit) – stehen für all das, was Didions Amerika versucht und behauptet zu sein.

Eine Pathologin der amerikanischen Öffentlichkeit

Joan Didion seziert die amerikanische Öffentlichkeit anhand ihrer Sprache und ihrer Aussagen. Ihre Essays stellen immer wieder indirekt die Frage, ob die inneramerikanische Wirklichkeit das ist, was über sie erzählt wird, oder ob die Erzählungen über Wirklichkeit diese erst formen. Zum Beispiel, wenn darüber schreibt, wie aus der gutbürgerlichen Bildungselitetochter Patricia Campbell Hearst 1974 während ihrer Entführung eine Widerstandskämpferin gegen ihre eigene Klasse wurde. Oder, wenn sie darüber schreibt, wie versucht wurde, durch die Lewinsky-Affäre Clinton zu stürzen – obwohl sich das amerikanische Volk an sich gar nicht so sehr für Clintons Sexualverhalten interessierte. Und auch, wenn sie darüber schreibt, wie es im Inneren des weißen Hauses während der Reagan-Ära zuging.

Wechsel zum Wir

Dabei spricht sie meist von einem Wir und seltener als in ihren früheren Essays nur von einem Ich. Doch da dieses Wir die Amerikaner sind, sind manche ihrer Thesen und Mutmaßungen über einen Gefühlszustand für eine nicht-amerikanische Leserschaft entweder uninteressant oder nicht nachvollziehbar. Zum Beispiel, wenn sie über die in den amerikanischen Medien geführte Diskussion spricht, welche sexuellen Details der Lewinsky-Affäre man der amerikanischen Jugend zumuten kann, ohne sie zu verderben. Diese Diskussion ist genau wie die Lewinsky-Details nie in Deutschland angekommen – schlichtweg deswegen, weil es in Deutschland niemanden interessiert. Das war bei ihren wesentlich prosaartigen Essays aus den Sechzigern, wie sie zum Beispiel im Band "Das weiße Album" veröffentlicht wurden, noch nicht so, weil Didion sich in diesen Essays selbst viel mehr als erlebendes und erzählendes Ich zeigt. Und auch in ihrem neusten Band "Das Jahr magischen Denkens" ist Didion viel stärker selbst Teil ihrer Gesellschaft als in "Im Land Gottes". So haben die Essays aus "Im Land Gottes" zwar nicht an analytischer und sprachlicher Qualität verloren, jedoch viel von dem, was den New Journalism so wichtig macht – die subjektiven, persönlichen Erlebnisse der Autoren. Ob die inzwischen 73-jährige Joan Didion selbst, wie viele Amerikaner, ein Star Spangled Banner vor dem Fenster ihrer New Yorker Wohnung hisst, weiß man nicht. Ob sie sich selbst an die Ideale halten kann, die sich ihr Amerika vornimmt. Ob es ihre

eigenen sind. Doch dass sie wie kaum ein anderer Autor erkennt, wo die amerikanische Gesellschaft an den eigenen Idealen scheitert, merkt man. Ihr messerscharfer Blick und ihre präzise Sprache zeichnen genau nach, wie es soweit kommen konnte.

April 2007

Joan Didion: Im Land Gottes. Wie Amerika wurde, was es heute ist. Deutsch von Mary Fran Gilbert und Sabine Hedinger, Berlin: Tropen Verlag, 2006, 192 Seiten, 18,80 €

2.15 Axel Doßmann, Jan Wenzel, Kai Wenzel | Architektur auf Zeit (Annett Gröschner)

Man könnte sich die Behausungen zukünftiger Generationen so vorstellen: Jedes Kind auf der Welt bekommt bei der Geburt einen Container zugeteilt, farblich weltweit am Geburtsjahr orientiert, den Geburtsort als Schriftzug an der Außenwand verewigt, eine kleine Erinnerung an eine Seßhaftigkeit für den Augenblick der Geburt. So ein Container hat Zukunft. Wenn er einer Strategie im Wege ist oder Katastrophen ganze Landstriche verwüsten, läßt er sich samt Bewohnern per Schiff oder Truck, Transportflugzeug oder Zug an glücklichere Orte bringen. Mehrere Container könnten zu Familienhäusern zusammengestellt werden oder zu Kinderheimen. Man könnte sie in Flüchtlingslager stellen oder ziellos auf dem Meer treiben lassen.

In dem Buch *Architektur auf Zeit*. Baracken, Pavillons, Container sind die genauen Maße mitgeteilt. Die weltweite Containernorm orientiert sich an der in den USA üblichen Maßeinheit TEU, denn der Container wurde von dem amerikanischen Spediteur Malcolm McLean in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erfunden und seine Verbreitung wurde beschleunigt durch die Erfahrung mit Cargocontainern im Korea- und Vietnamkrieg. Der Standard im globalen Warenverkehr ist 20 x 8 x 8,5 Fuß oder 6058 x 3436 x 2591 Millimeter. 1964 erhielt das Transportmodul von der International Organisation for Standardisation (ISO) seine bis heute verbindlichen Maße. Das ist nur eine von unzähligen Informationen, die das Buch *Architektur auf Zeit*. Baracken, Pavillons, Contai-

ner von Axel Doßmann, Jan Wenzel und Kai Wenzel über mobile Wohnformen, ephemere Bauten und performative Architektur und ihre politischen und gesellschaftlichen Dimensionen bietet. Erschienen ist das Buch bei b_books, ein Verlag, der sich mit seiner Buchreihe metroZones, als dessen 7. Band das vorliegende Buch erschienen ist, und einer gleichnamigen Veranstaltungsreihe dem städtischen Alltag "Jenseits der Civitas", also jenseits der bürgerlich geordneten, überregulierten, kommerzialisierten und ästhetisch reduzierten Welt, widmet. Bekanntgeworden sind die Macher der Reihe, u.a. Jochen Becker und Stephan Lanz, mit Beteiligungen an Zwischennutzungsprojekten. Das bekannteste war die Bespielung der Ruine des Palastes der Republik als "Volkspalast". Architektur auf Zeit ist das erste Buch der Reihe, das von metroZones nicht von Anfang an mitkonzipiert wurde, sondern ursprünglich im Rahmen des von der Bundeskulturstiftung finanzierten Projektes "Heimat Moderne" von den drei Autoren Doßmann, Wenzel und Wenzel – zwei Historiker und ein Künstler – erarbeitet wurde. Untersucht haben sie die bauliche wie soziale Realität temporärer Bauten am Beispiel der Stadt Leipzig.

Offenbar gab es dann aber für das Buch eine Erweiterung des Konzeptes, das dazu führte, daß das Buch im Ganzen gelesen den Anschein einer Zweigeteiltigkeit erweckt.

Zum einen versucht es, das Thema zu globalisieren, was sich vor allem in dem Gespräch mit Tom Holert und Mark Terkessidis über migrantische Mobilität und die ‚unsichtbare Lagergesellschaft‘ in Europa manifestiert, zum anderen beschränkt es sich aber auf die Stadt Leipzig. Hervorragend ist das Buch, wenn es sein Thema anhand von einem Gegenstand, zum Beispiel dem Container abhandelt, egal, ob der sich im Nachwende-Leipzig als Bank-Container über die ganze Stadt ausbreitet, als Ausreisezentrum in Fürth oder als Außenposten israelischer Siedler steht oder eng aneinandergestellt als Absperrungsmauer der Polizei während des G8-Gipfels in Genua fungiert.

Axel Doßmann schreibt in seiner Abhandlung über den Container, ausgehend von der These des Ethnologen Hartmut Böhme, daß die "longue durée" moderner Gesellschaften gerade nicht in der "Persistenz stabiler Strukturen" besteht: "Es scheint an der Zeit, ein universell einsetzbares und darum schwer begreifbares Ding wie den Container als Fetisch der Moderne zu begreifen (S.

47).“ Der Container war allerdings nicht der erste mobile Wohnort. Der Band geht auch den historischen Dimensionen der Architektur auf Zeit nach und legt seinen Schwerpunkt auf das 19. und 20. Jahrhundert mit der Erfindung des transportablen Hauses, auch Baracke genannt.

Zum einen werden provisorische Bauten im Stadtraum als Teil der Stadtplanung oder der Abwesenheit derselben verhandelt. Erfahren haben die Autoren, wie sie im Eingangsgespräch erzählen, daß nicht jedes Provisorium auch temporär ist. In der DDR gab es dafür den Begriff der ‚ewigen Provisorien‘. Beleuchtet wird beispielsweise die Geschichte der “Raumerweiterungshallen Variant” als ein Beispiel für die Massenproduktion temporärer Bauten und ihrer jahrzehntelangen Nutzung im Stadtraum.

Flankiert von zwei themen- und stadtübergreifenden Gesprächen und längeren Essays über Container, Baracken als Regierungstechnik und Lager im Stadtraum spielt Architektur auf Zeit anhand von Fotoessays unterschiedlichste Konzepte und Gebräuche temporärer Gebäude durch. Dazu gehören sowohl provisorische Unterkünfte, transportable Verkaufseinrichtungen wie auch temporäre Aufbauten politischer Repräsentation oder politischen Protests. Nicht ganz plausibel ist aber, warum auch Straßenabsperungen mit in das Buch aufgenommen wurden. An dieser Stelle wird das Konzept schwammig. Für ein Buch nur über Leipzig wäre dagegen nichts einzuwenden gewesen, da das Buch aber mehr will, wirkt das Kapitel deplaziert wie ein Container auf einem Schmuckplatz.

Daß ein großer Teil des Themas pars pro toto an der Stadt Leipzig verhandelt wird, ist Vorteil und Nachteil zugleich. Zum einen läßt das Thema sich begrenzt auf eine Stadt, in dem Fall keine Metropole, aber ein bedeutender Handelsort, genauer beschreiben, weil das Problem nicht allgemein verhandelt wird, sondern eine Tiefenbohrung angesetzt werden kann. Die Autoren haben dafür Akten gewälzt, Schauplätze aufgesucht und Zeitzeugen befragt und auf diese Weise beeindruckend viel Material sowohl an Foto- als auch an Schriftdokumenten angehäuft.

Andererseits wünscht man sich beim Lesen eine umfassendere und damit auch allgemeingültigere Darstellung dieses überaus wichtigen globalen Themas, fo-

kussiert auf temporäres Wohnen und seine (geo)politische und gesellschaftliche Dimension. Der Container ist das Sinnbild der Globalisierung. Er ist das Symbol für Waren- und Flüchtlingsströme – zu Wasser und zu Land.

Wie wäre es mit einem Atlas der Architektur auf Zeit - ein globales Projekt mit Autoren aus aller Welt. Denn die Kioskisierung und Containerisierung der Welt schreitet fort. Das ansonsten sehr informative und gut lesbare Buch *Architektur auf Zeit* wäre ein guter Ausgangspunkt.

Dezember 2006

Axel Doßmann, Jan Wenzel, Kai Wenzel: Architektur auf Zeit. Baracken, Pavilions, Container, Berlin: b_books, 2006, 264 S., 14 Euro

2.16 Wolfgang Engler | Unerhörte Freiheit (Hugo Velarde)

Der Berliner Kultursoziologe Wolfgang Engler hat seine Studie *Bürger ohne Arbeit – für eine radikale Neugestaltung der Gesellschaft* (2005) um eine selbstkritische Korrektur erweitert. *Unerhörte Freiheit – Arbeit und Bildung in Zukunft* (2007) heißt es nun. Die Arbeit versteht sich als eine grundlegende Präzisierung der Debatte über die Zukunft des Sozialstaates. Hatte Engler die Frage eines „uneingeschränkten Grundeinkommens“ (in Gestalt der tendenziellen Entkoppelung von Arbeit und Einkommen im gegenwärtigen Kapitalismus) historisch, soziologisch und sozialphilosophisch durchdekliniert, so diskutiert er die weiteren Schritte einer „Zivilisierung der Marktwirtschaft“ nunmehr bildungssoziologisch. Wer in Zukunft nicht arbeiten müsse, aber trotzdem auskömmlich leben dürfe, soll erzogen, besser: gebildet werden.

Auseinandersetzung in essayistischer Schärfe

Eine neue Gängelung der „arbeiterlichen“ bzw. arbeitslosen kapitalistischen Unterschichten in ihrem Kampf um bessere Arbeits- und Lebensbedingungen? Was oberflächlich wie eine Kapitulation vorm sozialdemokratischen Diktat „Fordern und Fördern“ klingt, erweist sich beim näheren Hinsehen als eine tiefe Auseinandersetzung mit der kapitalistischen Gegenwart in ihrer postfordistischen Gestalt, nachdem die klassische fordistische Trennung von „notwen-

diger Arbeitszeit und Freiheit“ in den hochentwickelten kapitalistischen Gesellschaften nicht mehr greift. Dazu verfasst Engler 43 kurze Kapitel und eine Schlussfolgerung, Calvin und wir, die seine essayistische Schärfe deutlich illustrieren. Friedrich Schiller wird mit seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen in Englers Postskriptum zitiert: „Alle Verbesserung des Politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen“. Und daher: „Erst die Kultivierung der ‚Gesinnungen und Gesittungen‘ und dann die Erweiterung des allgemeinen Handlungsspielraums“. Rief diese Satz bei früherer Lektüre ihm eher Stirnrunzeln hervor, stellen sich heute „dort aus demselben Anlass Grübelfalten ein.“ Das gibt Engler zu denken.

Gegen die Mystifizierung der Arbeit als Quelle allen Reichtums qua Lohnarbeit

Engler will jedenfalls diese „unerhörte Freiheit“, die die postfordistische, „ökonomisch hoch effiziente Gesellschaft“ des krisenhaften Gegenwartskapitalismus als Tendenz bereithält, nicht ihrer bisherigen Abstraktheit überlassen. Natürlich steht hier Arbeit als anthropologische Konstante (als Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur) nicht zur Debatte, sondern ihre Mystifizierung als Quelle allen Reichtums qua Lohnarbeit. Es ist ein altes Thema, das bereits Karl Marx in seiner Kritik des Gothaer Programms trefflich formulierte und Ferdinand Lassalle tödlich traf. Wer wollte das ignorieren, die kapitalistische Gesellschaft als Arbeitsgesellschaft zur „ewigen“ erklären oder verhimmelte Verhältnisse anstreben, wo die Welt immerfort im Reich der Notwendigkeit verharrt? Wer Freiheit postuliert, kann über die (immer gesellschaftlich gegebene) Notwendigkeit nicht schweigen. Das gilt ebenso umgekehrt. Engler weiß das natürlich.

Das Recht auf Leben ohne (Lohn-)Arbeit

Arbeit als gesellschaftlich und staatlich nicht sanktionierte Option, als absetzbare, revidierbare Handlung, Platzhalterin fürs Tätigsein ohne ökonomische Verwertbarkeit; folglich das Recht auf Leben ohne (Lohn-)Arbeit, nunmehr bedingt und angereichert mit einem gesellschaftlich notwendigen Bildungsauftrag – das ist Englers Thema, das in die Praxis umgesetzt, die „ideologischen“ Arbeitsapologeten des Kapitalismus und ihre „freiheitlichen“ utopischen Fein-

de „zivilisieren“ könnte: „Wir leben in einer Zeit des Übergangs, mitten auf der Grenze zweier sozialer Modelle. Schauen wir in die eine Richtung, dann werden wir einer noch immer erwerbsfixierten Gesellschaft gewahr, die Bürgerrechte und Menschenwürde zum natürlichen Ausfluss der Arbeit erklärt. Je weniger sie dem Anspruch genügt, den sie erhebt, desto verbitterter verfiicht sie ihn. Wenden wir den Blick, dann stehen uns Auflösungserscheinungen der Lohnarbeitsgesellschaft deutlicher vor Augen als sozial schon gefestigte Formen einer neuen Art zu arbeiten und zu leben. Die Gesellschaft der Zukunft existiert mehr als Ahnung, als tastender Versuch, denn als greifbare Realität. So wie der Arbeitsapostel die Krise des Alten leugnet, leugnet der Freiheitsapostel die Nöte des Neuen. Jener behängt die Menschen mit Blei, auf dass sie im Alten verharren, dieser beehrt sie mit Luftballons, in der Hoffnung, damit sei die Ausfahrt ins Neue gesichert.“

Erst eine Strategie zur Bildung der aus dem ökonomischen Reproduktionsprozeß herausgefallenen „Unterschichten“, eine neue „Bildungsoffensive“, könne die abstrakte Forderung eines „uneingeschränkten Grundeinkommens“ sinnvoll spezifizieren, zugleich aber den Ausgang aus der ökonomischen Unmündigkeit sozialpolitisch verallgemeinern. Wer indes auf ein uneingeschränktes Grundeinkommen in toto pocht – auch aus unternehmerischer Perspektive, wie die Vorschläge des dm-Unternehmers Götz Werner deutlich machen –, zeigt nur die Krise der gegenwärtigen Gesellschaft, ist aber politisch nicht in der Lage, das Programm in die Tat umzusetzen.

In der Tradition einer „Sociological Imagination“

Engler seinerseits entwirft, diskutiert, wechselt die Perspektiven, relativiert, versucht Elemente des vorgestellten Problems zu bündeln. Hier wird eine reale Tendenz gedanklich antizipiert. Was folgt – sollte es politisch ernst werden mit seiner Umsetzung, die vieler Schritte, der nationalstaatlichen und internationalen Anpassung bedürfte – aus einem „uneingeschränkten Grundeinkommen“ oder einem „Bürgergeld“, wenn die Menschen nicht gelernt haben, mit der neuen Freiheit umzugehen? Antworten sind hier eher die Ausnahme. Hier steht Engler in der Tradition einer Sociological Imagination des US-Amerikaners C. Wright Mills, die keine Rezepte liefern, sondern „nur“ konkrete Tendenzen aufzeigen kann: „Hat es mit dem Gedanken gute Weile, das,

was vernünftig ist, auch einmal wirklich wird? Schlösse man das aus, wäre Denken die reinste Zeitverschwendung.“ So endet seine „unerhörte Freiheit“, die wie von selbst auf Michel de Montaignes Sentenz zu folgen scheint: „Dem dient kein Wind, der keinen Hafen hat, nach dem er segelt.“

Januar 2008

Wolfgang Engler: *Unerhörte Freiheit. Arbeit und Bildung in Zukunft*. Berlin: Aufbau Verlag, 2007, 175 S., 16,95 €.

2.17 Kurt Flasch | Kampfplätze der Philosophie (Michael Buchmann)

Weshalb verwenden Philosophen so häufig Metaphern aus der Sprache der Kriegskunst, wie „Selbstverteidigung“, „Schlagabtausch“, „Angriff“, „Kampf“, „Sieg“, „Wortschlacht“? Auch in als selbstverständlich verwendeten Fremdwörtern wie „Polemik“ und „Eristik“ ist der Agon direkt in der Bedeutung enthalten, sublimiert erscheint er auch in Begriffen wie „Dialektik“, „Immunsierung“ usw.

Diese Tatsache erscheint umso erstaunlicher, als – wie Flasch seinerseits in polemischer Absicht darstellt – einige Philosophen sich die „Philosophie als ruhige Weisheit oberhalb aller Parteiungen“ vorstellen. Sein neues Buch „Kampfplätze der Philosophie“ ist daher zweierlei: einmal eine hervorragende Darstellung vor allem der mittelalterlichen Philosophie anhand von Kontroversen, und einmal selbst eine lebhaft streitschrift gegen eine Philosophiegeschichtsschreibung der „Synthese“.

Konzentrieren wir uns also statt auf Flaschs in herausragender Weise neuartige Darstellung mittelalterlicher Philosophie, die einen endlich verstehen lässt, wie die Philosophie im Mittelalter „funktionierte“, auf die für das Fach noch entscheidendere und stets unterhaltsame Auseinandersetzung des Autors mit seinem eigenen zeitgenössischen Gegner. Bevor er allerdings den Angriff startet, sichert er zuerst seine eigene Position (ein taktisches Vorgehen, das er von Sun Tzu gelernt haben könnte). Konkret bedeutet das, er beschreibt und rechtfertigt seine Methode, allerdings stets in Hinblick auf seine übergeordnete Strategie,

die hegelsche Philosophiegeschichtsschreibung an ihren Schwachstellen zu treffen, die man kurzerhand zu den eigenen Stärken macht – die Brüche und Unvereinbarkeiten in Form von Konflikten und Auseinandersetzungen:

„Ich zeige Kampfsituationen“

„Es [dieses Buch] zeigt die Philosophie als eine Serie von Konflikten. Es geht von gut dokumentierten Streitgesprächen aus, nicht von Begriffen oder Systemen. Philosophie als Polemik – das klingt garstig, kommt aber der geschichtlichen Wirklichkeit näher als die Erwartung harmonisierenden Tiefsinns. [...] Daher sind Kontroversen der Philosophie immanent. Sie bilden nicht deren Außenseite. [...] Da kämpften Autoren miteinander um das, was gut oder schlecht, wahr oder falsch sei, [...] Ich zeige Kampfsituationen. Ich widerspreche einer früheren Forschungs- und Darstellungspraxis, die auf "Synthese" aus war. Ihre Weichzeichnerei hatte Methode, aber sie war unhistorisch.“

Diese Ausrichtung auf konkrete Quellen ist rein fachlich durchaus problematisch: Natürlich wird der Interpretationsspielraum durch diese Praxis etwas geringer und damit die Genauigkeit höher. Aber nicht erst seit Nietzsche weiß man, dass auch sogenannte „Quellen“ oder „Tatsachen“ stets durch Interpretation vermittelt sind; die Interpretation steckt auch schon in der Auswahl der Quellen und der Zitierweise. All das weiß natürlich Flasch sehr gut, aber seine Art der Darstellung ist Teil der Auseinandersetzung mit seinem Gegner. Durch die wiederholte Betonung der alleinigen Ausrichtung auf gut dokumentierte Quellen macht er sich den Reiz des Faktualen und die Auffassung von der wissenschaftlichen Solidität positivistischen Vorgehens nutzbar.

Basis und Überbau

Seine unbestrittenen Fachkenntnisse verschaffen ihm aber auch einen enormen Vorteil, da er dadurch über mehr taktische Mittel als der Gegner verfügt, sozusagen über einen absoluten Geländevorteil. So kann er von seiner Position aus in aller Ruhe, ja genüsslich die Stöße des Gegners gegen diesen selbst wenden – es stellt die Kryptomethode dieses Buches dar.

Da wäre zum Beispiel die Frage nach der Nützlichkeit und Anwendbarkeit philosophischer Erkenntnisse im Mittelalter. Der Topos, mittelalterliche Philosophie sei reine „Scholastik“, beinhaltet die Vorstellung, sie sei reiner Streit um Begriffe, zudem theologische, gewesen. Flasch dreht einfach die Selbstverständlichkeiten um: „Wofür brauchte Alkuin die Philosophie? Der Einfall, daß sie Selbstzweck sein könnte, konnte ihm nicht kommen in einem Europa, das aus Wäldern bestand [...]“. Nachdem er dieses Herantragen des Vorwurfs der Nutzlosigkeit an die Philosophie dieser Zeit erstens als nicht aus ihr selbst folgend und damit als begründungsbedürftig herausgestellt hat, geht er selbst zum Angriff über, indem er nach der Herkunft dieses Vorurteils fragt:

„Suchen wir also in einer früheren Philosophie nicht die bloße Vorläuferin einer späteren, sondern die Funktion, die sie in ihrer Zeit erfüllt hat. [...] Ihre Größe liegt in der Kraft, mit der sie die realen Bedingungen menschlichen Lebens analysierend durchdrangen. [...] Die Frage, ob die „realen Lebensbedingungen“ die „Basis“ bilden und ob die Philosophie zum „Überbau“ zählt, stellt sich hier nicht. Ich kenne nur geschichtliche Welten, in denen sich beides durchdrungen hat. Ich kenne aber viele schlecht-idealistische Geschichtsdeutungen, die dieses Durchdringen nicht erforschen, weil sie von der späten Idee der Autonomie der Kultur [...] als von einer ewigen Wahrheit ausgehen.“

Der Terminologie „Basis“ und „Überbau“ kann man entnehmen, dass dieser Schlag der marxistischen Variante der hegelschen Geschichtsschreibung gilt: die Taktik besteht hier darin, die Annahmen der marxistischen Geschichtsschreibung als Idealisierung den konkreten Lebensbedingungen gegenüber- und dadurch als einengende, ungenügende und übervorteilende Abstraktion hinzustellen. Die Pointe ist an dieser Stelle, dass Flasch sozusagen die „Synthese“ hier für sich in Anspruch nimmt.

„Ihnen gefallen die Sieger, nicht die Besiegten“

Flasch setzt sogar noch nach. So wie im Mittelalter philosophische Aussagen in theologischen Abhandlungen ihr Exil fanden, fänden sich heutzutage philosophische Aussagen eher in nicht-philosophischen Texten: „So wie heute philosophische Analysen in Büchern über die Farben oder über Richard Wagner, in

Schriften zur Atombombe oder über die Psychoanalyse stehen – oft wichtigere als in den Werken der sog. „Fachphilosophie“ –, [...]“

Auch die Rezeption und Kanonbildung durch die Philosophiegeschichtsschreibung wird kritisiert: „Ihnen gefallen die Sieger, in unserem Fall: Augustin, nicht die Besiegten.“ Das ist umso problematischer, als in der Konzeption Flaschs sich die Positionen der „Sieger“ eben in der Auseinandersetzung mit den „Besiegten“ herausgebildet haben, und daher nur in diesem Zusammenhang verstanden werden können. Nach ihm verbindet der derzeitige Kanon beide Nachteile: die fehlende Reflexion von Konflikten bei gleichzeitiger – ebenfalls unreflektierter – Übernahme ihrer Resultate. Grandios ist auch ein weiterer Ansatz in Flaschs Polemik gegen die Kanonbildung, nämlich sein „Lob des mittelmäßigen Autors“:

„Man hat beim freien Lesen wie beim Studium der Philosophie gewöhnlich eine Vorstellung davon, wer die „Klassiker“ und wer die „großen Philosophen“ seien. Man denkt, die „besten“ Autoren seien für einen selbst gerade gut genug. Wie die Liste der „Großen“ zustande gekommen ist, fragt man nicht. Im selben Augenblick, da man sich den „großen“ Überwindern der Vorurteile zugesellen will, verhält man sich konventionell.“

Dies zielt auf das Selbstverständnis der Leser philosophischer Texte ab. Die Entstehung des Kanons ist das eine, und zudem nach Flasch fragwürdig. Die unhinterfragte Rezeption das andere. Diese Kritiklosigkeit läuft eben diesem Selbstverständnis von kritischer Vernunft entgegen. Nachdem Flasch nun Angriffe gegen die hegelsche Geschichtsschreibung, die mangelhafte Anwendbarkeit philosophischer Erkenntnisse und die philosophische Fachliteratur geritten hat, bleibt ihm noch eine zu erstürmende Bastion: die Philosophie im Allgemeinen und als „Geisteswissenschaft“ im Besonderen:

„[...] ich wollte ihn [den Leser] einladen, über den Begriff „Philosophie“ nachzudenken. Was „Philosophie“ heißt, steht nicht überzeitlich fest. Es hängt ab von Traditionen, Sprachregelungen und Bedürfnissen, die alles andere als klar definiert sind. [...] Genau genommen existierte sie [die Philosophie in der Spätantike und im Mittelalter] überhaupt nicht, und das hatte neben vielen

Nachteilen auch den Vorzug: Die Philosophie sank nicht ab zur "Geisteswissenschaft"."

Dem Gegner nachsetzen

Er greift zu etwas, das zwar eine Tatsache, aber auch ein sehr geschickter Schachzug ist: die Erkenntnis, dass sich bei Auseinandersetzungen die Regeln selbst ändern lassen; in anderem Zusammenhang wurde dies „Spielstrategie“ getauft. Natürlich ist der Begriff „Philosophie“ das, zu dem man ihn macht. Die Frage ist nur, wer bzw. was die Deutungshoheit bzw. Definitionsmacht besitzt. Aber natürlich nimmt Flasch für sich in Anspruch, dies zumindest mit zu bestimmen.

Flasch versucht also seine zu Beginn des Buchs formulierte schwerwiegende These von der Immanenz der Kontroversen in der Philosophie durch Darstellung konkreter Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen „Philosophen“ zu illustrieren und in seinem Text selbst anzuwenden. Die im Vorwort postulierte These von philosophischen Aussagen als notwendigerweise polemisch kann er durch viele detaillierte und anschauliche Beispiele zwar nicht beweisen, aber seine These zumindest eindrucksvoll untermauern.

Ein Anfang ist gemacht – eine erste Schlacht erfolgreich geschlagen. Wir wünschen uns vom Autor eine Fortsetzung auf theoretischer Ebene, die seine These der Philosophie als Polemik beweist, seinem Gegner gleichsam nachsetzt, oder in den Worten von Clausewitz: „Aber für alle denkbaren Verhältnisse bleibt es wahr, daß ohne Verfolgen kein Sieg eine große Wirkung haben kann, und daß, wie kurz auch die Siegesbahn sein mag, sie immer über die ersten Schritte des Verfolgens hinausführen muß [...]“.

Januar 2009

Kurt Flasch: Kampfplätze der Philosophie. Große Kontroversen von Augustin bis Voltaire, Vittorio Klostermann 2008, 362 Seiten, 34 Euro.

2.18 Joshua und Anne-Lee Gilder | Der Fall Kepler (Georg Eichinger)

Vielleicht ein pädagogischer Trick? Man will doch gelesen werden. Verspricht man dem Leser Auskunft über den kosmologischen Flächensatz, lässt er am Ende die Finger vom Buch. Verheißt man ihm aber einen Mord, gar einen, der erst jetzt, nach Jahrhunderten, aufgeklärt wird, dann müsste es doch mit dem Teufel zugehen, wenn so was kein Bestseller wird.

Freilich, wenn das Autorenehepaar im ersten Kapitel schon Mordart, Mörder und Motiv verrät, darf man vielleicht doch keinen professionellen Krimi erwarten. Und wenn schon auf der ersten Seite behauptet wird, Johannes Kepler wäre ohne Tycho Brahe heute lediglich eine Fußnote in den Astronomiebüchern, wird auch der an Wissenschaftsgeschichte Interessierte das Buch ungekauft ins Regal der Buchhandlung zurückschieben.

Das wäre ein Fehler.

Wenn auch die Krimiidee an den Haaren herbeigezogen ist – übrigens im wörtlichen Sinn: an einer Haarprobe hängen Herr und Frau Gilder ihre kriminalistische Beweisführung auf – über die beiden Protagonisten lernt man in diesem Buch sehr viel. Auch über ihre von Religionskriegen zerfetzte Zeit und viel über den hochentwickelten Stand der damaligen Astronomie. Aber worum geht es?

Der Griff zum Quecksilber

Kepler soll, um an die astronomischen Beobachtungsdaten seines Kollegen und Vorgängers am Prager Hof, Tycho Brahe, heranzukommen, nach mancherlei vergeblichen Versuchen „im Guten“, zum Quecksilber gegriffen haben. Der Wandel des englischen Titels ins Deutsche lässt nichts Gutes hoffen: aus *Heavenly Intrigue: Johannes Kepler, Tycho Brahe, and the Murder Behind One of History's Greatest Scientific Discoveries* wird *Der Fall Kepler – Mord im Namen der Wissenschaft*. Lässt sich mit Kleckern im Deutschen nichts so gut verkaufen wie mit Klotzen?

Joshua Gilder war Redenschreiber im Weißen Haus (für Präsident Ronald Reagan). Er hat sich tapfer für Darwin gegen die amerikanischen Fundamentalisten

verwendet. Er hat einen Medizinthriller publiziert (The Ghost Image) und nun mit seiner deutschen Ehefrau, die früher als Reporterin bei der ARD wirkte, dieses Buch über die beiden großen Astronomen um 1600 verfasst. Und das hat ihn nun wirklich berühmt gemacht.

Zu Recht?

Kepler und Brahe – zwei Giganten um 1600

Johannes Kepler und Tycho Brahe – zwei Giganten der astronomischen Wissenschaft um 1600, aufeinander angewiesen wie Inhalt und Form und zugleich gegensätzlich wie Feuer und Wasser. Nicht nur in Charakter und Schicksal. Auch ihre Theorien ließen sich nicht auf einen Nenner bringen. Kepler war eindeutig Copernicaner, Tycho Brahe aber – Braheaner. In seinem halbherzig renovierten Kosmosmodell hatte die Erde immer noch nicht ihre Zentralstellung eingebüßt.

Die zwei Männer vertragen sich nicht, was kettet sie aneinander? Der eine (Brahe) hat sehr viele und sehr präzise Beobachtungsdaten der Gestirne wie sonst keiner, seit es diese Wissenschaft gibt. Der andere aber hat geniale Theorien – und ist ein beispielloser Mathematiker, theoretisch wie praktisch.

Der eine (Kepler) braucht diese einzigartigen astronomischen Beobachtungsdaten, um seinen hochspekulativen Theorien einen empirischen Boden zu verschaffen. Und wahr ist auch, dass Tycho Brahe nicht so recht herausrücken will damit. Er hat böse Erfahrungen mit einem dreisten Plagiator gemacht. Obendrein weiss er – und hat Recht mit seinem Verdacht – Kepler würde mit diesen empirischen Daten nicht sein Weltbild, sondern das eigene, das copernicanische, auf sichere Beine stellen.

Der andere aber braucht einen genialen Mathematiker, um aus seinem Datenwust Strukturen und Theorien zu entwickeln. Und tatsächlich hat Kepler mit Brahes Daten die Marsbahn berechnet und daraus den Grundstock seiner neuen, zukunftsweisenden Astronomie entwickelt, dass die Planeten nicht kreisförmige sondern vielmehr elliptische Bahnen haben.

Aber warum gleich Mord?

Eine Anklage auf wackligen Beinen

Die beiden Autoren Gilder stellen ihre ungeheuerliche Anklage auf zwei Beine; das eine ist freilich ziemlich wackelig. Wer will, kann eine ebenso sachkundige wie plausible Widerlegung der These vom Mord durch Quecksilber in der Internetstellungnahme der Kepler-Gesellschaft nachlesen (<http://www.kepler-gesellschaft.de>). Punkt für Punkt wird dort deren Haltlosigkeit vorgeführt.

In zwei chemischen Analysen von Haaren Brahes hatte man in den 90er Jahren auffallend viel Quecksilber entdeckt. Vermutlich hätte man dergleichen auch in Haaren von zahlreichen anderen Zeitgenossen Brahes entdecken können, auch solche, die nicht wie er als Alchemist zeitlebens mit Quecksilber in Kontakt kamen, sondern die das Metall halt wie damals üblich als Medizin konsumierten. Von seiner Giftigkeit hatte man noch keine Ahnung.

Das zweite Bein der „Beweisführung“ ist eine Charakteranalyse. In fast schon pietistischer Skrupelhaftigkeit hat Kepler ein Tagebuch geführt, schonungslos und bestimmt auch ungerecht gegen sich, obschon auch andere Quellen seinen problematischen, zur Streitsüchtigkeit und Jähzorn neigenden Charakter bestätigen. Ziel dieser so strengen Selbstbeobachtung ist religiöse Vervollkommnung. Wie er – abweichend von anderen Genies – in seinen wissenschaftlichen Büchern auch immer seine Irrwege protokolliert, so auch seine moralischen im Privaten. Gewalttätig ist er kein einziges Mal in seinem Leben gewesen – ganz im Gegenteil zum Raufbold Brahe, den dieser Charakterzug immerhin ein Stückchen seiner Nase gekostet hat. Und immer ist Kepler bereit, verbales Unrecht bald wieder gutzumachen. Seine Briefe sind voller Entschuldigungen. Er ist kein Bösewicht, vielmehr tief unglücklich, zeitlebens kirchenmausarm, deshalb neidisch und dann doch immer zum Einlenken bereit.

Aus dieser religiös-moralischen Selbstanklage schöpfen die beiden Autoren ihre Hauptbeweislast – dass er auch vor einem Mord nicht zurückgeschreckt sei. Kein Wort Keplers spricht dafür. Und keine Handlung seines äußerst entbehrensreichen Lebens. Das Charaktergutachten, das die beiden Autoren hier vorlegen, ist umso mehr tendenziös, als sie im Gegenzug Brahe zu einem wahren Engel an Geduld und Güte stilisieren. Das hätten dessen leibeigene Bauern auf der Insel Hven bestimmt anders gesehen ..

Obendrein ist Brahe bereits vor dem ominösen Gastmahl, wo ihm Kepler das giftige Metall verpasst haben soll, kränkelnd. Wie auch immer, es gibt keinen Grund, von der bisherigen und schon gleich nach seiner Beerdigung vertretenen These abzuweichen, dass Brahe an einer Harnvergiftung gestorben ist, weil er auf einen Gastmahl – aus Etikette – nicht rechtzeitig zur Toilette gehen durfte. Grotesk genug.

Aber auch die dritte Stütze der Autoren für ihre Mordthese, dass Kepler eben ein deutliches Tatmotiv gehabt habe, lässt sich leicht entkräften: Er hat immer wieder freiwillig Daten von Brahe bekommen, und nach dessen Tod waren sie ohnehin für ihn bestimmt.

Mein Gegenplädoyer lautet also: Freispruch Keplers aus Mangel an Beweisen. Und wer strengt nun die Gegenanklage wegen Verleumdung an?

P.S.:

Für den am populären Sachbuch Interessierten ergeben sich aus diesem Buch moralische Fragen: Darf man das? An einem Lebenden dürften sich die zwei Autoren derlei doch auch nicht erlauben. Also immer noch Nachklänge jener Wissenschaftsgeschichtsschreibung am Leitbild der Helden? Ob als Heilige oder als Schurken spielt keine Rolle – beides verkauft sich gleich gut.

Das trägt bestimmt nicht dazu bei, das massive Misstrauen, ja die Verachtung der Fachwissenschaft gegen das populärwissenschaftliche Sachbuch abzuschwächen; schon gar nicht, wenn das alte Science-Fiction-Motiv vom mad scientist wieder und wieder publikumswirksam ausgebeutet wird.

Februar 2007

Joshua und Anne-Lee Gilder: Der Fall Kepler. Mord im Namen der Wissenschaft. Berlin: List-Taschenbuch, 2006, 8,95 Euro.

2.19 Christof Hartmann | Wandel durch Wahlen (Felix Struening)

Anfang 2006 errang die radikalislamische Hamas einen überragenden Sieg bei den ersten freien Parlamentswahlen der Palästinensischen Autonomiebehörde (PA) seit langer Zeit. Für Israel, die USA und die EU sowie für die angrenzenden arabischen Staaten stellte sich dadurch die Frage nach dem Umgang mit den demokratisch gewählten Islamisten. Auch im Irak hatten zwei Monate zuvor Wahlen stattgefunden, wie sie unter dem Regime von Saddam Hussein nicht möglich gewesen wären. Aus Sicht des Westens verknüpften sich mit diesen beiden Wahlen alle Hoffnungen auf Demokratisierung und Stabilisierung in der arabischen Welt – Irak und die PA sind die einzigen Länder der Region, in denen der Sieger nicht schon vor der Wahl feststand. Doch was bedeuten Wahlen überhaupt für den politischen Prozess in Nordafrika bzw. dem Nahen und Mittleren Osten? Und wie lassen sich die Siege der Islamisten erklären?

Wer wählt wen und was ändert das?

Christof Hartmann, ausgewiesener Fachmann politischer Reformen im asiatischen Raum, hat sich des Themas in einer kleinen und intelligenten Studie angenommen. Dabei beschränkt er sich aufgrund vergleichbarer sozio-kultureller Gegebenheiten auf die 16 arabischen Staaten und lässt Iran, Israel und die Türkei außen vor, obwohl diese als Besatzer, Kolonialmacht und durch die islamische Revolution starken Einfluss auf die arabische Politik hatten. Außerdem begrenzt er die Analyse auf Wahlen, als einer der wichtigen Faktoren von Demokratie, ohne das diffuse Gebilde letzterer als Ansatz zu wählen. Mit diesen präzisen Auswahlkriterien untersucht der Autor drei Funktionskategorien von Wahlen: Das Recht der politischen Mitbestimmung, die Repräsentation von Gruppen durch Gewählte und die Zuweisung politischer Macht durch den Wahlvorgang. Mit anderen Worten: wer darf wählen, wer kann gewählt werden und was ändern die Wahlen?

Wahlen als Machterhaltung

An vielen Beispielen zeigt Christof Hartmann, wie Wahlen in den arabischen Staaten vor allem dem Machterhalt dienen. Die teilweise Pluralisierung der

politischen Abstimmungsprozesse in den autoritären Systemen erfolgt kontrolliert und ist keinesfalls von der Opposition erzwungen, geschweige denn ein sich verselbstständigender Demokratisierungsprozess. Die arabische Version von Wahlen besagt meist nicht, wer regieren, sondern wer in die Opposition darf. Diese muss, um an Wahlen teilzunehmen, aus dem Untergrund hervortreten – oft zum Vorteil der Herrschenden, die ihre Gegner dann klar erkennen können: „Nur wenige autoritäre Regime gehen davon aus, dass der Wahlakt selbst (wie in einer Demokratie) legitimitätsstiftend sein kann, er ist eher ein öffentlicher Beleg für die Legitimität, die auf anderen Ressourcen, wie Ideologie, Tradition, Religion oder wirtschaftlich-sozialer Entwicklung beruht.“ Mittel zur Machterhaltung sind neben der gezielten Wahlkreiszuweisung (um bestimmte Volksgruppen von Kandidatenplätzen fernzuhalten), vor allem erhöhte Kriterien der Wähler- und Kandidatenregistrierung, sowie Parteiverbote, Verhaftungen und Unterdrückung.

Vormarsch und Sieg der Islamisten

Nicht nur der Sieg der islamistischen Hamas in der PA versetzte die Welt in Schrecken, in nahezu allen arabischen Staaten sind mittlerweile Islamisten in den Parlamenten vertreten. Im Gegensatz zu den relativ kleinen Bewegungen der Säkularen, sind islamistische Verbände hochgradig organisiert und mit ausreichenden finanziellen Mitteln ausgestattet. Sie verfügen oft über einen großen Rückhalt in der Bevölkerung, da sie soziale Einrichtungen fördern und betreiben. Außerdem bieten sie aus Sicht der Einwohner die einzige Möglichkeit, das politische System moralisch zu erneuern, nachdem die eigenen Regierungen sich nicht um den Willen des Volkes kehren und dem Westen Doppelmoral vorwerfbar ist. „Staaten wie Syrien oder Jemen, in gewissem Maße auch Ägypten, konnten das soziale Versprechen der Modernisierung nicht erfüllen und sind zur Aufrechterhaltung der Regimestabilität auf massive finanzielle Zuwendungen der erdölexportierenden Golfstaaten, bzw. auf finanzielle und militärische Unterstützung durch den Westen angewiesen.“ Zudem fürchten die sunnitischen Machthaber der Golfstaaten die schiitischen Minderheiten viel mehr, als die sunnitischen oder wahabistischen Extremisten.

Wandel durch Wahlen?

Insgesamt beurteilt Christof Hartmann die politischen Entwicklungen der letzten drei Jahrzehnte in den arabischen Staaten vorsichtig positiv, seine optimistischen Formulierungen der Ergebnisse klingen jedoch oft besser, als es die Fakten hergeben, so z.B.: „Die auf westliche Demokratien bezogenen Funktionskataloge bleiben daher wichtige Orientierungspunkte. Andererseits müssen diese ergänzt werden, um die abweichende Funktionslogik von Wahlen in autoritären Systemen mit aufnehmen zu können.“ Der Autor bezeichnet auch schon den nicht gewaltsamen Herrscherwechsel als Konstitutionalisierungsprozess, auch wenn keinerlei Wahlen dazu stattfinden. Liest man jedoch sehr genau, so findet man zu nahezu jedem Fortschritt auch eine Einschränkung. So stellt Christof Hartmann durchweg eine Monarchisierung und Dynastisierung der Republiken fest oder erklärt, wie die islamische Methode der „Schura“ (=Beratung) das Prinzip der Wahlen umkehrt. Der Herrscher lässt sich via Wahlergebnis vom Volk beraten, entscheidet dann aber doch selbst.

Klein aber fein!

Das handliche Kleinformat des Büchleins und der Verzicht auf einen umfangreichen Apparat und Fußnoten können nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich bei „Wandel durch Wahlen?“ um eine durchaus anspruchsvolle Lektüre handelt. An der Grenze zwischen Sach- und Fachbuch anzusiedeln, bedient es eine Zielgruppe mit politischer Vorbildung, auch wenn die Sprache für sozialwissenschaftliche Laien verständlich ist. Auf 120 Seiten halten viel Empirie und Fakten den Inhalt sehr speziell – zum Vorteil für den Leser vom Fach! Insgesamt ist es eine kompetente und wichtige Studie, die auf zu viel wissenschaftliches Beiwerk verzichtet.

Juli 2007

Christof Hartmann: Wandel durch Wahlen? Wahlen, Demokratie und politischer Wandel in der arabischen Welt, Wiesbaden: Reichert Verlag, 2007, 120 Seiten, 9,90 €.

2.20 Jochen Hörisch | Die ungeliebte Universität / Theorie-Apotheke (Stephan Porombka)

I. Das Sachbuch als Liebeserklärung an die Universität

In seinen Vorschlägen für eine "einfache Universitätsreform", die Jochen Hörisch gerade in einem Essay über Die ungeliebte Universität veröffentlicht hat, denkt er auch über einen neuen Schlüssel zur Verteilung institutsinterner Finanzmittel nach. In den Genuss dieser Mittel soll nicht nur kommen, wer viel betreut und prüft, sondern auch viel publiziert: "[W]enn der eine jahrelang nicht und dann nur in einem so genannten Autorenverlag, der andere aber in bekannten Publikumsverlagen Vielbeachtetes veröffentlicht", dann soll letzterer natürlich noch einmal mehr bekommen.

Hörisch gehört zu den wenigen Professoren, die Vielbeachtetes in bekannten Publikumsverlagen veröffentlichen. Sein Essay ist in der Edition Akzente des Hanser-Verlags erschienen, ein Jahr zuvor, bei Eichborn, seine Theorie-Apotheke, die als "Handreichung zu den humanwissenschaftlichen Theorien der letzten fünfzig Jahre, einschließlich ihrer Risiken und Nebenwirkungen" gedacht ist. Für Eichborn hat er bereits seine Geschichte der Medien unter dem Titel Der Sinn und die Sinne geschrieben, die er im selben Verlag als Hörbuch gesprochen hat, bevor das Buch noch einmal bei Suhrkamp als Taschenbuch herausgekommen ist. Dort sind auch noch vier weitere Titel im Programm, die in jeder gut sortierten Buchhandlung stehen, insofern sie über ein Regal verfügt, das ausdrücklich für die Philosophie und die Geisteswissenschaften reserviert ist.

Mit dem institutsinternen Ranking, das Hörisch in seinem Essay über den Zustand der Universitäten eigentlich nur nebenbei einführt, lenkt er den Blick nicht nur auf seine eigene Schreibweise und Publikationsstrategie. Auch führt er für die Geisteswissenschaften eine Hierarchie ein, die bislang völlig undenkbar war: Gegen die frühere Selbstverständlichkeit, dass Geisteswissenschaftler "Fachbücher" zu schreiben haben, von denen vor allem die Kollegen profitieren, die neueste Ergebnisse der Forschung mit den Methoden und in der Sprache ihres Faches vorgestellt bekommen wollten, bevorzugt Hörisch das "Sachbuch", das im Publikumsverlag erscheint und sich folgerichtig an die so ge-

nannte breite Leserschaft wendet – wobei Kollegen natürlich ausdrücklich eingeschlossen sind.

Den eigentlichen Zweck dieser Umwertung deckt Hörisch in seinem Essay Schritt für Schritt auf. In der Auseinandersetzung um den Göttinger Universitätspräsidenten Kurt von Figura, der im November 2005 seine Professoren aus der Politikwissenschaft laut Feuilleton als "Feuilletonprofessoren" bezeichnet haben soll, weil sie sich ihren Bekanntheits- und Popularitätsgrad durch das Schreiben für Zeitungen (statt für Listen mit Forschungsliteratur) verdienen, bezieht Hörisch eindeutig Stellung. Wenn der Göttinger Präsident meint, solche Schwachstellen müssten "ausgemerzt" werden, dann schwächt er – laut Hörisch – vor allem die eigene Institution; wird doch mit den Beziehungen zum Feuilleton noch der letzte Übergang gekappt, der die geisteswissenschaftlichen Fakultäten mit den Medien verbindet, die längst die öffentliche Diskussionslage bestimmen. Wer in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird, verlässt den Bereich der Wissenschaft und muss sich dem Verdacht aussetzen lassen, die über die Medien erworbene Prominenz "stehe im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Prestige und ihrer Fachdisziplin".

Hörischs These ist klar: Erst wo dieses Verhältnis wieder umgekehrt und die Wahrnehmung in der Öffentlichkeit als Teil der wissenschaftlichen Arbeit verstanden wird, kann die Universität jenen gesellschaftlichen Geltungsanspruch zurückgewinnen, den sie (so erinnert sich Hörisch) am Ende der 60er und in den 70er Jahren gehabt hat. Da wurde nicht nur die "öffentliche Diskussionslage" aus den Hörsälen und Seminaren heraus bestimmt. Auch kam die intellektuelle Prominenz zu Besuch, um mit Studenten und Dozenten zu diskutieren. Weder schaut heute die Prominenz in der Universität vorbei, noch haben die Professoren den Drang, sich selbst intellektuelle Prominenz durch die Setzung von Themen oder die Einmischung in aktuelle Debatten zu verschaffen.

Folgerichtig sind für Hörisch erst einmal nicht der Aufsatz in der Fachzeitschrift oder die Monographie, sondern das Feuilleton und das Sachbuch die medialen Schnittstellen, über die sich zumindest ein Teil der Krise der Universitäten beheben lässt. Wer in Publikumsverlagen und damit für das Publikum schreibt, wendet sich nicht von der Universität ab, sondern leistet Schwerstar-

beit, weil er über die exemplarische Auseinandersetzung mit mehr oder weniger aktuellen Themen akademisches Image-Marketing betreibt.

Den Problemen in der Außendarstellung entsprechen die Probleme, den Betrieb auch nach innen so attraktiv zu gestalten, dass er von den Studierenden als Lebensort und nicht nur als mittlerweile teurer Aufenthaltsraum zwischen zwei biographischen Abschnitten verstanden wird. Der Medienprofessor stellt fest, dass sich die Dozenten zwar mit den neuesten Geräten ausgestattet haben, um mit der Mediengesellschaft irgendwie Schritt zu halten. Darüber erledigt aber hat sich offensichtlich das, was die Universität im Kern ausmacht: die Lebendigkeit der Präsentation und der Diskussion von Thesen.

Und auch hier gilt für Hörisch: Es ist nicht unbedingt das "Fachbuch", durch das sich diese Lebendigkeit so herstellt, dass sich die Studierenden gern an die Universität binden lassen. Auch hier kommen Feuilleton und Sachbuch ins Spiel, weil sie den komplexen Verhakelungen interner Richtlinien und Positionserangel entkommen und Schreibweisen und Publikationsformen für das Experimentieren mit Thesen zur Verfügung stellen. Hörischs Essay über die ungeliebte Universität ist in diesem Sinn eine Liebeserklärung, die, wie alle Liebeserklärungen, gleich doppelt zu lesen ist: Nicht nur ist wichtig, was gesagt wird. Wichtig ist ("vor allem", sagt der Romantiker – was man auch wiederum doppelt lesen muss) wie es gesagt wird. Der Essay als Form signalisiert intellektuelle Leidenschaft, das Sachbuch als Medium sichert öffentliche Aufmerksamkeit. Durch diese Verbindung entsteht eine Schlüsselfigur, deren Namen Hörisch selbst nicht nennt, den er aber als eine Art Heros im Blick hat, wenn er die Alma Mater retten will: den öffentlichen Intellektuellen, dessen Bildungsroman im ersten Teil in den geisteswissenschaftlichen Studiengängen und im zweiten Teil an einem Lehrstuhl einer Universität geschrieben wird, die für sich kulturelle Relevanz beansprucht. "Public Intellectual" könnte deshalb durchaus und ganz ernst gemeint ein Master-Studiengang heißen, der in dieser Universität platziert ist und in dem der Umgang mit Essays und Sachbüchern nicht mehr von Berührungssängsten und Abwehrzauber bestimmt ist.

II. Das Sachbuch als Liebeserklärung an die Studierenden

Wie dieser öffentliche Intellektuelle sprechen könnte, hat Hörisch, wen wundert, gleich selbst vorgeführt. Mit der Theorie-Apotheke liegt ein Sachbuch vor, das durchaus populär zu nennen ist: nicht (nur) weil es Fachwissen popularisiert, sondern weil es die Form aus der populären Sachbuch-Literatur leiht und auf ironische Weise für ein Spezialistenthema nutzt.

Der Untertitel zeigt an, aus welchem Bereich hier geliehen wird: aus der Ratgeber-Ecke. "Handreichung" wird das Buch genannt, die nicht nur über die wichtigsten Theorien informieren will, die in den Geisteswissenschaften in den letzten fünfzig Jahren debattiert worden sind, sondern auch über ihre "Risiken und Nebenwirkungen", die sie im Zuge dieser Debatten entfaltet haben. Und das alles von A bis Z: von der analytischen Philosophie und anarchistischen Erkenntnistheorie über Hermeneutik, Iconic Turn und Interdisziplinarität (für die er zwar ein eigenes Kapitel, aber nur mit 13 verächtlichen Zeilen übrig hat) bis zur System-, Totalitarismus- und Zivilisationstheorie.

Die "theoretische Entscheidung" die Theorien alphabetisch statt historisch, thematisch oder nach richtig und falsch zu ordnen, ist für Hörisch nicht nur durch die "abgeklärten und antihierarchischen Zeiten der Postmoderne" motiviert. Auch will er den Theorien wie Heilpflanzen im Apotheken-Buch eine lexikalische Ordnung geben, durch sie aufs Neue wieder frei kombinierbar und einsetzbar werden.

Dass die Beschäftigung mit Theorien den Anspruch auf eine ernsthafte Systematik ebenso verloren hat wie den Anspruch auf systematischen Ernst hat für Hörisch drei Gründe. Zum einen wechselt die Konjunktur von Theorien mittlerweile so schnell, dass man sich an keiner mehr so richtig festbeißen kann. Zum anderen haben die Theorien ihren einschüchternden Charakter gerade für jene verloren, die als "Nach-68er-Generation" ein ebenso entspanntes wie spielerisches Verhältnis zur letzten Grundlegung des eigenen Weltverhaltens haben.

Der dritte Grund aber ist der entscheidende. Mit ihm knüpft Hörisch direkt an das Thema an, mit dem er sich so ausführlich in seinem Essay über die ungeliebte Universität beschäftigt: "Die Universität und somit die altherwürdige

Stätte der Theorieproduktion [hat] ihre impulsgebende Funktion weitgehend verloren – vor allem an ‚die Medien‘.“ Die Erregungskurve der Theorien fällt parallel zur libidinösen Energie, die Studenten und Dozenten noch für das Studium, für die Forschung und die Lehre mobilisieren mögen.

Folgt man den Vorschlägen aus Hörischs Essay, hilft es nicht viel, dass man noch einmal die Spezialisierung des Themas erhöht und die Komplexität der Auseinandersetzung auf einen Grad hinaufschreibt, auf der sie unverständlich wird. Gesteigert wird damit nicht die Bereitschaft, sich mit humanwissenschaftlichen Theorien auseinanderzusetzen. Allenfalls festigt sich die Überzeugung, im Falle von verbissenen Theoretikern habe man es mit nerds zu tun.

Das A bis Z der Theorie-Apotheke löst Verspannungen dieser Art auf und sucht den Kontakt zu erfolgreicheren Medienformaten. Und so hält sich der Autor an die klassische Topik des populären Sachbuchs, wenn er erklärt, dass es ihm “um die pointierte, produktive Vereinfachungen nicht scheuende Darstellung von Grundgedanken“ geht. Und er schließt sich ebenso an die Topik des populären Ratgebers an, wenn er die Brauchbarkeit für die eigene Weltorientierung herausstreicht: Was die Apotheke anbietet, soll man eben aussuchen, mischen, einsetzen – und man soll schauen, was passiert. In diesem Sinn gibt sich Hörisch als guter Drogenberater, der den Novizen ein paar Tipps für ihren nächsten Trip gibt, dessen Gelingen davon abhängt, ob man sich die Mittel zur rechten Tageszeit, in der richtigen Dosis und in der angemessenen psychischen und kulturellen Verfassung verabreicht. Fröhliche Wissenschaft nennt der Drogenberater das und will doch von der Deformation durch die Spaßgesellschaft nichts wissen: Denn mit der Wirkung von Theorien wie mit Pflanzen zu experimentieren ist gerade deshalb fröhlich, weil es mit dem Spiel ernst macht und sich gerade nicht dem schlichten fun an der Selbstbetäubung hingibt.

Die Ironie mit der Hörisch dabei die Topik des populären Sachbuchs und des populären Ratgebers handhabt, trägt ihren Teil zum Gelingen des ernstesten Spiels als fröhlicher Wissenschaft bei. In ihr wird gleichsam das Spiel mit der Wissenschaft noch einmal gepaart, um eine Art romantische Form hervorzu- bringen, die ihren Gegenstand über ein unendliches Reflexionsspiel in Bewegung hält. Gerade weil sich die Form den großen Ernst spart, können die Leser den Umgang mit den Theorien wieder ernst nehmen.

Die Rolle des öffentlichen Intellektuellen, der hier spricht, ist damit relativ genau umrissen: Er verfügt (auch in komplexen Verästelungen) so weit über sein Thema, dass er es pointieren kann. Das erfolgt aber gerade nicht mit dem Bierernst des klassischen Intellektuellen, der seine Pointierung als letztgültige Stellungnahme inszenieren muss. Der öffentliche Intellektuelle von Hörischs Zuschnitt öffnet mit der Pointierung die Möglichkeit, über den Gegenstand experimentell zu verfügen, indem er selbst seinen Zugriff als Experiment vorstellt.

Auf diese Weise ergibt sich eine Lebendigkeit, die eben nur schwer durch das "Fachbuch" einzuholen ist, derer aber die Studierenden, die mit den humanwissenschaftlichen Theorien bekannt gemacht und für den weiteren Umgang mit theoretischen Texten interessiert werden sollen, unbedingt bedürfen. Ist der Essay über die ungeliebte Universität eine Liebeserklärung an die Alma Mater, so ist die Theorie-Apotheke als Liebeserklärung an die Studierenden geschrieben, denen Hörisch wünscht, dass sie studieren, um (endlich wieder) ihre eigenen Erregungskurven experimentell zu manipulieren.

Geschrieben hat Hörisch deshalb kein populäres Sachbuch, durch das dem so genannten breiten Publikum die Arbeit mit humanwissenschaftlichen Theorien näher gebracht werden könnte. Es ist aber ein Sachbuch, in dem das Populäre als Form zitiert wird, um einen Zugang für jene zu öffnen, die sich im Rahmen ihres Studiums den Umgang mit Theorien zumuten wollen. Man könnte die Form ein akademisch-populäres Sachbuch nennen. Hörisch ist nicht der erste, der eins geschrieben hat. Was allerdings noch geschrieben werden müsste, ist die Literaturgeschichte dieser Form, die immer wieder ihren kleinen, aber wichtigen Beitrag zur Rettung der Universitäten geleistet hat, weil sie schon in geringen Dosen von Depressionen befreit.

September 2006

Jochen Hörisch: Die ungeliebte Universität. Rettet die Alma Mater! Carl Hanser-Verlag, München 2006, 139 Seiten, 14,90 Euro.

Jochen Hörisch: Theorie-Apotheke. Eine Handreichung zu den humanwissenschaftlichen Theorien der letzten fünfzig Jahre, einschließlich ihrer Risiken und Nebenwirkungen, Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 2005, 322 Seiten, 26,90 Euro.

2.21 Cornelius Holtorf | Archaeology Is a Brand! (David Oels)

Immer wieder wird man als Sachbuchforscher nach der Zugehörigkeit von Büchern zu bestimmten Gattungen und Genres gefragt: Fachbuch, Roman, Jugendbuch, Ratgeber, Lexikon oder doch Sachbuch? In aller Regel sind diese Fragen mit einem Verweis auf unsere Arbeitsblätter zu klären (# 1, # 2, # 3, # 9 oder # 10) oder eben auch nicht zu klären, weil es sich um Grenzfälle oder Mischformen handelt, die wenig Signifikanz für das allgemeine Definitionsproblem beanspruchen können. Gelegentlich kommt es gar vor, dass besonders hinterlistige Zeitgenossen dem geneigten Forscher spitzfindig eine Falle zu stellen beabsichtigen. Etwa so: Sind denn nun Ratgeber Sachbücher? Und wenn nicht, was ist dann mit Paul Watzlawicks *Anleitung zum Unglücklichsein*? Oder so: Wenn Erich von Dänikens parawissenschaftliche Paläo-SETI-Hypothese sachbuchfähig sei, dann doch auch die gesamte Science Fiction... Im vorliegenden Fall jedoch liegt die Sache anders. Denn erstens wurde der Autor von Angehörigen bedrängt, zur Art seines Buchs Auskunft zu geben und hat darob vollkommen zurecht um Beistand gebeten. Die Gattungsfrage ist hier also kein Sandkastenspiel, sondern praktische Notwendigkeit. Und zweitens lässt sich an seinem Buch tatsächlich etwas für das Verständnis des Sachbuchs in der Gegenwart gewinnen. Aber der Reihe nach.

Bob der Archäologe

Der erste Eindruck ist alles andere als eindeutig. Dem seriösen Untertitel konkurriert nicht nur der seltsame Haupttitel, sondern auch die optische Erscheinung: bunter Umschlag, Cartoon auf dem Cover – ein an "Bob der Baumeister" erinnernder Archäologe präsentiert eine mannshohe rote Amphore, die mit weißer verschlungener Schrift beschrieben ist: "Archaeology – enjoy the past", und offenbar die Werbung für ein bekanntes Erfrischungsgetränk imitiert, auf der Rückseite fingierte Blurbs – z.B. "First rate, old boy, first rate! I never travel without my copy." Prof. E. Z. Kumango, Author of Treasure is Fun". Beim Durchblättern fallen dann Daumenkinos auf – ein unzufriedener Händler, der auf seinen "old pots" für £ 1 sitzenbleibt, wird im Verlaufe des Buchs zum fröhlichen Archäologen, der dieselben Gegenstände nun für £ 100 verkaufen kann – und auch viele weitere Cartoons, meist über Wissenschaftler und Ar-

chäologen, darunter auch rein illustrative Abbildungen, von denen ein inhaltlicher Bezug zum Thema nur beiläufig oder auch gar nicht erahnt werden kann.

Daneben die Leserleichterungen, die sich im Zeitalter der digitalen Druckvorstufen eingebürgert haben: allerlei Kolumnen und verschiedene hervorgehobene Kästchen mit mehr oder weniger Wissenswertem, Beispielen, Zitaten und Interviews, auch ein typographisch abgesetztes "travel log" einer "fact-finding mission" des Autors in Großbritannien. Sachbuchsignifikant ist zudem die demonstrative Verschwendung von Papier: der Satzspiegel füllt nicht einmal 50% der Seite, und knapp 100 Blatt bilden einen Buchblock von 16 mm Stärke. Ein Sachbuch also? (Womöglich gar ein Kinderbuch? Auf der Homepage des Autors nimmt eine offenbar sehr junge Leserin Stellung: *"This is possibly the best book I ever read. It has very nice pictures. I would recommend it for readers from about 17 months."*) [<http://web.comhem.se/cornelius/brand.html>]

Ist es ein Kinderbuch?

Keineswegs. Das Vorwort belehrt den mit den einschlägigen Definitionen Vertrauten sogleich eines Besseren: "My intended audience is professional archaeologists and others working in the (broadly defined) heritage sector as well as students studying fields such as archaeology, heritage, cultural studies or science studies." Mit dieser Ausrichtung erklärt sich das Buch zum Fachbuch, das sich – da sind sich Allgemeinlexika, Buchhandel und buchwissenschaftliche Fachpublikationen vollkommen einig – im Gegensatz zum Sachbuch an ein spezifisches, ein Fachpublikum wendet. Und in der Tat ist auch das inhaltliche Anliegen des Autors fachlich überaus ernsthaft. Denn nicht eine Darstellung der Archäologie in der Populär- oder Alltagskultur, von Heinrich Schliemann bis zu Lara Croft und Indiana Jones etwa, ist das Thema, sondern deren Bedeutung in Bezug zur und für die akademisch etablierte Archäologie. Ausgehend von dem oft artikulierten Bedürfnis der Archäologen sich und ihr Tun der sie bezahlenden und durch Gesetze schützenden Öffentlichkeit zu rechtfertigen einerseits und der ungeheuren Popularität der Archäologie (besonders signifikant etwa bei der 2002 "live" im Fernsehen übertragenen Öffnung eines 65 Meter langen Luftschachts in der „Königinkammer“ der Cheopspyramide) andererseits erkennt Holtorf ein durchaus verallgemeinerbares Missverständnis: "The issue is not how archaeologists can make those people who love Heinrich

Schliemann, Indiana Jones, Lara Croft and Time Team more interested in their own version of archaeology. The issue is rather what these popular figures can tell the professionals about popular themes and interests they need to address themselves. As a major report of the Economic and Social Research Council in the U.K. recently stated, the problem is not one of a lack of "public understanding of science" "but increasingly it is one of a lack of scientific understanding of the public."

Wissen popularisieren

Das Ergebnis dieses Missverständnisses und dieses Missverstehens ist, dass Wissenschaftler, wenn sie sich an die Öffentlichkeit wenden, ihr Wissen – ihr Fachgebiet, ihre Methoden und Ergebnisse – mit dem Ziel popularisieren, sich und ihre Sache verständlich zu machen. Und ihre Sache ist durchaus eine andere als ihr Publikum erwartet – in diesem Falle nämlich die ernsthafte Archäologie, die mit der abenteuerlichen Suche nach dem heiligen Gral, der Kokainanalyse von Pharaonenhaar und versunkenen Schätzen in der Karibik herzlich wenig zu tun hat. Die popularisierte Wissenschaft versteht sich in der Regel als eine Art Ein- und Hinführung zur institutionalisierten Wissenschaft. Sie ist Bildung, nicht Unterhaltung, reflektiertes Studium, nicht Erlebnis. Ihr nicht artikuliertes Ziel ist es, den Leser, Hörer und Zuschauer zu einer Art freilich minderwertigen Molekularbiologen, Astrophysiker, Kognitionswissenschaftler oder eben Archäologen zu erziehen. Und wenn das nicht gelingt, so ist man überzeugt, liegt das allemal am Publikum und dem, was es sich unter der jeweiligen Wissenschaft vorstellt, dem von den Massenmedien vermittelten falschen Bild der jeweiligen Wissenschaft.

Auf dieses Missverständnis aufmerksam zu machen und ihm abzuhelpen dient Holtorfs Buch. Und es tut das höchst überzeugend, überaus lesenswert und leserfreundlich: mit wissenschaftlichem Anspruch, aber ohne theoretischen Ballast und ohne belehrend-didaktische Herablassung; mit inspirierenden Ergebnissen (selbst für den Nicht-Archäologen), dabei aber stets persönlich engagiert, dosiert anekdotisch und gelingend anschaulich. Er beginnt mit dem erwähnten Travel-Log, in dem er sich auf eine einwöchige Suche nach Zeugnissen populärer Archäologie begibt, vom Lara Croft-Film bis zum "Day on the Dig" für £50. Im systematischen Teil untersucht er die Präsentation der Archä-

ologie in den Massenmedien verschiedener Länder und stellt die (wenigen) Studien vor, die sich mit der Frage auseinandersetzen: "What people are thinking about archaeology". Die Ergebnisse bündelt er im Kernkapitel zu vier Schlüsselthemen, die die Archäologie und den Archäologen in der Populärkultur attraktiv machen: "The A theme: the archeologist as Adventurer". Hierher gehört neben dem unvermeidlichen Indiana Jones etwa durchaus auch Thor Heyerdahl; "The D theme: the archaeologist as Detective", eine Verbindung auf die schon oft hingewiesen wurde, und die C.W. Ceram in *Götter, Gräber und Gelehrte* schon 1949 hervorhob." The R theme: the archaeologist making profound revelations", als deren prominentestes Beispiel die "Erich von Däniken-style archaeology" gelten kann, und schließlich "The C Theme: the archaeologist taking care of ancient sites and finds." Ein, im Gegensatz zum Abenteuerer, wachsendes Thema, gleichgültig ob es um Stonehenge oder die im Bagdad Museum bewahrten Artefakte geht. Vor allem aber: Holtorf hat seinen Fachkollegen etwas zu sagen und er sagt es deutlich, nämlich dass sie sich auf die Populärkultur einlassen sollten, selbst auf eine Fernsehserie, die alle Stereotype der Archäologie in der in der Populärkultur versammelt: von der gelingenden Zusammenarbeit verschiedener, stets ausgewiesener Spezialisten, über das Geheimnis, das es – in der Sendung – zu lösen gilt, bis zum Blick allein auf die bekannten und möglichst exotischen Schauplätze Machu Picchu, Angkor Wat oder Pompeji: "Let us just go for it and try to make this series happen, for its good to see that archaeology is in demand on TV. Let us celebrate the public understanding of archaeology." Und nicht zuletzt: lasst uns feiern, dass wir dafür bezahlt werden.

Die Konventionen des Fachbuchs verletzen

Was hilft das nun für die eingangs gestellte Frage nach der Gattungszugehörigkeit des Buchs? Zunächst lässt sich feststellen, dass Holtorfs unbedingt seriöses Anliegen keineswegs in der oben skizzierten Form vermittelt werden müsste, ja, dass diese die Ernsthaftigkeit seiner Botschaft geradezu ironisiert. Indem die Konventionen eines Fachbuchs verletzt werden, sozusagen eine Art Verfremdungseffekt erzielt wird, widerspricht die Form, oder neutraler: die Gestaltung im weitesten Sinne, dem Inhalt, der doch für eine klare Sache werben will. Das jedoch verweist auf etwas ganz anderes, nämlich auf die Misere des Fachbuchs

an sich und die wissenschaftsinterne Kommunikation. In den Naturwissenschaften schon längst abgeschafft (dort kommt es nur noch als Lehrbuch vor), mag in den Geisteswissenschaften zwar niemand auf das Buch verzichten, doch haben Druckkostenzuschüsse, die auch vom Fachpublikum unabhängig machen, und der Zwang zur akademischen Überbietung, bei dem zur Sicherheit Qualität durch Quantität ersetzt und fehlendes Erkenntnisinteresse und Mitteilungsbedürfnis durch Jargon kaschiert werden, die in großer Zahl auf den Markt geworfenen Produkte oft vollkommen ungenießbar gemacht.

Das vorliegende Buch ist nun nicht die Lösung dieses Dilemmas, macht aber darauf aufmerksam. Denn wer hätte nicht zuerst die Cartoons betrachtet, die Listen und Tabellen mit Archäologen in Filmen und Fernsehserien gelesen oder das Interview aus Monty Python's Flying Circus. Womöglich ist deshalb "the lack of scientific understanding of the public" ein Stückweit auch fehlendes der Wissenschaften selbst. Die Distanz zur Populärkultur mag der akademischen Selbstinszenierung dienen, ob aber nicht doch, um beim Beispiel zu bleiben, einen Schatz finden, ein Rätsel lösen oder zu einer ungewissen Reise in exotische Länder aufbrechen, Antriebsquellen auch für den akademischen Archäologen bleiben? Fachbüchern würde es ohne Zweifel gut tun, wenn sie mehr von den verborgenen Antrieben, von den persönlichen Interessen und den wie auch immer selbstironisch vorgetragenen Wünschen und Hoffnungen, auch den enttäuschten, der Beteiligten enthalten würden.

September 2007

Cornelius Holtorf: Archaeology Is a Brand! The Meaning of Archaeology in Contemporary Popular Culture. Illustrated by Quentin Drew. Oxford: Archaeopress 2007. £ 14,99.

2.22 Rolf Hosfeld | Operation Nemesis. Die Türkei, Deutschland und der Völkermord an den Armeniern (David Oels)

Es gibt Geschichten, die können und die müssen immer wieder erzählt werden. Dazu gehört zweifellos der Völkermord an den Armeniern im Schatten des Ersten Weltkriegs – der erste geplante, organisierte, rational und rationell

durchgeführte Genozid des 20. Jahrhunderts, unter stillschweigender Duldung des kaiserlichen Deutschlands. Immer wieder erzählt werden muss die Geschichte, weil nur stetige Aktualisierungen das Gedenken lebendig hält und immer wieder erzählt werden kann sie, weil das grauenhafte Geschehen, sich dem Verstehen entziehend, auf stets andere Art, stets einem anderen Narrativ folgend, erfahrbar gemacht werden kann, ohne sich allzu schnell zu erschöpfen. Doch birgt das natürlich auch Gefahren. Denn wer immer sich in eine Tradition einschreibt, erzwingt den Vergleich – und riskiert zu scheitern.

Kürzlich hat der Journalist, Filmemacher und studierte Germanist Rolf Hosfeld den 90. Jahrestag des Beginns der Verfolgungen am 24. April 1915 zum Anlass für ein Sachbuch über die Türkei, Deutschland und den Völkermord an den Armeniern genommen: "Talaat Pascha, der ehemalige Großwesir des Osmanischen Reichs, wurde am 15. März 1921 auf der Berliner Hardenbergstraße, Ecke Fasanenstraße erschossen." Damit beginnt das Buch. Was sich dort ereignete, war aber kein Raubmord, wie die Augenzeugen glaubten, sondern ein politisches Attentat, Teil der "Operation Nemesis" – so auch der Titel des Buchs. Und in der Tat wäre der von Exil-Armeniern organisierte Rachefeldzug an den Verantwortlichen für die Hunderttausenden Toten ein würdiger Rahmen für ein spannendes und aufwühlendes Sachbuch gewesen. Die Biographien der ermordeten bzw. entkommenen Täter, so wie die der Attentäter und ihrer Auftraggeber hätten gewiss eine Erzählung tragen können. Zusätzlich, auch das berichtet Hosfeld, rollte der Berliner Prozess gegen den Todesschützen von der Hardenbergstraße das gesamte Geschehen im untergehenden Osmanischen Reich zwischen 1915 und 1917 als Hintergrund auf. – Also hätte es die Chance auf die gleichsam zwangsläufige Verknüpfung der objektiven Daten und Zahlen mit je individuellen Schicksalen auf faktischer Grundlage gegeben. Ideal.

Leider verpasst Hosfeld aber die Gelegenheit zu einem spannenden erzählenden Sachbuch und versucht sich stattdessen in einer Art populärer Geschichtsschreibung. Allein der Pfarrer Richard Lepsius, Gegenspieler der türkischen wie auch der deutschen Verantwortlichen, der als Zeuge des Geschehens 1919 ein umstrittenes Buch "Deutschland und Armenien 1914-1918" herausgegeben hatte, wird hin und wieder als Protagonist herangezogen. Ansonsten vermittelt Hosfeld zwar einen Überblick, zeigt gesicherte Fakten her und macht den Ab-

lauf klar, aber allzu oft verliert er sich in die schlichte Aufzählungen der Ereignisse, die unverbundene Reihung von Tatsachen und die Schilderung einiger für den Leser in ihrer Bedeutung nicht recht zu durchschauender Details sowie allzu großer Zusammenhänge.

Das wird besonders deutlich, erinnert man sich an einen Vorläufer Hosfelds: Franz Werfels "Die vierzig Tage des Musa Dagh". Dort ist es im wesentlichen eine Dorfgemeinschaft, an deren verschiedenen Lebensgeschichten und Schicksalen die große Geschichte und das gewaltsame Sterben der armenischen Einwohner Kleinasiens anschaulich gemacht wird – so anschaulich, dass sich die beklemmende Handlungsunfähigkeit der meisten, der Zorn einiger und das Leid aller noch heute, neunzig Jahre nach dem Geschehen und 72 nach Erscheinen des Buchs bruchlos mitteilt. Deutlich wird an ein paar armenischen Dörfern im heutigen Syrien auch die Strategie der Türken, der behaupteten Umsiedlung, der schrittweisen Entmenschlichung ihrer Opfer und der gezielt eingesetzten Raub- und Mordlust der Bevölkerung. Den heutigen Leser lässt das ständig an den Holocaust denken – eine Analogisierung, die Rolf Hosfeld tunlich unterlässt.

Nun wird man einwenden, dass Werfel einen Roman geschrieben habe, Hosfeld dagegen ein Sachbuch und die Unterschiede zwischen beiden also zwangsläufige Gattungsunterschiede seien. Trotzdem lässt auch Werfel Richard Lepsius und die türkischen Entscheidungsträger in Istanbul auftreten, und das von ihm zugrunde gelegte Geschehen – dass etwa fünftausend Armenier sich auf dem Berg Mosis südlich des Golfs von Alexandrette verschanzten, einer türkischen Übermacht trotzten und schließlich von französischen Schiffen gerettet wurden – ist authentisch. Gleichwohl sind zweifellos große Teile des Buchs fiktiv – welche indes, hat die Forschung noch nicht abschließend untersucht. Sicher ist zumindest, dass die Armenier nicht vierzig Tage wie beim religiösen Werfel, sondern gänzlich unbiblische 53 auf dem Musa Dagh aushielten.

Womöglich wäre das der Weg zu einem großen Buch über das Thema zur hundertjährigen Wiederkehr 2015: Ein Sachroman, der Sachbuch und Roman einander annäherte und versuchte aus beiden das Beste zu vereinen. – Aus dem Roman die Anschaulichkeit und die emotionale Bindung des Lesers und aus dem

Sachbuch die durch Recherchen abgesicherte Faktizität und die dokumentarische Ästhetik.

Mai 2006

Rolf Hoffeld: Operation Nemesis. Die Türkei, Deutschland und der Völkermord an den Armeniern, Köln, Kiepenheuer & Witsch 2005, 368 S., 19,90 Euro
Franz Werfel: Die vierzig Tage des Musa Dagh. Roman, S. Fischer, Frankfurt am Main 2005, 992 S. 34,00 €.

2.23 Denis Johnson | In der Hölle (Jan Berning)

Zunächst ist da das ständige Rattern von Maschinengewehren im Hintergrund, das "giftige Gefühl der Angst", das durch die Stadt weht, "wie ein messbarer Wind". Dann die Gestalten: "Ein Mann, der mit einer Gitarre auf dem Rücken und einem geladenen Raketenwerfer auf der Schulter in alle Richtungen" zielend eine weinende junge Frau verfolgt, Typen mit "roten Augen und herunterhängenden Unterkiefern", die nicht wissen, ob sie in der nächsten Sekunde jemanden erschießen, dann aufgehackte "leere Dosen des Insektenvernichtungsmittels Pestall" in den Rinnsteinen, der Inhalt "von ausgehungerten Monroviern verschlungen, die das Etikett nicht lesen konnten".

Der Ex-Junkie

Drei Mal landet der amerikanische Schriftsteller Denis Johnson in dieser Hölle der afrikanischen Bürgerkriege in Liberia und Somalia. Johnson, laut Vorwort von Georg M. Oswald, ein "labiler Exjunkie", der "Mühe hat, seine fünf Sinne zusammenzuhalten und eher zu dunkler Lyrik als zu politischer Analyse neigt", geht für den New Yorker an Orte, an denen "gewöhnlich nur hochprofessionelle Journalisten" arbeiten, um drei der schlimmsten afrikanischen Massenmörder zu besuchen: den Rebellenführer Prince Johnson, der auf einer Pressekonzferenz einen Film von der Hinrichtung des Präsidenten Samuel K. Doe zeigt, "Warlord Mohamed Farah Aidid, der ein Massaker an pakistanischen UN-Soldaten befohlen hat" und "Charles Taylor, selbsternannter Präsident Liberias, von seinen Landsleuten 'Charles der Schlächter' genannt".

Der "Idaho White Boy"

Und Johnson kehrt wieder, mit drei Reportagen, die ihn selbst als hilflosen Familienvater in den Wirren des afrikanischen Krieges zeigen; als Journalisten, der um einen Blick hinter die Kulissen ebenso bemüht ist, wie um Übersicht; als ungeduldigen "Idaho White Boy", der immer wieder "die Nase voll" hat, von den ewigen Verzögerungen, Unwägbarkeiten, von den "stinkenden Füßen", der "unfassbaren Geduld", den "monotonen Männergesprächen und unechten Klamotten" seiner afrikanischen Begleiter. Nein, Denis Johnson ist nicht Peter Scholl-Latour und auch nicht Hemingway. Nicht messerscharfe politische Analysen oder spektakuläre Bilder des Grauens sind es, die die drei Reportagen zu dem verschmelzen, was sie sind: einem Reisebericht, der tiefer in die Hölle des Bürgerkriegs führt, sie erfahrbarer macht, als eine reine Analyse es je gekonnt hätte. Es ist die Figur Denis Johnsons, die Figur eines kriegsunerfahrenen, zivilisationsgeschädigten Amerikaners mit oft typisch westlichem Blick auf die Dinge, "der in einem fort lächelt und nickt und zu jedem der es hören will, ‚Salam‘ sagt: ein bisschen der Typ ‚dümmlischer Neffe‘", wie Johnson sich in einer Passage selbst persifliert.

Der Autor aus Wachs

Auf dieser Figur hinterlässt das Geschehen Eindrücke wie auf warmem Wachs, Eindrücke, an denen sich zeigt, wie wenig Johnson vermag, Leben zu retten, die Mechanismen zu verstehen, nach denen gehandelt wird oder einfach nur ohne fremde Hilfe wieder aus dem Land heraus zu kommen. Denis Johnson spielt mit seiner Figur, dem Ich-Erzähler, beobachtet sich selbstironisch beim Beobachten des fremden Kontinents. Er etabliert sich in der dritten Person, wie die Afrikaner ihn sehen mögen, um dann in die Innenansicht zu schwenken und etwa seine Wut über die Willkür auszudrücken, die sich sowohl in den Entscheidungen der Kriegsmächtigen, als auch im afrikanischen Amtssystem manifestiert. "So läuft das hier in Afrika, was getan wird ist das Ergebnis von Überlegungen, die mit Logik oder Zweckmäßigkeit nicht das Geringste zu tun haben", urteilt er an einer Stelle. Während es in "Bürgerkrieg in der Hölle" die Rücksichtslosigkeit Prince Johnsons gegenüber seinen politischen Gegnern ist, ist es in "Ein Anarchistenführer durch Somalia" die Willkür mit der sich "Nationalstaaten in Stammeskonflikte einmischen". In "Die Kindergarde" wird er

selbst Opfer der Eigenmächtigkeit Charles Taylors, der ihn auf eine Odyssee durchs Land schickt. Johnson kommt schließlich auf einer Art Farm an und bemerkt erst nach mehreren Tagen, dass er gefangen genommen worden ist.

Der Journalist

Die Lakonie, mit der Johnson das Grauen in Worte fasst, etwa wenn er überlegt, ob der "geheime Weg zum Glück darin" liegt, "eine Menge toter Menschen zu kennen", die schnörkellosen Beobachtungen und pointierten Zusammenfassungen der politischen Situation lassen den Bürgerkrieg umso dramatischer wirken, je mehr sich Johnson bewusst wird, dass auch er eine Rolle spielt in diesem System, dass ein falsches Wort von ihm Menschenleben kosten kann.

Und natürlich gibt Johnson auch Hintergrundinformationen, geht vom Großen ins Kleine, berichtet im einen Absatz von den Strategien Taylors, von den Verbindungen zwischen den Politikern, den geschichtlichen Zusammenhängen, um im nächsten Moment wieder vor Ort zu sein und das gruselige Bild von den "mit Spielzeugwaffen vor den durchlöcherten Häusern" stehenden Kindern zu beschreiben, so dass schließlich ein Sog entsteht, aus Bildern, Informationen, Figuren, der einen durch diese Hölle zieht und ähnlich verstört und zwiespältig zurücklässt, wie den Autor des Buches, Denis Johnson selbst.

Februar 2007

Denis Johnson: In der Hölle. Blicke in den Abgrund der Welt, Berlin: Tropen-Verlag, 2006, Deutsch von Bettina Abarbanell. Mit einem Vorwort von Georg M. Oswald, 192 Seiten, 18,80 €.

2.24 James Kakalios | Die Physik der Superhelden (Andy Hahnemann)

Ende der achtziger Jahre eroberte ein Held die Fernsehlandschaft, der nicht nur die Jugend sondern auch ihre Physiklehrer bezauberte. Allein mit Schweizermesser und Klebeband bewaffnet, befreite er sich zum Höhepunkt jeder Folge aus den kniffligsten Situationen, indem er dank seiner profunden naturwissenschaftlichen und technischen Kenntnisse Feuerlöscher in gefährliche Bomben oder einen Gummischlauch und ein paar Kopfhörer in ein Stethoskop verwan-

delte. Für zahlreiche Jugendliche war MacGyver lange Zeit der einzige sozial akzeptierte Zugang zur Welt der experimentellen Physik – ein früher Held der “Cool Physics”-Bewegung, jener Popularisierung physikalischen Wissens, die sich durch die narrativ aufbereitete Inszenierung atemberaubender Effekte oder durch verständliche Erklärung von faszinierenden Naturerscheinungen hervor- tut. Verstärkt versuchen Autoren von Physik-Sachbüchern, ihre Klientel durch den Anschluss an die Medienwirklichkeit zu erreichen. Heutzutage lassen sich Grundkenntnisse der Naturwissenschaft über die Physik in “Star Trek”, “Star Wars”, den “X-Files” oder “Harry Potter” erwerben. Oder eben aus Comics. “Alles, was ich über Naturwissenschaften weiß, habe ich aus den Comics ge- lernt” hieß die populäre Einführungsvorlesung in experimenteller Physik des Professors James Kakalios, aus der sein Buch “Physik der Superhelden” her- vorgegangen ist. Konzipiert ist das Buch für den interessierten Laien, “der ei- nen relativ schmerzlosen Weg sucht, sich mit den physikalischen Gesetzmäßig- keiten vertraut zu machen”, und dementsprechend systematisch ist es aufge- baut. Ein wenig über die klassische Mechanik ist zu lernen, einiges über das Wesen der Energie und ausgewählte Einzelheiten der ‘modernen’ Physik wer- den vorgestellt; man kann lernen, was den Doppler-Effekt ausmacht und wa- rum Elektrizität und Magnetismus Komplementärphänomene sind. So weit, so uncool, zumal Kakalios seinen Lesern sogar ein wenig Algebra zumutet und ihnen die eine oder andere Formelrechnung nicht erspart.

Magneto und Faraday

Der Charme des Buches liegt natürlich woanders, denn neben den üblichen Beispielen aus der Alltagswirklichkeit seiner Leser (“Stellen Sie sich vor, ein Nagel würde mit einem Hammer in ein Stück Holz getrieben...”) ist es die Welt der Superhelden, die ihm als Reservoir von Bildern und Geschichten dient. So wird das Prinzip der Energieerhaltung an “Flash”, dem roten Blitz, erklärt, während “Atom” die Bewegungen der Kleinstmaterie erkundet oder die Gemeinheiten des Erzbösewichts “Magneto” – ein intimer Feind der X-men – im Kontext des Faradayschen Induktionsgesetzes diskutiert werden. Die An- schaulichkeit der Beispiele ergibt sich dabei nicht aus einer Nähe zum Alltag, sondern gerade aus einem gedankenspielerischen Kurzschluss zwischen phan- tastischer Fiktion und der in ihrer Abstraktheit ebenso lebensfernen Physik.

Die Was-wäre-wenn-Konstruktion, Physik wie Comicliteratur gleichermaßen nicht fremd, funktioniert dabei als Relais zwischen Wissenschaft und Phantastik. Was wären die Folgen für unser Gehör, wenn wir uns zu Ameisengröße schrumpfen lassen würden? Und wäre es möglich, dass wir, einmal so weit geschrumpft, immer noch die Kraft aufbrächten ein Loch in eine Papiertüte zu schlagen – wie „Ant-Man“ der sich so aus einem Staubsaugerbeutel befreit?

Geht das überhaupt?

Der Trick dabei ist wohl, dass die wesentlichen Bilder und Geschichten auf eine biographische Epoche der Leser verweisen, in der sich das Wissen von der Welt gebildet hat, und so die Neugier, aber auch die Irrtümer, Phantasien und Wünsche aufgerufen werden, die die ersten intellektuellen Zugänge zur Wirklichkeit begleitet haben. Das naiv-kindliche Staunen, aber auch die Skepsis gegenüber allzu großen Übertreibungen werden wieder aufgenommen, und besonders die alles entscheidende Frage: „Geht das überhaupt?“ wird, wenn auch jetzt mit der ironischen Abgeklärtheit des Alters, und offenbar für ältere Leser, ein für alle mal beantwortet. An den besten Stellen des Buches gelingt es Kakalios, mit dem Wissen des Physikers eine neue Perspektive auf die Geschichten selbst zu eröffnen. Die Comicliteratur dient dann nicht nur als Illustrationsmaterial physikalischer Gesetzmäßigkeiten, sondern die in ihr schlummernden Interpretationsspielräume werden augenzwinkernd (aber streng wissenschaftlich) ausgefüllt. Physikalische Rechnung und narrative Dynamik finden zueinander, wenn etwa allein aus der Sprunghöhe des jungen Superman mit Hilfe der von Newton entdeckten Gesetzmäßigkeiten nicht nur die ansonsten unbekannte Größe und Dichte seines Heimatplaneten Krypton berechnet werden, sondern auch der Grund seines Untergangs entschlüsselt werden kann.

Gwen Staceys Tod

Oder, darauf ist Kakalios ganz zu Recht stolz, wenn die genaue Todesursache von Gwen Stacey mit 30 Jahren Verspätung doch noch aufgeklärt wird. Peter Parkers Freundin (und wer jetzt nicht weiß, dass von Spiderman die Rede sein wird, dem sei an dieser Stelle vom Kauf des Buches abgeraten) wurde nämlich einst in der Ausgabe 121 (1973) vom Grünen Goblin von der Spitze der George-Washington-Brücke geworfen. Spiderman gelingt es zwar, die fallende

Gwen mit seinem Netz aufzufangen, bevor sie auf der Wasseroberfläche aufschlägt. Als er sie aber endlich in den Armen hält, muss er feststellen, dass sie schon tot ist. Und der hämische Goblin ruft ihm zu: "Sie war schon tot, bevor dein Netz sie überhaupt erreicht hat! Ein Sturz aus dieser Höhe würde jeden umbringen – noch bevor er den Boden berührt!". Dass der Goblin hier irrt, wird von Kakalios in einer schönen physikalisch-hermeneutischen Operation ganz zweifellos nachgewiesen, und ihre wahre Todesursache hat er per Leserbrief dem Marvel-Team auch schon mitgeteilt. Die Gwen-Stacey-Geschichte ist eine der bekanntesten Episoden im Spiderman-Universum und wie gerade bekannt wurde, bildet sie den Plot des dritten Spiderman Films, der Anfang nächsten Jahres herauskommen wird. Nicht nur die Fans von Spiderman und James Kakalios, sondern auch die Sachbuchforschung erwartet mit Spannung eine Antwort auf die Frage: Wie wird Gwen Stacey sterben?

November 2006

James Kakalios: Die Physik der Superhelden, Hamburg: Rogner und Bernhard 2006, 471 S. 29,90 Euro.

2.25 John Kotter, Holger Rathgeber | Our Iceberg is Melting (Erhard Schütz)

Selbst Pinguine tun es. Und eine Viertelmillion Menschen haben sich bisher das Buch dazu gekauft. So effizient kann Wandel sein. Das zeigt uns John Kotter, nach eigener Aussage der change guru der Harvard Business School. Sein Buch *Leading Change* ist über eine Million mal über den Ladentisch gewechselt. Ein überzeugender Beweis. Auftritt Holger Rathgeber, the modern global manager, ein Frankfurter, na, wer sagt's denn! Er hatte die Idee mit den Pinguinen, deren Eisberg schmilzt.

Wechseln und es unter jedweden Bedingungen schaffen – die Pinguine machen es uns vor. In einem Exemplar der neuen Management-Literatur, das als besonders leserfreundlich gilt. Will heißen, auch Kinder, Leseungeübte und Pinguine können es umstandslos verstehen. Tatsächlich. Wo anders sollten Fabeln angebracht sein als im fabelhaften Bereich der Management-Literatur, dem wohl bizarrsten Blending von Phantasie und Philosophie, Kalendergeschichten,

Katechismen und Kauderwelsch? Kaum könnte der Polytheismus der Monotheismen deutlicher werden als hier: Im Zentrum steht immer der einzelne, der Visionär, der Leader – und das jedes Jahr neu und austauschbar wie ein Fußballtrainer. Der Managementprofessor als role model. Oder eben Fred, der Pinguin, der, während die anderen so herumstehen oder Futter suchen, das Meer beobachtet und dabei bemerkt, daß der Eisberg schmilzt. Doch keiner will's wissen. Auch das gehört zur Auserwähltheit. So sucht er sich einen potentiellen Adepten im Establishment. Alice, eine aus dem Führer-Rat der Zehn. Mit ihr taucht er in die tiefen Kavernen, die es bereits im Eisberg gibt. Wenn das Wasser darin im arktischen Winter friert, sprengt es den Eisberg auseinander. Schon ist sie überzeugt. Pragmatische Frauen sind so. Eine Arbeitsgruppe wird eingerichtet, natürlich ein Professor darunter. Zu Illustration wird ein Modell des Eisbergs gebastelt, obwohl Pinguine keine gegenüberliegenden Daumen, ja – recht besehen – gar keine haben! Dann wird eine Flasche durch gefrierendes Wasser zum Platzen gebracht. Das Experiment überzeugt. Aber was tun? Natürlich! Ein Expertengespräch. Mit einer Möwe. Idee: Nomadisieren. That's it! Die Möglichkeit eines neuen, vom bisherigen völlig verschiedenen Lebens! Wir stellen uns der Tatsache, daß das, was uns unterhält, nicht ewig hält. Aber dazu müssen wir wissen, wer wir wirklich sind: Respektieren wir uns gegenseitig? Ja! Halten wir Disziplin hoch? Ja! Haben wir ein starkes Verantwortungsgefühl? Ja! Fühlen wir uns einem großen Stück Eis verpflichtet? Nein! Wir sind nicht der Eisberg, wir leben bloß gerade hier. Also ganz einfach, ein neuer Eisberg muß her. „Eine nomadische Kolonie... Frei, mit keinem festgelegten Heim. Wir können von den Möwen lernen.“ Scouts werden ausgeschickt, den neuen Eisberg zu finden. Aber wer ernährt zwischenzeitlich deren Familien, wo doch Vögle ihre Nahrung strikt nur mit ihren Kindern teilen? Gut, daß es die gute alte amerikanische Einrichtung der Heroes Day Celebration gibt! Zwei Fische Eintritt pro Erwachsenen. Die werden umverteilt.

Die Scouts sind mittlerweile fündig geworden. Umzug.

Doch jetzt nur nicht aufgeben, indem man wieder heimisch werden will! Denn im nächsten Jahr werden sie einen noch besseren finden, und im übernächsten, und...

Traditionen sterben einen langsamen Tod. Kultur verändert sich bei Pinguinen ebenso schwierig wie unter Menschen. Aber das Kapital nomadisiert es uns vor. Und wir hinter ihm her. So ist alles lösbar, ob die Erde ersäuft oder der Kühlschrank leckt. Wir siedeln um und kaufen neu. Nur nicht die alten Ideen pflegen! Außer, man hat eine einzige Management-Idee, die man möglichst lange von Buch zu Buch nomadisieren lassen will. Da wäre nun als nächstes ein Online-Game sehr zu empfehlen. Das können auch Kinder und Inder, einfach alle spielen. Linuxmäßig genug sehen die Illustrationen ja schon aus.

Für jene, die aus ihrem schmelzenden in ein Erfolgsbuchautor-Leben wechseln wollen, hier noch einmal die acht Regeln der Pinguine:

1. Regel: Erzeuge ein Gespür für die Dringlichkeit eines Wandels.
2. Regel: Betraue eine sorgfältig ausgewählte Gruppe mit der Verantwortung, den Wandel herbeizuführen.
3. Regel: Finde eine vorstellbare Vision der besseren Zukunft.
4. Regel: Kommuniziere die Vision so, daß andere sie verstehen und mitmachen.
5. Regel: Beseitige möglichst viele Hindernisse, damit die anderen handeln können.
6. Regel: Erzeuge ein schnelles Resultat, damit die anderen ein Erfolgsgefühl haben.
7. Regel: Laß nicht nach, bis die Vision Realität ist.
8. Regel: Stelle sicher, daß die neue Kultur die alten Traditionen völlig ersetzt hat. Vielleicht nehmen wir sicherheitshalber eine weitere, ganz alte Regel dazu, auch wenn sie schon lange nicht mehr auf ihre Effizienz hin geprüft wurde. Also
9. Regel: Alle paar Minuten einen joke! Z. B. ein dumme Idee, wie den Eisberg mit Fischleim zu kleben. Oder einen Pinguin von Kabel-TV träumen lassen. Oder die Möwe das Herz eines Texas oilman haben zu lassen. Uns wird schon was einfallen! Schließlich eine letzte, also magische
10. Regel: Es kann gar nicht dünn genug sein!

Viel Erfolg ihr kapitalen Pinguine!

November 2007

John Kotter a. Holger Rathgeber: Our Iceberg is Melting. Changing and Succeeding Under Any Conditions, New York: St Martin's Press 2006 [auch: London: Macmillan 2006], 147 Seiten. Dt: Das Pinguin-Prinzip. Wie Veränderung zum Erfolg führt, München: Droemer/Knaur, 2006, 160 Seiten, 14,90 Euro.

2.26 Erwin Krottenthaler, Claudia von See (Hg.) | Von Science zu Fiction. Wissenschaft mit anderen Worten (Stephan Porombka)

Das Stuttgarter Literaturhaus organisiert seit 5 Jahren Schreibwerkstätten für Jugendliche. Im Angebot sind die Klassiker des Kreativen Schreibens: Lyrik, Prosa, Reportage und Drama, dazu – als Einübung in neuere Formen der populären Kultur – Rap und Comic. Seit dem Frühjahr 2003 steht auch das Schreiben über Naturwissenschaften auf dem Werkstattplan. Science & Fiction heißt das Projekt, und mit dem Titel ist bereits die Schreibrichtung bestimmt. Zuerst kommen die Wissenschaften, dann kommt die Literatur. Erst die Fakten, dann die Fiktion. Jetzt haben Erwin Krottenthaler und Claudia von See als Organisatoren dieses Projekts einen Band herausgegeben, in dem die Basistexte und die Ergebnisse der ersten Kurseinheiten dokumentiert sind: Von Science zu Fiction. Wissenschaft mit anderen Worten.

Die Teilnehmer, so heißt es dort, sollen „sowohl naturwissenschaftliche Sachverhalte in ihrer Komplexität erfassen als auch zu den angesprochenen Themen eigene Texte schreiben“. Ausgangspunkt ist die Überzeugung, dass über „Literatur, Musik, Film oder Theater [...] naturwissenschaftliche Themen einem breiten Publikum zugänglich gemacht werden [können]. Die Wirkung der entsprechenden Werke reicht von der Vermittlung naturwissenschaftlicher Inhalte bis zur kritischen Auseinandersetzung mit damit verbundenen ethischen und philosophischen Fragestellungen.“

Also zuerst die Fakten. Ralf Dahm, Forschungsgruppenleiter in der Abteilung Neuronale Zellbiologie am Zentrum für Hirnforschung der Medizinischen Universität von Wien, skizziert auf zehn Seiten eine „sehr kurze Geschichte der Entwicklungsbiologie“. Hans Günter Gassen, bis vor kurzem noch Leiter

des Fachgebietes Biochemie an der TU Darmstadt, schreibt über „Dein Gehirn, das unbekannte Wesen“. Ein Chefarzt referiert über die „Pathologie im Wandel“, ein Zoologe über den „Fußboden im Literaturhaus: 150 Millionen Jahre alte Fossilien im Treuchtlinger Marmor“ und über die Schwierigkeiten, eine scharfe Grenze zwischen Tier und Mensch zu ziehen.

Auf diese Beiträge, die während der Seminare mit Wissenschaftlern diskutiert und um die Lektüre von Zeitungsartikeln ergänzt wurden, antworten die Texte der Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Sandra Schneider, 20 Jahre, setzt ein kleines Gespräch zwischen zwei Zellen in Szene, „Ort: Eine Blutbahn“. Franziska Rost, 15 Jahre, lässt einen Zebrafisch als „Held der Petrischale“ aus der Ich-Perspektive erzählen. Rainer Engelken, 19 Jahre, protokolliert das „Stammischgeplauder im siebten Himmel“ zwischen einem Tyrannosaurus, einem Stegosaurus und einigen anderen Verwandten: „Mal ganz langsam, Tyranny, ein alter Flugsaurier ist keine Concorde“.

So ist die Fiction, die hier auf die Science antwortet, durchweg eine, mit der das jeweilige Thema in eine kurze Sinngeschichte übersetzt wird („So lange wir unseren Planeten nicht zerstören, ist noch alles offen“). Meist sind es humoristische Dialoge, in denen etwa „Dr. Dr. Reptil“ auftritt, der Gorilla mit dem Menschen streitet, Forscher in imaginierten Alltäglichkeiten ihre Forschungsergebnisse erklären müssen (Charles Darwin und seine Schwiegermutter) oder die Gegenstände selbst zur Sprache kommen („ich armer Ammonit“). Im Vordergrund fast aller Texte steht ein etwas hölzern wirkendes didaktisches Moment. Literarisierung dient durchweg der Modellierung exemplarischer fiktiver Settings, in denen wissenschaftliche Inhalte so aufbereitet werden, dass sie einfacher zu verstehen sind. Folglich geht es nicht um die Frage nach dem Status der Wissenschaft oder der Literatur. Es geht um die popularisierende Darstellung wissenschaftlicher Ergebnisse, die selbst wiederum populärwissenschaftlichen Darstellungen oder Schulbüchern entnommen sind.

Es ist diese Ausrichtung des Projekts, die den Abdruck der so genannten „Gastbeiträge“ ein wenig aufgesetzt erscheinen lassen. So spricht der legendäre Autor und Chemiker Carl Djerassi als Gast über seine literarischen Strategien, „Naturwissenschaften in das Bewusstsein [zu] schmuggeln“. Ernst Peter Fischer, der es mit seinen populären Sachbüchern problemlos in die Bestsellerlis-

ten schafft, erklärt, warum Wissenschaft immer auch Fiktion ist und die Literatur braucht. Schließlich lobt die Schriftstellerin Ulrike Draesner (die im Buch, wie alle Autoren, der Wissenschaftlichkeit halber mit Titel vorgestellt wird: „Dr. Ulrike Draesner“) den Reichtum, der sich durch Schriftlichkeit herstellt und der aus möglichen Lesbarkeiten von dem besteht, was sie mit Worten fixiert. „Ich aber schaue lieber über den Tellerrand. Exakt dafür ist nach meinem Verständnis Literatur gemacht. Ich, als Autorin, fahre los. Jeder, der später einsteigt und sich auf die Lesereise einlässt, folgt auf seinem eigenen Weg.“

Dass die Werkstatttexte all das nicht mal im Ansatz einlösen, liegt keineswegs am Alter der Teilnehmer. Es liegt am Programm der Werkstatt. Weder ist das Ziel, ein Gefühl für die Literarisierung, Narrativierung und Popularisierung der Wissenschaften zu entwickeln, noch geht es darum, die Eigentümlichkeit (im Sinne Draesners: den „Reichtum“) der Wechselbeziehungen von Science und Fiction zu erforschen. Vielmehr sollen die Jugendlichen soweit für Themen interessiert werden, dass sie den Stoff besser begreifen, der in der Schule unterrichtet wird. „Hierbei werden Fakten mit der eigene Phantasie und den eigenen Vorkenntnissen verknüpft“, schreibt eine Biologielehrerin, die mit ihren Schülern am Projekt teilgenommen hat. „Auf diese Weise wird neu Gelerntes im Langzeitgedächtnis abgespeichert.“

Umgesetzt wird damit ein in der Schule weit verbreitetes Konzept des Kreativen Schreibens, das bei der Erfüllung des Lehrplans helfen mag, dem Verständnis (und der Operationalisierung) der Literatur oder der Wissenschaften aber kaum. Fiction wird als pädagogisches Gleitmittel eingesetzt, und Science erscheint vor allem in ihren Resultaten. Dass das Schreiben eingesetzt werden kann, um nicht nur Ergebnisse zu verdoppeln, sondern sich überhaupt erst einmal mit Notizen und Skizzen, mit kleinen Porträts und der Beschreibung von Eindrücken und dem Protokollieren von Szenerien den eigentümlichen Wirklichkeiten der Wissenschaften zu nähern (ihren Laboratorien, ihren Experimenten, ihren Sprachregelungen, ihren Ordnungszwängen, ihren präparierten Gegenständen, ihren habituellen Grundmustern) – all das kommt dabei nicht in den Blick. Auch wenn man sich auf Kreativität beruft: In einer solchen Werkstatt lernt man nicht, Wissenschaft aufmerksam zu beobachten und durch die Erfindung neuer Strategien zu beschreiben. Die Teilnehmer werden vor

allem darin geschult, Fiktionen zu erfinden, mit denen wissenschaftliche Topoi bestätigt werden, bevor man überhaupt etwas von ihren Entstehungsbedingungen versteht.

Würde man aber genau das vermeiden wollen, müsste man sich an ein Konzept des Kreativen Schreibens halten, dass sich der Erfahrung von Wirklichkeit verpflichtet, statt reflexartig auf die vermeintlich kreative Erfindung von Fiktionen zu setzen. Ein Werkstattplan dafür sähe wohl anders aus: Die Teilnehmer hätten sich der Fremdartigkeit der Wissenschaften auszusetzen. Sie müssten sich in Laboratorien begeben, von denen sie vorher nicht wissen, was in ihnen erforscht wird. Und sie müssten Wissenschaftler begleiten und interviewen, die sie vorher noch nie gesehen haben. Sie würden die abstrusesten wissenschaftlichen Bücher aus den letzten Jahrhunderten wie Zauberbücher lesen, deren Formeln sie nicht entziffern können, aber doch entziffern müssen. Und für all dieses Fremde und Unbekannte müssten sie Beschreibungsstrategien – und das heißt: Erzählweisen – erfinden, die helfen, überhaupt erst einmal zu verstehen, was da eigentlich vor sich geht. Zu übersetzen wären dann nicht fertige Ergebnisse. Mitzuteilen wären in den Texten die Versuche, sich den Wissenschaften nähern kann.

Denkt man über Seminare nach, die Jugendliche in die Recherche- und Erzählprinzipien des Wissenschaftsjournalismus oder des populären Sachbuchs einführen (und sie nicht auf den schulischen Lehrplan verpflichten), sollte man sich versuchsweise an diese – der Wirklichkeit zugewandten – Seite des Kreativen Schreibens halten. Denn erst auf diese Weise könnte man das Zusammenspiel von Science und Fiction in ein ernsthaft experimentelles verwandeln, in dem sich etwas über die Paradoxien des Erzählens von Wirklichkeit lernen und problematisieren ließe.

Der Entwurf eines solchen Gegenkonzepts soll allerdings das Verdienst der Stuttgarter Werkstätten nicht wirklich schmälern. Der Versuch, der dort unternommen wurde, ist sehr genau durchdacht und mit großem Engagement durchgeführt. Und der Band, den die Organisatoren zur Dokumentation des Science & Fiction-Projekts herausgebracht haben, legt das gesamte Verfahren so offen, dass er Diskussionen über die Ausrichtung von Schreibprojekten, die sich im weitesten Sinn mit Naturwissenschaften beschäftigen, überhaupt erst

einmal anstoßen kann. So werden von den Herausgebern nicht nur die Arbeitstexte, die Diskussionsbeiträge und die Ergebnisse der Teilnehmer dokumentiert. Im letzten Abschnitt des Bandes sind auch Erfahrungsberichte abgedruckt, in denen die Organisatoren und Leiter der Schreibwerkstatt das ganze Unternehmen Revue passieren lassen und konkrete Probleme und Lösungsvorschläge benennen.

Herausgekommen ist also ein Arbeitsbuch, das all denen, die Seminare zur Einführung in den Wissenschaftsjournalismus oder das populäre Sachbuch durchführen, genug Stoff zur Auseinandersetzung gibt. An der Konzeption des Bandes werden sich deshalb auch all jene orientieren müssen, die andere Schreibkonzepte für wünschenswerter halten.

Mai 2006

Erwin Krottenthaler, Claudia von See (Hg.): Von Science zu Fiction. Wissenschaft mit anderen Worten, S. Hirzel-Verlag, Stuttgart 2006, 160 S., 19,80 €.

2.27 Sabine Kuegler | Dschungelkind und Ruf des Dschungels (Markus Schmidt)

Sabine Kueglers Kindheitserinnerungen als „Dschungelkind“ im indonesisch beherrschten West-Papua wurden in der Taschenbuchausgabe mit dem Aufkleber „Der Weltbestseller!“ beworben und in zahllosen Talk-Shows und in der Sensationspresse jahrelang breitgetreten, was unbefriedigte Sehnsüchte nach natürlichem, unverfälschtem Leben und echtem, unzivilisiertem Erlebniswert in einer von sich selbst offenbar gelangweilten Gesellschaft vermuten lässt. Es ist eines der prominentesten Beispiele des autobiographisch-exotistischen Sachbuchs der letzten Jahre, ein Steady-Genre, das immer noch boomt, u. a. mit Bestseller-Autorinnen wie Stefanie Zweig, Waris Dirie und Kuki Gallmann oder Erfolgstiteln wie *Die weiße Hexe* von Ilona Hilliges und *Die weiße Massai* von Corinne Hofmann, deren Erzählungen sich allerdings alle in Schwarzafrika abspielen, das seit Jahrhunderten die wohl beliebteste Projektionsfläche für europäische Aussteiger- und Abenteuerphantasien nach dem Wilden Westen darstellt.

Kueglers einzigartige Geschichte erzählt von ihrer Sozialisation im Dschungel Irian Jayas zwischen den Jahren 1977 bis 1989. Aufgewachsen als Tochter eines Missionars- und Linguisten-Ehepaares, schildert sie ihre exotische und aus westlicher Sicht unwirtliche und bedrohliche Umgebung nicht nur als völlig normal und geschützt, sondern als nahezu paradiesisch. Ihr freies und wildes Leben im Umkreis des gerade erst entdeckten Stammes der Fayu beschreibt sie als ewigen Glücks- und Abenteuerzustand. Ähnlich wie bei dem ebenfalls relativ handlungsarmen Befindlichkeits- und Zustandsroman *Robinson Crusoe*, den Arno Schmidt einst gegen die aktionsgeladenen, dramatischen „Handlungsreisenden“ in der Prosa polemisch als „eine zweite Schule“ des Romans schlechthin ins Feld geführt hat, geben sich Kueglers Kindheitserinnerungen weniger als Story mit Spannungskurve, Action und Pointe, als ein unbewegtes, glühendes Stimmungsbild von der Atmosphäre und Schönheit des Dschungels und seinen ewigen, zeit- und geschichtslosen Lebenszyklen.

Das Buch beginnt und endet allerdings mit dem vorläufigen Abschied von dieser Bilderbuchkindheit. Es ist die Rückkehr nach Europa, in die Zivilisation, die als ein ausgeprägtes und traumatisches Schockerlebnis einen Erzählrahmen für Kueglers autobiographischen Roman aufspannt, der dem Buch dann doch einen dramatischen Bogen und eine Pointe beschert. Zum ersten Mal im Leben auf einem Bahnhof, fürchtet sie sich vor allem und jedem, was ihr begegnet, und sogar vor der ihr bis dahin unbekanntem Witterung: „Werde ich hier erfrieren?“ Für sie ist die moderne Zivilisation so beunruhigend und gefährlich wie für einen Europäer der tropische Regenwald.

Nach zwölf Jahren im Dschungel ist der Schritt zurück in die Zivilisation vor allem einer hinaus ins eigene Leben. Das wohlbehütete und von der Mentalität einer steinzeitlichen Stammeskultur geprägte Kind ist in einer fremden, komplizierten Welt plötzlich auf sich allein gestellt. Kuegler hat ihre erste kurze Affäre und muss erfahren, dass ihr Liebhaber verheiratet ist. Die pubertäre Krise, die folgt, wird durch den Kulturkonflikt noch verstärkt, denn im Dschungel stand auf Ehebruch der Tod. Sie gerät, wie ein übertölpelter Backfisch, der sich zum Leiden unter die Dusche zurückzieht, in eine „schwarze, jagende Panik“ von verlorener Unschuld. In der Wandlung zur Europäerin wie zur erwachsenen Frau macht Kuegler einen Identitätskonflikt durch, der zwar

extremer ist als üblich, im Prinzip aber vor allem eine Adoleszenzkrise beschreibt, freilich vor einem einzigartigen familiären Hintergrund. Der ernüchternde, traumatische Schluss nach dem abenteuerlichen, exotischen Hauptteil gibt Kueglers Beichte deshalb auch den Plot eines Wandlungs- oder Adoleszenzromanes.

Dies ist das Buch aber in doppelter Hinsicht. Während Kuegler ihre glückliche Kindheit als unerschütterlichen, unwiederbringlichen Zustand darstellt, zeigt sie damit verknüpft die geschichtliche Entwicklung ihres Stammes während dieser Zeit als Drama von Schuld und Sühne. Die vier Teilstämme der Fayu standen, solange sie im Naturzustand belassen waren, in einem permanenten inneren Kriegszustand miteinander. Kuegler schildert wiederholt Szenen, wo sich die verfeindeten Krieger vor ihrem Haus trafen und auf Leben und Tod gegeneinander kämpften. Vor allem führte die unendliche Vendetta unter den Stammesteilen aber nahezu zur Selbstausrottung der Fayu. Als Kueglers Eltern die Mission und die linguistische Erforschung der Stammessprache übernahmen, gab es noch höchstens ca. 400 von ihnen. Die Missionare blieben in dem Konflikt neutral, trugen allerdings durch ihr Vorbild – Tugenden der Missionarsfamilie sind die Fähigkeit zur Vergebung, der gegenseitige Respekt und die Bereitschaft, zu verhandeln und zu diskutieren, statt zu kämpfen und zu morden – zur Pazifizierung der Stammesgesellschaft bei. Sogar der grausame Häuptling der Fayu versammelte, als er im Sterben liegt, seinen ganzen Stamm, um all seine Untaten zu beichten. Man kann darunter getrost eine bewusst an den Schluss des Sozialdramas gesetzte Metapher für den historischen Lern- und Entwicklungsprozess der vergessenen Ureinwohner des Dschungels verstehen.

Kuegler macht aus der Geschichte dieses Stammes einen zweiten Plot, der in der Erzählung mit ihrer eigenen Adoleszenz verflochten ist. Unter der Erziehung ihrer Eltern wird auch der Stamm erwachsen und langsam fähig, sich seinen selbstfabrizierten Problemen zu stellen und sie zu lösen. Dieser doppelte Plot gibt der sprachlich und stilistisch naiven und konventionellen Erzählung ein Gerüst, das beide Protagonisten – die Ich-Figur wie ihren Stamm – zu echten, ausgestalteten Charakteren ausbildet. Die faktographische Darstellung also solche wird so, durch genuin erzählerische Mittel wie Timing, Figurenentwicklung, dramatische Verzögerungen, Hindernisse in der Geschichte, Gewichtung

zwischen Zustands- und Handlungselementen, Vor- und Rückgriffe sowie Klimax der Krise am Schluss, zu einem durchkomponierten, gestalteten Erzählstoff. Und es sind diese Inszenierungsformen, durch die der Geschichte eine Botschaft unterlegt wird, die sich nicht auf das Ausdrucksbegehren und die Selbsterfahrung eines nachgereichten, privat motivierten Tagebuchs beschränkt. Vielmehr handelt es sich um einen „ethnologischen Roman“, und damit um ein populäres Genre, das Nigel Barley durch *Traumatische Tropen* (1990) mit begründet und bekannt gemacht hat, dessen literaturgeschichtliche Wurzeln aber tiefer zurückreichen.

Grundlage des dreiteiligen Plots liefert eine exotische Ursprungserzählung, der die Rückkehr in die Zivilisation folgt, und der schließlich durch eine Rückkehr an den Ort des Abenteuers abgeschlossen wird. Ein solches dreigeteiltes Muster findet sich in vielen seriellen Erzählungen des Genres wie z. B. bei Corinne Hofmann, die für jeden Typus einen eigenen Titel vorgelegt hat, aber auch schon in Edgar Rice Burroughs Tarzan-Romanen. Bei Kuegler ist das dritte zentrale Moment der Story, nämlich die Rückkehr an den Ort des Abenteuers, dann auch nicht mehr Teil des ersten Buches, sondern schon der Fortsetzung. In ihrem zweiten Buch, dem *Ruf des Dschungels* ist sie als Mutter von vier Kindern und Freiberufliche in Deutschland gezwungenermaßen bereits über die als paradiesisch erinnerte Kindheit hinausgewachsen, und ihr Stamm muss sich nun seiner Position im Macht- und Gesellschaftsgefüge West-Papuas stellen, in das er durch seine Reifung eingetreten ist. Kuegler wird sich nun als weltberühmtes „Dschungelkind“ während und nach der Rückkehr als Botschafterin der west-papuaischen Befreiungsbewegung für die ihr so vertraute Urbevölkerung der Insel einsetzen und deren politische und menschliche Tragödie weltweit publik machen. Sie kehrt nicht nur zum Zwecke der Selbstfindung in ihre alte Heimat zurück, sondern riskiert Kopf und Kragen, um die Menschenrechtsverletzungen durch die indonesische Regierung auf West-Papua zu recherchieren. Während ihr erstes Buch besonders den romantischen Fernweh- und Abenteuerträumen der Leser entgegen kommt, riskiert die Erfolgsautorin durch die deutlich engagiertere Fortsetzung eine Einreise- und Visumssperre durch die indonesische Regierung.

Mit dem zweiten Buch von der Rückkehr an den Ort des Abenteuers wird allerdings auch der Plot des Adoleszenzromans endgültig aufgelöst und abgeschlossen. So wie der Stamm der Fayu begann, seiner Schuld und seinen Problemen ins Auge zu blicken, ist auch Kuegler nun bereit, sich schützend vor die mit ihrer geheiligten Kindheit verbundenen Menschen West-Papuas zu stellen. Sie findet ihre Lebensaufgabe, indem sie von den Erlebnissen ihre Kinder- und Jugendjahre über ihre Erinnerungsarbeit schließlich konsequent zum politisch-gesellschaftlichen Engagement als Menschenrechtsaktivistin geführt wird.

Dass sie damit – auf anderer Ebene – ihre leuchtende, verlorene Kindheit auch gegen den Verlust von Identität und Selbstachtung aus der pubertären Lebenskrise und ihrem zweiten Schock der politischen Erkenntnis verteidigt, scheint klar zu sein. Beschrieben wird so eine nicht unbedingt einzigartige Erfahrung moderner Sozialisation, die – trotz des exotischen Hintergrundes und dessen eigenwilliger Idealisierung bei Kuegler – exemplarische Qualitäten besitzt. Kuegler legt aber nicht nur die üblichen, romantischen Memoiren vom verlorenen Paradies abseits des Mainstreams vor. Ihr Roman ist auch die Geschichte einer daraus resultierenden Suche nach Heimat und Geborgenheit, und vor allem eines Selbstfindungsprozesses, der nicht nur im Leben, sondern auch im Schreiben darüber vollendet wird.

Juni 2008

Sabine Kuegler: Dschungelkind. Vom Mädchen, das aus der Steinzeit kam, München: Droemer/Knauer, 2005, 19,90 €

Sabine Kuegler: Ruf des Dschungels. Aus dem Englischen von Angela Troni. München: Droemer/Knauer, 2006, 19,90 €.

2.28 Christian Kracht, Eva Munz u. Lukas Nikol | Die totale Erinnerung. Kim Jong Ils Nordkorea (Björn Weyand)

Die Wirklichkeit hat es schwer in der postmodernen Welt. Wo man ihr einst ungehindert begegnen zu können glaubte, löst sie sich auf in mediale Inszenierungen und zitathafte Verdopplungen ihrer selbst. Im hyperrealen Raum ist die Wirklichkeit nicht mehr von ihrer Simulation unterscheidbar. Christian Kracht

hat diesen Weltzustand zur Jahrtausendwende mit seinen Generationsgenossen Joachim Bessing, Benjamin von Stuckrad-Barre, Alexander von Schönburg und Eckhart Nickel diskutiert und den Schwund der Authentizität von der Warte der Tristesse Royale aus betrachtet. Als der Stand der Dinge nach zwei Tagen im Kreise des 'popkulturellen Quintetts' ausdiskutiert schien und man die Executive Lounge des Hotel Adlon mit dem Protokoll dieser Pop-Performance im Gepäck wieder verließ, machten sich Kracht und Bessing auf den Weg nach Phnom Penh. Es sollte nicht nur eine Reise ins Land Pol Pots und der Roten Khmer werden, das seine killing fields den Touristen als besondere Attraktion darbietet. Es sollte vor allem eine Reise ins 'Zentrum des Verschwindens' sein. Tristesse Royale kulminiert in der perfekten Kulissenhaftigkeit. Am Ende wird das Phnom Penh, auf das die beiden Popliteraten durch die Fensterscheiben eines Cafés im Stadtzentrum schauen, von Männern in blauen Overalls weggetragen. Die beiseite geschobenen Hauswände geben den Blick frei auf das 'wahre Phnom Penh', das allerdings „genau so aus[sieht] wie die eben weggetragene Kulisse“. Die ganze Szenerie, inzwischen liegt sie sieben Jahre zurück, war irgendwo zwischen Baudrillards *Précession des simulacres* und dem Videoclip zu Torn von Natalia Imbruglia angesiedelt. Aus dieser Perspektive erschien auch Pol Pots Folterzentrum nur wie eine Installation von Boltanski.

Von Phnom Penh nach Pjöngjang

Nun hat Christian Kracht, zusammen mit Eva Munz und Lukas Nikol, Pjöngjang, die Hauptstadt der kommunistischen Diktatur Nordkoreas, besucht. Munz und Nikol haben fotografiert, Kracht leitet den daraus entstandenen Band mit seinem titelgebenden Vorwort *Die totale Erinnerung* ein. Erneut spielt Kracht in seinem Essay die postmodernen Virtualisierungsprozesse durch. Doch Nordkorea ist eben nicht Kambodscha, und *Die totale Erinnerung* ist nicht die Fortsetzung von *Tristesse Royale*. Was in Phnom Penh kaum mehr als das aus der Berliner Executive Lounge eingeschleppte Denkwerkzeug war, das an einem mehr oder weniger beliebigen Ort zur Anwendung gebracht werden sollte, um der Selbstinszenierung des popkulturellen Quintetts den hinreichend exzentrischen Abschluss zu verleihen, trifft in Pjöngjang auf seinen ihm gemäßen Gegenstand. Nordkorea steht selbst bereits unter dem Regime eines

Filmregisseurs. Kim Jong-Il inszeniert sein Land nach der Maßgabe eines „schönen Films“.

1989 ließ der Diktator seine filmästhetischen Grundsätze unter dem Titel *Über die Filmkunst* im Verlag für fremdsprachige Literatur erscheinen. Kracht, Munz und Nikol durchsetzen den Bildteil ihres Bandes immer wieder mit Zitaten daraus. Zu den zentralen Forderungen zählt Kim Jong-Il vor allem die „große Bedeutung des Alltagslebens“ (S. 80). Man könnte das als ein Bekenntnis von geradezu popliterarischem Zuschnitt verstehen. Doch heißt es an anderer Stelle: „Spezialaufnahmen ermöglichen es den Autoren und Regisseuren, ihrer schöpferischen Phantasie freien Lauf zu lassen und sie auf die Bildwand zu übertragen, wenn sie sinnvoll und bedeutsam ist. So ist sie wirklichkeitsnah.“ (S. 110) Die Wirklichkeit, die Kim Jong-Il mit Versatzstücken einer vulgären Lebensphilosophie als die Wirklichkeit der Menschen beschwört, ist in Wahrheit keine andere als die Wirklichkeit, die der 'schöpferischen Phantasie' des einzigen Regisseurs Nordkoreas entspringt: Wirklichkeitsnah ist, was Kim Jong-Is Inszenierung Nordkoreas entspricht. Das Simulative ist dem Realismus in der Ästhetikdoktrin des 'Geliebten Führers' tief eingeschrieben.

Das 'erste wirklich postmoderne Land'

Christian Kracht bezeichnet daher das Nordkorea Kim Jong-Is als das "erste wirklich postmoderne Land" (S. 12). "Medial vermittelte, also nicht nur simulierte, sondern projizierte Realität", konstatiert Kracht, "ist die einzige Wahrheit in der Demokratischen Volksrepublik" (S. 6). Der mediale Inszenierungsaufwand, den Nordkorea betreibt, ist schon vor Kracht von den wenigen Besuchern, die Zutritt zu dem Land hatten, betont worden. Kracht selbst entlehnt die Beschreibung Nordkoreas als postmodernem Land einem Buch von Bruce Cumings (*North Korea Another Country*, New York 2004). Doch Kracht, der seine Aufmerksamkeit schon immer auf die ästhetische Betrachtung des nach moralisch anerkannten Maßstäben nicht ästhetisch Betrachtbaren gerichtet hat, macht keinen Hehl aus der Faszination, die von dieser rigiden Durchästhetisierung der Wirklichkeit ausgeht; er klammert darüber nicht zuletzt die Frage nach dem Anteil der Moderne an der nordkoreanischen Postmoderne – die immerhin der alleinigen Regie des 'Geliebten Führers' untersteht, anstatt sich postmodern als Rhizom zu strukturieren – aus. Seine in dieser Hinsicht unbe-

darft wirkende Rede von der "herrlichen Inszenierung" (S. 7) hat ihm die prompte Kritik eines Rezensenten des Tagesspiegel eingebracht. Doch sind solche Reaktionen durchaus kalkuliert. In seinem Vorwort verschachtelt Kracht drei Perspektiven, deren Verknüpfung dem moralischen common sense gezielt zuwiderläuft: Die offizielle westliche Kritik am Regime Kim Jong-Ils, die Kracht als "weniger sophisticated Agitprop" bezeichnet und die für ihn mit Kannibalismus, Nuklearwaffen und Drogenhandel das Maximum dessen versammelt, was nötig ist, um ein Land auf eine Weise anzuklagen, dass es gar nicht "schlimmer [...] auf dieser Welt [...] verteufelt werden" könne (S. 10f.). Daneben die justifikatorische Perspektive, die vor allem durch die frühere Bundespräsidentenskandidatin Luise Rinser vertreten wird, die über ihren Besuch eines Gefangenenlagers in Nordkorea zu Beginn der achtziger Jahre in ihrem Nordkoreanischen Reisebuch (1983) allen Ernstes behauptet hatte: "Was ich dieses Mal noch erfahre: Isolationshaft gibt es nicht, Folter ist ausgeschlossen, körperliche sowieso, aber auch seelische. Es gibt keine Besuchssperre, keine Briefzensur, keine Schläge, kein Anschreien, keine Demütigungen. Ich denke an meine eigene Gefängniszeit unter Hitler, aber auch an alle Strafgefangenen in bundesdeutschen Gefängnissen, ich denke an Stammheim. Und da redet man in der Westpresse von einer finsternen Diktatur in Nordkorea?" (S. 12). Und schließlich Krachts eigene Perspektive, die vordergründig mit derjenigen Rinsers kokettiert, wenn ihr Reisebuch für "nützlicher" (S. 12) erklärt wird als manche westliche Medienberichte (in denen gerne, wie etwa von der BBC, auch einmal über Hummerlieferungen per Helikopter spekuliert wird, die Kim Jong-Il während seiner Eisenbahnreise nach Moskau empfangen haben soll). Dabei lässt Kracht keinen Zweifel an der Lenkung des Blicks, der die Neugierde jedes Besuchers in Nordkorea unterworfen wird: "Die paar tausend ausländischen Touristen und die vereinzelt ausländischen Journalisten und Geschäftsleute, die jährlich nach Pjöngjang kommen dürfen, werden von einer Vielzahl von Aufsehern begleitet, beschützt und gelenkt – ihr Blick wird gesteuert –, sie sehen nichts, was ihnen nicht vom Regime gezeigt wird. Das heißt nichts anderes, als daß ihr – und dadurch unser – Sehen zensiert, maskiert, ja erneut projiziert wird" (S. 7). Was Rinser, wie gut zwanzig Jahre später Kracht, Munz und Nikol, zu sehen bekommen und worüber sie allein hatte urteilen können, das waren, so Kracht: "Wohnungen", "Fabriken", "Spitale", "Gefängnisse", "Ar-

beitslager“ – alles in Anführungszeichen. Keine wirklichen Wohnungen, Fabriken, Spitale, Gefängnisse und Arbeitslager, sondern die Simulationen, die das Regime seinen Besuchern davon vorführt.

Das größte Kunstwerk der Menschheit – mit Rissen

Dieses bis ins Letzte hinein Inszenierte der nordkoreanischen Wirklichkeit, wie sie dem ausländischen Besucher dargeboten wird, ist es, die Kracht vom „größte[n] Kunstwerk [...] der Menschheit“ sprechen lässt. Es ist allerdings auch ihr „letztes großes, jetzt schon museales, manischstes Projekt“ (S. 13). Wer Nordkorea besucht, wer sich darauf einlässt, in dieses Kunstwerk einzutreten, der wird, ob er will oder nicht, Teil davon. Ideologisch, wenn er wie Rinser der Inszenierung verfällt. Zumindest aber medial, wenn er, wie Kracht, Munz und Nikol, ein Filmset besucht und sich abends im Hotelzimmer selbst bei diesem Besuch in einem Bericht des Staatsfernsehens sieht.

Nur durch kleine Risse in der präsentierten Oberfläche wird das Inszenatorische sichtbar und das manische Kunstwerk en abyme gestürzt. Das Kabel an der Filmkamera, das nicht eingestöpselt ist, verrät, dass am Filmset nicht gedreht wird. Die verkehrt herum gelesene Zeitung gibt den Soldaten im U-Bahnhof als Statisten zu erkennen. Unter den Bildern des Bandes, die die Oberfläche präsentieren, finden sich einige, die solche Risse einfangen: die leeren Straßen, auf denen Politessen emsig den nicht vorhandenen Verkehr regeln, zeigen den Willen zur perfekten Szenerie und sein Misslingen noch recht deutlich. Doch wenn sich auf einem der Bilder eine Coca Cola-Dose in die Juche-Ideologie – die Staatsdoktrin, die die Unabhängigkeit Nordkoreas erklärt und die auf eine völlige Abschottung vor dem Ausland abzielt, die sich aus ökonomischen Gründen aber nicht durchhalten lässt – einschleicht, dann gehört genau das zu den feinen Rissen, auf die es ankommt. Dem flüchtigen Blick mögen sie entgehen. Krachts Einleitung aber schärft den Blick für genau diese Details. Denn es sind diese minimalen Störmomente im Kunstwerk des ‚Geliebten Führers‘, die notwendig sind, um die Logik und die unheimliche Faszination der ästhetischen Konsequenz zu begreifen, ohne ihr wie Rinser ideologisch zu erliegen. In Über die Filmkunst heißt es: „Je mehr sich die Menschen aus den Fesseln der Natur und Gesellschaft lösen, je freier sind sie von der täglichen Sorge um Kleider, Nahrung und Wohnung, desto höher werden ihre Anforde-

rungen an Literatur und Kunst. Ein Leben ohne Literatur und Kunst können wir uns nicht mehr vorstellen" (S. 74). Hat man das Vorwort von Kracht gelesen und betrachtet die Bilder von Munz und Nikol, begreift man, dass das nicht nur der verheerenden Unterversorgung der Bevölkerung Hohn spricht. Es liegt darin eine Drohung: die Androhung des totalen 'Kunstwerks' ohne Risse. Wer in Nordkorea dieses Kunstwerk stört oder nicht an die Kunst des 'Geliebten Führers' glaubt, für den kann dies, darauf weist Kracht hin, das Lager bedeuten. Kracht schreibt "Gulag", mit Anführungszeichen. Auch das Lager, wissen wir seit Krachts Roman 1979, liegt nicht außerhalb der Postmoderne. Der Rest ist Agamben.

November 2006

Christian Kracht, Eva Munz u. Lukas Nikol: Die totale Erinnerung. Kim Jong Ils Nordkorea, Berlin: Rogner und Bernhard bei Zweitausendeins, 2006, 136 S., 108 farb. Abb., 24,90 Euro.

2.29 Alexander Masters | Das kurze Leben des Stuart Shorter (Annett Gröschner)

Stuart Shorter ist ein Wrack. Er ist drogensüchtig, zerschnipelt seinen Körper absichtlich, hat mehrfach im Gefängnis gesessen, unter anderem, weil er seinen eigenen Sohn als Geisel genommen hat, er war immer wieder obdachlos, leidet unter einer unheilbaren Muskelkrankheit, und er ist psychopathisch. Es gab Jahre, da reagierte er auf jede Bemerkung „mit der Heftigkeit einer hochgehenden Bombe“. Er ist wie ein Kleinkind, das alles kaputt machen muß. Gleichzeitig aber kann er auch charmant und charismatisch sein. Am Weihnachtsabend 1998 stolpert Alexander Masters, der selbst auf der Suche nach einem Mittelklasse-Platz im Leben ist, über Stuart Shorter, als der auf der Straße hinterm Sydney Sussex College in Cambridge bettelt. „Er saß da merkwürdig verdreht auf seinem viereckigen Pappkarton, als wäre er halb aus Gummi. Käsiges Haut, grüne Bomberjacke, kaputte Turnschuhe, kahl rasierter Schädel und ein Siebentagebart; sein Gesicht, die linke Hälfte lebhafter als die rechte, war fast mongoloid. Mehrere Zähne fehlten ihm; sein Mund war ein Schlitz.“

Kurz darauf beginnt Masters einen Job als Geldbeschaffungshelfer eines Obdachlosenvereins, dessen Geschäftsführer eines Tages wegen angeblicher Duldung des Heroinverkaufs verhaftet werden. Shorter und Masters machen sich zu Anführern der Protestbewegung und Masters fängt an, das verpfuschte Leben Shorters minutiös zu recherchieren.

Zwei Jahre nach Beginn der Niederschrift haut Shorter seinem Biographen das Manuskript um die Ohren. „Was ist denn damit?“ – „Es ist stinklangweilig.“ Masters entschließt sich, einen Vorschlag Stuarts anzunehmen: „Mach es andersrum. Mehr wie so‘ne Mordgeschichte. Wer hat den Jungen umgebracht, der ich mal war. Verstehst Du? Schreib es rückwärts.“ Der Kunstgriff ist wirksam. Der Leser gerät dadurch immer tiefer in den Strudel von Obdachlosigkeit, Gewalt, Mißbrauch und Gefängnis, bis der Punkt in der Kindheit kommt, wo der Weg auch hätte anders verlaufen können. Je tiefer der Leser sich in den Abgrund begibt, desto genauer weiß man, daß Shorter nicht zu verstehen ist, weil er sich selbst nicht verstehen kann. Die rückwärts laufenden Lebensabschnitte werden unterbrochen von einem kunstvollen Gewebe aus Erinnerungen, Zeitungsausschnitten, Häftlingskochrezepten, Nachhilfekapiteln für die Mittelschichtsleser und Zeichnungen Masters und Shorters. Angenehm macht die Lektüre das Fehlen jeglicher Betroffenheitsideologie.

Stuart Shorter ist eine Nervensäge, sein Biograph, und das ist ärgerlicher, ist es nicht minder. Im Grunde möchte Masters von ihm geliebt werden und zitiert stolz Stuarts Satz: „Ich war wirklich überrascht, als ich dich getroffen habe, Alexander. Ich dachte immer, mit Leuten aus der Mittelschicht ist irgendwas nicht in Ordnung. Aber die sind ganz normal. Das hat mich echt geschockt.“ Geht es wirklich einzig und allein um die Lebensgeschichte des Stuart Shorter, den durchgeknallten Outlaw, der immer wieder mit dem Gesetz in Konflikt kommt? Was will Masters überhaupt mit dem Buch? Anhand eines exemplarischen Falls das englische Sozialsystem anprangern? Das wäre, im Gegensatz zur Rezeption in Großbritannien, wo es nach Erscheinen von *A Life backwards* zu öffentlichen Diskussionen über Bedingungen von Obdachlosen und vor allem der Rechtlosigkeit ihrer Helfer kam – nur mäßig interessant für deutsche Leser. Warum kann ich mich beim Lesen des Eindrucks nicht erwehren, es geht im Buch eigentlich um den Autor, der ständig referiert, wie mühevoll es ist, auf

Fakten beruhende Literatur und noch dazu über so einen anstrengenden Menschen zu schreiben und wie gut er das nach einigen – dramaturgisch wichtigen – mittelschweren Abstürzen dann doch noch geschafft hat. Sein Held will nämlich nicht so, wie er will. Öfter kommen Sätze wie: „Plötzlich bin ich das ganze Unternehmen leid, frage mich, warum ich mir die Mühe mache, gehe in die Luft, betrinke mich, stiefel durch das Zimmer (...) und denke ‚Blödmann, schon wieder ein Jahr vergeudet, du Idiot.‘“ Wer von uns Lesern hat ihn gezwungen, das Buch zu schreiben? Masters liefert auf jeder Seite das Making of seines Buches gleich mit und damit nervt er stärker als sein Held, der mit seinen Taten wenigstens nicht dauernd versucht, seine Eltern zu beeindrucken.

Es ist nicht nachvollziehbar, es sei denn aus Gründen der Warengruppensystematik des deutschen Buchhandels, warum der Verlag sich, entgegen der englischen Ausgabe, *A Life backwards*, für die Gattungsbezeichnung Roman entschieden hat. Stuart Shorter funktioniert nur als authentische Figur, nicht als literarische, jeder Romanlektor hätte die Geschichte auf einige wenige wichtige Wendungen gestrafft. Masters selbst sagt im Buch: „Für Romanautoren mögen solche Menschen ergiebig sein, aber für einen Biographen sind sie eine schwere Bürde.“ Er sieht sich also selbst nicht als Romanautor und hat recht damit.

Stuart Shorter hat das Erscheinen des Buches nicht mehr erlebt. Bevor das Manuskript druckfertig war, ist er vor den 11.15 Uhr Zug von London nach King's Lynn gelaufen und gestorben. Und es schleicht sich das leise Gefühl ein, daß Masters diese überraschende Wendung im Grunde doch ganz lieb gewesen sein muß.

Juli 2006

Alexander Masters: Das kurze Leben des Stuart Shorter. Roman. Aus dem Englischen von Malte Krutzsch, München: Verlag Antje Kunstmann, 2006, 19.90 Euro.

2.30 Harry Mathews | Mein Leben als CIA (Annett Gröschner)

Schon die erste Frage zielt ins Herz der Sachbuchforschung: Haben wir es bei der vorliegenden Veröffentlichung „Mein Leben als CIA“ überhaupt mit einem auf Fakten beruhenden Buch zu tun? Zwar wird im Untertitel behauptet, es handele sich um eine ‚Chronik des Jahres 1973‘ – ‚Autobiographischer Roman‘ hat der Verleger der deutschsprachigen Ausgabe noch hinzugesetzt – aber was ist Fakt und was ist Fake? Wer spricht da überhaupt? Was stimmt an der Chronik und was ist erstunken und erlogen? Und wenn es erstunken und erlogen ist, ist es dann trotzdem wahrhaftig? Ja, und gab es das Jahr 1973 überhaupt?

Zwar kommt der Putsch in Chile vor, der ja in jenem September auch wirklich stattfand, aber die in Mailand ermordete RAF-Terroristin Christa Knemius findet man in keiner auf Fakten beruhenden Chronik des Terrorismus – es gab sie schlichtweg nicht, und ihr Nachname klingt auch eher wie ein Anagramm. Wenn aber der Autor, wie er im Buch behauptet, verdächtigt wird, etwas mit ihrem Tod zu tun gehabt zu haben, fragt man sich schon, gibt es diesen Harry Mathews überhaupt oder ist er nur eine Figur in einem Agentenroman, der im Jahr 1973 spielt? Mathews erwähnt allerdings beiläufig, mit Niki de Saint Phalle verheiratet gewesen zu sein. Es gibt Dutzende Quellen, die die Existenz dieser Ehe verifizieren. Man erinnert sich dunkel an die blutverschmierten Bräute des Frühwerks von Niki de Saint Phalle. Wahrscheinlich hat sie wegen Mathews angefangen, auf ihre Bilder zu schießen. Auch Jean Tinguely, Mathews' Nachfolger in der Gunst der Ex-Ehefrau, hat seinen Auftritt im „Mein Leben als CIA“. Er liefert ganz real den Schrott für die Legende, die Mathews aufbaut. Dabei geht der vor wie ein Autor von Detektivromanen. Nur dass es offenbar sein eigenes Leben ist, das da verhandelt wird.

Aber zurück zum Ausgangspunkt. Anfang der siebziger Jahre wird der seit vielen Jahren in Frankreich lebende und mit etlichen einflussreichen Künstlern und Intellektuellen bekannte Ich-Erzähler, der US-amerikanische Schriftsteller Harry Mathews verdächtigt, für den CIA zu arbeiten. Das Gerücht hält sich hartnäckig.

Es ist eine Katastrophe, öffentlich mit einem Geheimdienst in Verbindung gebracht zu werden, egal, ob man nun für ihn arbeitet oder jegliche Zusammen-

arbeit ablehnt. Ersteres bedeutet Enttarnung, Letzteres den Verlust von Vertrauen. „Zu beteuern, ich sei nicht CIA (oder schwul oder extrem reich), war, das hatte ich schnell begriffen, reine Zeitverschwendung. Es ließ lediglich weiterhin die Möglichkeit offen. Ich war verrückt, es so wichtig zu nehmen, aber ich tat es nun einmal.“

Mathews nimmt es als Spiel und erfindet sich eine neue Identität. Er wird Leiter einer internationalen Reiseberatung (Locus Solus, eigentlich der Name einer Zeitschrift für experimentelle Literatur, die Mathew Anfang der sechziger Jahre herausgab), die sich auf Fahrten nach Osteuropa spezialisiert hat, vorgeblich in Gegenden, die auf keiner Karte verzeichnet sind.

Er beginnt sich verdächtig zu verhalten, lässt Kreidezeichen an Pariser Hauswänden zurück, übergibt Pakete in der Öffentlichkeit und nimmt codierte Briefumschläge in Beichtstühlen entgegen. Bald beginnen sich neben dem sowjetischen KGB auch (angebliche) Geschäftsleute für ihn zu interessieren, unter anderem ein Manager von Zapata Petroleum. Als Leser kann man eine Gesellschaft mit dem Namen Zapata Petroleum eigentlich nur für eine durchsichtige Erfindung halten, allein – es hat eine Gesellschaft mit dem Namen Zapata Oil wirklich gegeben, sie gehörte unter anderem George Bush senior und kooperierte mit dem CIA.

Der Autor legt mit Genuss falsche Fährten aus. Das ist sicher auch der Tatsache geschuldet, dass Mathew das einzige amerikanische Mitglied von Oulipo (Ouvroire de Littérature Potentielle) ist, eine literarische Gesellschaft (zu der auch Oskar Pastior gehörte, bzw. gehört, denn Mitglied bleibt man auch nach seinem Tod, man wird wegen Sterbefall entschuldigt), deren Ziel u.a. Spracherweiterung durch formale Zwänge ist. Ob man nun einen Roman schreibt, der ganz ohne den Buchstaben ‚e‘ auskommt oder einer verwinkelten Konstruktion folgt, bleibt dem Autor überlassen.

Berühmtestes Mitglied von Oulipo war Raymond Queneau. Queneau-Leser wissen, dass der Kerl im Autobus der Linie S in Queneaus berühmtestem Buch *Exercices de style* (1947) einen weichen Hut mit einer Kordel anstelle des Bandes trägt. Der Mann, dem Mathews bei einer seiner geheimen Aktionen ein Päckchen übergibt, wird folgendermaßen beschrieben: „Auf den Treppen der

juristischen Fakultät stand ein stämmiger Mann, dessen Hut statt mit einem normalen Band mit einer Quaste verziert war.“ Es handelte sich allerdings sehr unliterarisch bei dem Herrn um Roger Holeindre, später Mitglied im obersten Führungsgremium des Front National, ein Faschist. Denn Mathews verstrickt sich immer tiefer in seine vermeintlichen Geheimdienstaktivitäten, bis aus dem Spiel Ernst wird, dem der Autor fast zum Opfer gefallen wäre, hätte da nicht die geheimnisvolle einhändige Frau, getarnt mit Namen aus Mathews Romanen, eingegriffen.

Dass man ein gehöriges Maß an (zumeist männlicher) Selbstüberschätzung mitbringen muss, um davon überzeugt zu sein, einen Geheimdienst an der Nase herumführen zu können und letztendlich immer scheitert, ist seit den Stasienthüllungen sattsam bekannt. Die meisten der künstlerischen Auseinandersetzungen mit diesem Thema kamen verkrampft und moralisierend daher, weil eine weitere Teilhabe am öffentlichen Spiel eine tätige Reue voraussetzte. Mathews hats da besser mit seinem CIA. Er kann sich entspannt zurücklehnen und den Leser mit allen Regeln der Kunst an der Nase herumführen. Aber am Ende bleibt trotzdem die Frage. War Harry Mathews wirklich CIA?

Juli 2007

Harry Mathews: Mein Leben als CIA. Chronik des Jahres 1973. Autobiographischer Roman. Aus dem Amerikanischen von Michael Mundhenk, Basel/Weil am Rhein: Urs Engeler Editor, 2006, 19 €.

2.31 Matthias Matussek | Wir Deutschen (Jonas Brendebach)

Die Frage, ob die Präsentation seines Buches *Wir Deutschen*. Warum die anderen uns gern haben können aus kommerziellen Gründen kurz vor der Fußballweltmeisterschaft stattfand, beantwortet Matthias Matussek nicht so gerne. Viel lieber betont er, dass sein Buch nicht das einzige ist, das in den letzten zwei Jahren zum Thema Patriotismus, Deutschland und eine neu entdeckte Liebe erschienen ist. Sicher aber, so fügt er hinzu, ist es das bedeutendste.

Mit Matusseks Debatten-Buch befinden wir uns mitten auf dem klassischen Sachbuchmarkt und stellen die hinreichenden Kriterien für einen Erfolg auf demselben fest: Ein großes Thema (nichts weniger als Deutschland), eine große Meinung (als Kulturchef des Spiegel war Matussek darauf programmiert, große Meinungen zu machen) und eine große Kontroverse.

Dabei handelt es sich gleich um eine ganze Reihe miteinander verstrickter Kontroversen, in deren Gemengelage Begriffe wie Patriotismus, neues Nationalgefühl, Erinnerungskultur, Vergangenheitsbewältigung oder Stolz auftauchen. Kurz nach dem Wechsel der rot-grünen zur schwarz-roten Regierung 2005 und kurz vor dem schwarz-rot-goldenen Taumel der Fußballweltmeisterschaft 2006 erweitert Matussek die Debatte um die Begriffe Bildungsbürgertum, junger Konservatismus, Heinrich Heine – und eben Sympathie. Warum man uns Deutsche irgendwie doch gern haben kann.

Das intellektuelle Lieblingsspiel der Deutschen

Man muss nicht gerade in einer Vorlesung über deutsche Kultur, sagen wir etwa an einer britischen Universität, sitzen, um zu erfahren, dass die Beschäftigung mit sich selbst der Deutschen intellektuelles Lieblingsspiel ist. „Der nervöse Blick in den Spiegel“ und die Scheu, „„Deutschland‘ ohne alle Zusätze zu verwenden“, gehören für Matussek zum misslungenen Versuch, einen normalen Umgang mit dem eigenen Land zu entwickeln. Um nicht selber Teil der neurotischen Suche nach Normalität zu werden, setzt er beim Blick in den Spiegel ein ironisches Lächeln auf. Und der doppeldeutige Titel gibt seinen Kritikern im Voraus zu verstehen, wem dieses Deutschlandbild zu relaxt ist, der kann uns mal...

Matusseks Methode ist so subjektiv wie amüsant. Er entwickelt seine Vorstellung von Deutschland als Bildungsnation, und was er unter Bildung versteht liefert dazu dann die Argumente. So begibt sich der Leser im Schlepptau des Autors auf eine Entdeckungsfahrt durch die Geschichte des deutschen Geistes- und Kunstlebens.

Als Zeugen für die Qualität von Made in Germany werden zum Beispiel Arminius, Gutenberg oder Beethoven zitiert. Alexander von Humboldt dient als Ideal deutschen Forschergeistes bei gleichzeitiger Philanthropie. Damit wird

durchaus eine gewisse Hegemonie des Landes der Dichter und Denker auf dem Feld der Kultur beansprucht. Mit Humboldts Verehrung in Südamerika wird aber auch auf ein alternatives Deutschlandbild aufmerksam gemacht, das im Ausland durch Wohlwollen und Bewunderung gekennzeichnet sein kann.

Heinrich Heine als „deutscher Deutscher“

Als steter Reisebegleiter tritt durch das ganze Buch hindurch der von Matussek verehrte Heinrich Heine auf. Sein Deutschland. Ein Wintermärchen steht stilistisch wie patriotisch Pate für viele der vorgetragenen Gedanken. Mit seiner Vaterlandsliebe und seinem ironisch-distanzierten Witz ist er für Matussek der „deutsche Deutsche“ und „kosmopolitischste Weltbürger“. Nicht wenige Kritiker bemerken, dass Matussek in den stärksten Passagen seines Buches Heines Leichtfüßigkeit und dessen vollendetem Stil vergleichbar sein wollte. Was jedoch das gehäufte Auftreten der Superlative betrifft, so stammt diese Vorliebe nicht von Heine, sondern aus seiner Zeit als Auslandskorrespondent in den USA.

Dort lernte er offenbar zudem von den Amerikanern, viel skrupelloser „Ich“ zu sagen. So geraten die eingestreuten Gespräche und Interviews an vielen Stellen zur Inszenierung der eigenen Person und seines exklusiven Umgangs mit illustren Kulturschaffenden. Auf den Dachterrassen Charlottenburgs und in Berliner Szeneclubs trifft Matussek Klaus von Dohnanyi oder Ariadne von Schirach. Und die Liste von Made in Germany setzt er bei Sarah Kuttner, Heidi Klum oder Harald Schmidt fort. Wieviel Neues man bei Aufforderungen, wie: „Sagen Sie jetzt einen unverkrampften Satz über Deutschland“, oder „Sprechen Sie nun die letzten Worte, die Sie je über Adolf Hitler sprechen werden“ erfährt, hängt letztlich vom Wissensstand des Lesers ab. Intellektuell fallen sie eher ins Fach der leichten Muse.

Vielleicht aber macht diese latente Oberflächlichkeit, treffender: Leichtigkeit, das Buch so interessant. Denn durch eine Mixtur aus Polemik und Selbstironie gelingt ein recht unverkrampfter Beitrag zur Patriotismus-Debatte. Seine Vorgänger auf diesem Gebiet zeichneten weithin eher pessimistische Bilder der eigenen Nation, wie etwa Roger Willemsens Deutschlandreise (2002) oder

Wolfgang Büschers Deutschland, eine Reise (2005). Nur dem Engländer Steve Crawshaw gelang, ein entsprechend Leichteres Vaterland (2004) zu entdecken.

Zauberflöte statt Verfassungspatriotismus

„Wenn es um einen Kanon kultureller Identität geht, um das, was wir verteidigen wollen, dann ist es bitteschön nicht die Zusammensetzung des Bundesrats, sondern die ‚Zauberflöte‘, ihre Weisheitsverpflichtung, ihre Versöhnungsschönheit.“ Mit Sätzen wie diesen sortiert Matussek die Prioritäten in seinem deutschen Selbstverständnis. Wer fragt da nach „Verfassungspatriotismus“ oder Identifikation mit Europa. Wenn die Außerordentlichkeit eines Kunstwerks wie die „Zauberflöte“, Weisheit und Versöhnung in die Welt bringen kann, dann ist deutsche Vaterlandsliebe wohl begründet.

Es lohnt sich jedoch den Blick zu weiten und die Patriotismus-Debatte zurück zu verfolgen. In einem Interview über das neue Nationalgefühl im Vorfeld der Fußballweltmeisterschaft zitiert Matussek den französischen Politologen Alfred Grosser: „Die WM ist ein Grund zur Freude in einem Land, das nie lacht.“ Grosser, selbst in Deutschland geboren, hatte bereits 1970 eine Deutschlandbilanz gezogen und beschäftigt sich bis heute mit dem Charakter der komplizierten Nation. Warum dieses Land nie lacht, liegt zu einem großen Teil an seinem Verhältnis zur eigenen Historie.

Für Matussek liegen „die zwölf dunklen Jahre des Nationalsozialismus wie ein Riegel“ quer in der Geschichte Deutschlands. In den immer wieder neu aufgelegten Debatten um die Definition nationaler Grundwerte trennt dieser Riegel bis heute die Meinungslager. Während des Historikerstreits Ende der 80er Jahre, der bislang historisch bedeutsamsten Debatte, verdeutlichte der Disput zwischen Jürgen Habermas, Ernst Nolte, Andreas Hillgruber und weiteren, die prekäre Lage des deutschen Nationalgefühls zwischen versuchter Identitätsfindung und historischer Verantwortung.

Zur Normalisierung trug das nicht bei. Die Entwicklung der Diskussion um den Begriff „Leitkultur“ etwa zeigte, dass auf das nationale Bekenntnis lieber verzichtet wird, als irgend in den Dunstkreis rechtsextremer Rhetorik zu geraten. Eine Vorsicht, die nicht unbegründet ist.

Leidenschaftliche Bekenntnisse zu seinem Vaterland

Matussek – ohne in die Gefahrenzone einer möglichen Verwechslung zu geraten – lässt sich nicht davon abhalten, ein leidenschaftliches Bekenntnis zu seinem Vaterland dem nächsten folgen zu lassen. Seine Fokussierung auf kulturelle Kontinuitäten, oder besser gesagt „Anknüpfungspunkte“, ist keineswegs Flucht vor verminteten Feldern der politischen Rhetorik, sondern eine legitime Parteinahme für eine entspanntere Selbstsicht.

Und doch hätte man sich gewünscht, dass seine Fähigkeit zur scharfen Analyse gerade bei den „zwölf dunklen Jahren“ mehr Anwendung gefunden hätte. Auch das Konzept einer Bildungsnation kann die Brüche zwischen Heine und heute nicht verdecken.

Hagen Schulze hielt Matussek entgegen: „Der Deutsche hat keine Nationalbildung, er hat Weltbildung.“ Letztere beweist der Spiegel-Kulturchef in heiteren Anekdoten wie im souveränen Umgang mit deutscher Kulturgeschichte. Das größte Verdienst aber ist, dass ihm die Rückbindung seines Weltbürgertums an die nationale Identität gelingt.

Intellektueller Fangesang

Matthias Matusseks Bestseller war kurz vor der WM nicht bloß ein lukrativer PR-Coup, sondern ein intellektueller Fangesang auf ein kompliziertes Vaterland und ein leidenschaftliches Bekenntnis zu seiner Kultur. Er erfasste die Stimmung einer Nation, in der Bundespräsident Horst Köhler bei Amtsantritt sagen konnte: „Ich liebe unser Land.“ Und selbst die sonst eher not amused Briten stellen fest, dass man in Deutschland „zu Gast bei Freunden“ ist. Den unwiderlegbarsten Satz über Deutschland steuert jedoch Matusseks Frau bei, die nach einem Champagner-Abend im Hotelzimmer einschläft. Matussek: „Sie sah sehr schön aus. Sie war der Satz.“

Dezember 2007

Matthias Matussek: Wir Deutschen. Warum die anderen uns gern haben können, S. Fischer: Frankfurt am Main 2006, 18,50 €.

2.32 Petra Morsbach | Warum Fräulein Laura freundlich war (Michael Schikowski)

Warum liest man überhaupt, wenn man es doch nicht richtig, mit Leib und Seele, mit allen Sinnen und allen zur Verfügung stehenden Mitteln der Analyse tut? Liest man je wirklich ergebnisoffen? Statt bestimmten Konventionen, vielleicht Lehrplänen, zu folgen. Nimmt man seine eigenen Instrumente der Analyse richtig ernst? Statt sich von der Prominenz der Autoren bei der Kritik beeindrucken zu lassen. Denkt man beim Lesen an etwas anderes als die Lektüre? Zum Beispiel an den weltweiten Erfolg des Autors.

Petra Morsbachs Buch erinnert in seiner geraden und klaren Analyse an einen guten Deutschunterricht. An einen sehr guten Deutschunterricht. Zugleich ist die Autorin nicht zimperlich bei der Auswahl der Texte, an denen sie ihre Fähigkeit zum unbestechlichen Lesen demonstriert. Schließlich analysiert sie nichts anderes als den Text. Fast nichts als den Text, denn der Erfolg der Autoren, die sie bespricht, spielt für ihre Analyse letztlich auch eine bedeutende Rolle, insofern er den Autoren und ihrer Selbstdeutung der Texte Recht zu geben scheint.

Eine Kritik, frei von Vorurteilen und Machtspielen

Petra Morsbachs Buch erinnert ein wenig an Kitsch, Konvention und Kunst von Karlheinz Deschner, das 1957 Furore machte. In dieser als „literarische Streitschrift“ unternommenen Buch stellt Deschner den Erfolgsautoren Carossa, Bergengruen und Hesse, in deren Texten er vor allem Kitsch und Konventionen aufspürt, die weitgehend unbekannteren Autoren Musil, Broch und Jahn gegenüber. Und doch ist bei Petra Morsbach alles anders, denn Petra Morsbach verurteilt nicht, vergleicht nicht, bezichtigt nicht und macht niemanden lächerlich. All dies macht Karlheinz Deschner.

Wo verlernt man das was Petra Morsbach so frei von Vorurteilen, Machtspielen und Erfolgsanbetung durchführt?

Zunächst verlernt man im Deutschunterricht das vorurteilsfreie Lesen. Denn der Deutschlehrer, der seinen Schülern einen Text von Alfred Andersch nahe brachte, analysierte selbst niemals. Darum übernahm er auch stets lieber die Aufgaben eines Ethik- und Geschichtslehrers. Seine Grundlagen sind dabei

Texte, die er in der Regel nie selbstständig analysiert hat, zum Beispiel Anderschs *Der Vater eines Mörders*, bei dem Petra Morsbach zu Ergebnissen kommt, die den Verfassern von Lehrplänen hoffentlich bald um die Ohren gehauen werden.

Genaueres, von Machtspielen freies Lesen verlernen wir auch bei der Lektüre von Literaturkritiken. Der Kritiker setzt sich mit Reich-Ranicks *Mein Leben* nicht so auseinander, wie es sich gehörte. Man kann das bei Petra Morsbach genau nachlesen. Das alles kann mit der Aufmerksamkeitsökonomie der jeweiligen Kritiker erklärt werden oder wohl eher mit der Ökonomie des persönlichen Verbleibens und Fortkommens in der Branche, die dazu rät, hier sich besser wie alle anderen oder gar nicht zu äußern.

Die Wahrheit des Erzählens

Neben diesen germanistischen und kritischen Desastern widmet sich Petra Morsbach auch den verlegerisch-buchhändlerischen Gepflogenheiten, nach denen Romane, wie Grass' *Blechtrommel*, immer noch als Texte ernstgenommen werden, die etwas über den Faschismus lehren. Über die *Blechtrommel* schreibt die Autorin lapidar: "Wer erfahren möchte, wie Faschismus funktionierte, lernt hier nichts." (S. 168) Das ist eine Feststellung, die deshalb so sensationell ist, weil sie allen tief eingegrabenen Auffassungen der mit Literatur beschäftigten Branchen, den ethischen Anliegen der Germanistik, dem Machterhaltungsstreben der Kritik und dem ökonomischen Verwertungsinteresse des Buchhandels widerspricht. Die Verwertungschancen, die Romane noch wie keine andere Gattung versprechen, sind einer unvoreingenommenen Analyse noch weit überlegen.

An drei sakrosankten Texten und Autoren, Günter Grass, Alfred Andersch und Marcel Reich-Ranicki, überprüft Petra Morsbach ihre zuvor theoretisch entfalten Überlegungen zur Wahrheit des Erzählens. Danach ist für Petra Morsbach Sprache ein Erkenntnisinstrument und Sprechen und Erzählen eine Möglichkeit zur Erkenntnis. Wer erzählt, erzählt also auch einen Erkenntnisvorgang. Dieselbe Erzählung kann allerdings neben den Deutungen auch die Fehldeutungen des Erzählers enthalten und sich nicht selten als Beglaubigungen

von etwas, dessen genaues Gegenteil der Wahrheit entspricht, erweisen. Diese Fehldeutungen sind mittels sorgfältiger Sprach- und Textanalyse ermittelbar.

Manipulationen der Wahrheit durch Vorurteil, Macht und Erfolg

Die Manipulation der Wahrheit durch das Vorurteil bei Andersch, durch die Macht bei Reich-Ranicki und durch den Erfolg bei Grass, wird von Petra Morsbach in einer Weise vorgeführt, dass es wünschenswert wäre, dass weitere Texte auf diese Weise untersucht würden. Zum Beispiel Lothar Günter Buchheims *Das Boot*, dessen ganzes Personal in einer verschworenen Mannschaft und einem Nazi besteht. Die durch und durch amoralische Ideologie des Faschismus und die bloß einzelnen Beispiele derjenigen, die zur Distanz fähig waren, lässt auch hier ein Wiederlesen nach Petra Morsbach dringend nötig erscheinen. Waren die Verhältnisse auf dem Boot nicht genau umgekehrt und verrät davon nicht auch Buchheims Text etwas?

Die bittere Ironie dieses Buches von Petra Morsbach ist allerdings, dass sie an vielen Stellen der Blechtrommel, ohne Kenntnis des späten Einbekenntnisses von Günter Grass, Mitglied der Waffen-SS gewesen zu sein, eine Fülle von Hinweisen findet, die die Plausibilität des Romans fragwürdig erscheinen lässt. Martin Lüdke spricht in der FR-online vom 23.08.2006 von Petra Morsbachs „Überlegungen zur Blechtrommel“, was zu schwach ist als Beschreibung einer präzisen Analyse, die dafür plädiert, dem Autor seine Selbstdeutung nicht abzunehmen. Nimmt man einmal all die Peinigungen der Branche in den Blick, die mit den Namen Günter Grass, Joachim Fest, Peter Handke und Marcel Reich-Ranicki verbunden sind, sollte es nicht wundern, wenn die eigentlichen moralischen Katastrophen, die auch der Roman als Leitgattung der literarischen Hochkultur nicht ganz schadlos überstehen mag, erst noch kommen.

Ein Plädoyer für das genaue Lesen

Petra Morsbach fordert nun durchaus nicht dazu auf, diese Romane und Texte nicht zu lesen. Im Gegenteil. Und auch darin ist sie anders als die Germanisten und Kritiker. Der Hierarchisierung der Literaturwissenschaftler und der ästhetischen Bewertung eines Kritikers widerspricht sie ganz, da sie an keiner Stelle so tut, als komme sie Alfred Andersch, Marcel Reich-Ranicki und Günter Grass irgendwie auf die Schliche. Im Gegenteil, man merkt ihren Aufsätzen an, dass

von ihrem ersten Gefühl, dass mit diesen Texten etwas nicht stimmt, bis zur genauen Analyse, von Petra Morsbach eine Befreiungs- und Bewusstseinsarbeit geleistet wird, die eben nicht auf Kosten des Gegenstands ihrer Analysen sich vollzieht. Sie rät dazu, selbst zu lesen, genau zu lesen, eigenverantwortlich und selbstkritisch zu lesen.

Anders als Petra Morsbach empfiehlt, meint der Rezensent allerdings, wir sollten die Romane gelegentlich aus der Hand legen, wenn wir uns informieren wollen und statt dessen vernünftige Sachbücher heranziehen.

Oktober 2006

Petra Morsbach: Warum Fräulein Laura freundlich war. Über die Wahrheit des Erzählens München: Piper, 2006, 184 Seiten, 14,00 Euro.

2.33 Ingo Niermann und Adriano Sack | Breites Wissen (Stephan Porombka)

Es kann gut sein, dass die Buchhändler schon in den nächsten Jahren ein neues Verkaufsregal im Sachbuchbereich einrichten müssen, in dem dann all die Publikationen stehen, die man zukünftig Schottsoder Schotten nennen wird. Zu den Schotts oder Schotten gehören jene Bücher, die sich offen und laut zu ihrer nahen Verwandtschaft mit dem Bestseller-Bändchen "Schott's Sammelsurium" bekennen, in der Hoffnung, ähnlich hohe Auflagen wie der berühmte Vorfahr zu erzielen. Sie versammeln – nach eigenen Angaben – nützliches und unnützes Wissen und präsentieren es in kurzen Texten, Tabellen oder Listen in unsystematischer Folge. Die paradigmatische Grundfrage der Bücher ist das "Haben Sie schon gewusst...", die paradigmatische Grundhaltung ist das "Ich weiß noch was..." bzw. das "Da fällt mir ein...". Dabei geht es nicht ums Belehren. Allenfalls geht es ums Informieren, aber auch das nur im Modus der lockeren Berieselung.

Keine Vorschriften

Damit erreichen die Schotts vor allem eins: dass sich die Leser gut unterhalten. Denen wird nämlich nichts vorgeschrieben. Ihnen bleibt überlassen, was sie mit

den präsentierten Wissensbröckchen tun. Ob sie die zu einer großen Erzählung verbinden, in eigene Wissensnetze und Datenbanken einspeisen, auf Partys weitererzählen oder sofort wieder vergessen, ist ganz egal. Das kann man als symptomatische Verfallsform der Google-Kultur verachten, die ihren Restmüll in Print-Produkten ablädt. Man kann die Schotts oder Schotten aber auch etwas kühler als postmoderne Erzählexperimente verstehen, in denen ein Grundprinzip der Verbreitung populären Wissens vorgeführt und damit dann auch ein Grundprinzip der Sachbuch- und Ratgeberkultur auf die Spitze getrieben wird.

Das große Kopier- und Variiersystem

Kein Zufall jedenfalls, dass auch die Publikationslogik dieses Genres der Anarchie folgt, wie sie die Verbreitung populären Wissens bestimmt. Von Schott selbst gibt es mittlerweile die Reihenvarianten "Sport, Spiel & Müßiggang", "Essen & Trinken" und den "Almanach 2007", man kann die Schotts aber auch längst für Garten-, Kleidungs- und Fußballfragen, als "Buch der Bücher" oder als Schott-Parodie haben. Der Eichborn-Verlag gibt sich in diesem großen Kopier- und Variiersystem besonders viel Mühe, Me-too-Produkte auf den Markt zu werfen. Mit der "Dr. Ankowitsch"-Reihe (Kleines Konversationslexikon, Kleines Universalhandbuch, Illustriertes Hausbuch) hat man bereits einiges geleistet. Jetzt wird mit der von Ingo Niermann und Adriano Sack zusammengestellten Sammlung "Breites Wissen. Die seltsame Welt der Drogen und ihrer Nutzer" der nächste Schotte vorgelegt.

Tiere und Menschen auf LSD

Das Büchlein beginnt mit einer Liste von "Tieren auf LSD" (Katzen verlieren ihre Angst vor Hunden, Mäuse drängen sich in eine Käfigecke, Spinnen weben bei niedriger Dosis ihre Netz ganz besonders gleichmäßig...), nennt die verheerendsten Kombinationen von Rauschmitteln (Kokain und Speed, Prozac in Prosecco...) und endet mit außergewöhnlichen Therapiemethoden für den Entzug (Neuro-elektrische Therapie, Blutwäsche, Narkoseschlaf...). Dazu gibt es eine kleine Drogenkunde, weiterführende Literatur und "toxikologisches Manifest", in dem die Autoren einige laue Thesen wie "Drogen sind normal", "Drogen sind wie Urlaub" oder "Drogen müssen nicht sein" begründen. Zwischendurch werden berühmte Drogen-"Nutzer" porträtiert: Jack Nicholson ("Ich habe alle

Frauen gevögelt, ich habe alle Drogen ausprobiert, und ich habe jeden Drink getrunken“), Michel Friedmann (“Ich habe geblutet“), Johnny Depp (“Rückblickend habe ich 35 Jahre im Nebel verbracht“).

Frei flottierendes Wissen

Die Schott'sche Methode ist für dieses Thema geradezu prädestiniert. Denn der Diskurs über Drogen ist auf dem Niveau der Nutzer vor allem einer, der sich durch die frei flottierende Weitergabe von Bruchstücken, Anekdoten, Infos, Tipps, Andeutungen, Empfehlungen und Warnungen strukturiert. Und er lädt dazu ein, die aufgenommenen Bruchstücke zu erweitern, anzureichern und mit eigenen Erfahrungen und Kenntnissen wieder in Umlauf zu bringen. Dass sich dabei nichts Halbes und nichts Ganzes ergibt und man deshalb am Ende eben nichts Genaues über Drogen weiß, gehört zum Grundprinzip des Diskurses dazu. Er muss auf immer unabgeschlossen sein. Darin liegt seine Spannung, seine Faszination, und nur so erhält sich die abenteuerliche Freude auf den nächsten Rausch, von dem man noch nicht genau weiß, was er bringt.

I can read clearly now

So braucht auch das “Breite Wissen” einen aktiven Leser, der den Diskurs am Laufen hält, indem er die Informationen weiterverarbeitet, für eigene Abflüge nutzt und dann weitergibt. Mehr noch braucht das “breite Wissen” aber auch den breiten Leser. Der kann vielleicht, so wie die Spinnen mit ein bisschen LSD ihre Netze ganz besonders gleichmäßig weben, mit ein bisschen Zeug im Blut das feine Gewebe erkennen, das zwischen allen einzelnen Informationen gespannt ist und das den einen großen geheimnisvollen Zusammenhang der Welt garantiert. Vielleicht schafft man es ja mit diesen Erfahrungen in die nächste Auflage des Buches – in der Rubrik: “I can read clearly now. Die zehn abgedrehtesten Lektüren auf Speed.”

April 2007

Ingo Niermann, Adriano Sack: Breites Wissen. Die seltsame Welt der Drogen und ihrer Nutzer. Berlin: Eichborn, 2007, 189 Seiten, 14,90 Euro.

2.34 Thomas Oberender (Hg.) | Unüberwindliche Nähe. Texte über Botho Strauß (Roman Widder)

Das Buch „Unüberwindliche Nähe“ kann man als Geschenk verstehen. Als Geschenk für Botho Strauß. Und wie jedes Geschenk ist es auch eine Anmaßung.

Denn wie Thomas Oberender, der Herausgeber des zum sechzigsten Geburtstag von Botho Strauß erschienenen Sammelbandes in seinem Eingangsporträt selbst immer wieder betont, bemüht sich das Buch, Charakter, Persönlichkeit und Denkart eines Autors zu beschreiben, der einmal behauptet hat, in seinem ganzen Leben keine einzige autobiographische Zeile verfasst zu haben. So bekennt Strauß in einem Zeit-Interview von 2003: „Es ist für mich unabänderlich, und das könnte man religiös nennen, eine Buchstabenfrömmigkeit, dass alles, was von mir existiert, nur durch das Buch existiert. Ich akzeptiere nichts außerhalb der Schrift.“ Mit dieser Unsicherheit, ob ein solches Geburtstags-Buch, so sehr es selbst auch Schrift sein mag, diesen Wunsch vielleicht nur verletzen oder parodieren kann, beginnt eine Reise durch Leben und Werk des Dichters.

Insgesamt 30 Autoren, Schauspieler, Regisseure, Literaturwissenschaftler und Philosophen (darunter nicht wenige Prominente wie Bruno Ganz, Martin Mosebach oder Michael Krüger) haben sich versammelt, um – so das selbsterklärte Ziel des Bandes – ein Gespräch über die unterschiedlichen Genres, Metiers und Perspektiven hinweg zu ermöglichen. Tatsächlich interessiert das Buch jedoch weniger durch einen Reichtum an Perspektiven, als durch einen Reichtum an Geschichten, weniger durch vielstimmige Objektivität als durch eine besonders subjektive, ja gelegentlich intime Ausrichtung der Beiträge.

Adoleszente Liebe zu Botho Strauß

So sind denn auch jene Texte die schönsten, die diese eigenartige, unsachliche, dokumentarische Kommunikationssituation – über, für und zu Botho Strauß zugleich zu schreiben – sich positiv zu Nutze machen. So zum Beispiel der Text „Alle Jahreszeiten an einem Tag“ vom Regisseur Luc Bondy, der im Stile eines Briefes in der zweiten Person direkt an Strauß gerichtet ist. „Über dich zu schreiben, ist prekär“ bekennt er und bezeichnet Strauß trotzdem prompt als

„Metaphysiker“, aber auch als „Beobachter gesellschaftlicher Fluktuationen“. Seine Denkart nennt er „elliptisch“, seinen Stil „sarkastisch-skeptisch“ und seine Prosatexte vergleicht er mit einem einzigen langen Tagebuch. In diese Reihe der Texte, die sich durch ihre Intimität sowie durch ihre Fähigkeit zur Ironie auszeichnen, gehört auch der Beitrag „Liebesbrief an Botho Strauß“ der Regisseurin Christina Paulhofer. Die mit Strauß persönlich nicht bekannte Autorin erzählt von ihrer adoleszenten Liebe zum Idol Botho Strauß, mit dem nur noch David Bowie konkurrieren konnte. Zwei Jahre lang hat sie das gesamte Werk von Botho Strauß nach dem Motiv der Liebe durchgeforstet. Im Stile eines Bekenntnisses erzählt sie ihm all das und noch mehr, um dann mit einem Heiratsantrag zu schließen.

Reflexionsorgan des Konservatismus

Mit deutlich mehr intellektuellem Eifer geht es beim Literaturwissenschaftler Jochen Hörisch zur Sache, der in Strauß das unerlässliche kritische Reflexionsorgan des Konservatismus und damit einen Autor der „Verknüpfungen von nicht verknüpfbaren Sphären“ erkennt. Hier und an anderer Stelle wird Strauß zu einer Grenzfigur, der es gelingt, herrschende Kategorien literarisch und essayistisch zu subvertieren. Ähnlich Michael Krüger, für den es bei Botho Strauß darum geht, „dem Wir-Menschen den Einzelnen gegenüberzustellen“ und diesen zu stärken. Und so bemüht sich Krüger selbst in seinem enthusiastischen Beitrag die Physiognomie eines „einzelgängerischem Diaristen“ zu zeichnen, der das „Epizentrum des Verfalls schlechthin“ ist.

Die meisten Texte sind kleine Hymnen an den Autor, die oft gebetsmühlenartig eine Reihe von Namen wiederholen, um Verwandtschaftsverhältnisse zu beschreiben. Oft nicht mehr als Kanonisierungsversuche, die aber immerhin eines anzeigen: Spätestens mit diesem Buch ist Botho Strauß zu dem geworden, was man eine lebende Legende nennt.

Dass Strauß dabei mehr oder minder kritiklos gefeiert wird, verwundert angesichts des Rahmens kaum. Dass die Feierlichkeiten jedoch teilweise ins Sakrale abdriften, muss befremden, und droht dem ganzen Buch ein klein wenig den Charakter des Überflüssigen zu geben. Entschädigend wirkt insofern der sehr reflektierte Schlussbeitrag „Mythos und Erlösung“ des Philosophen Lars

Svendson. Dieser ordnet Strauß' mythisches Denken und seine „Philosophie des Noch“ der dialektischen Tradition von Benjamin bis Adorno zu, wonach der Fortschrittsglaube stets das Vergessen bedingt. Die Suche nach einer nicht chronologischen, sondern kairologischen Zeit, welche sich „vertikal in die Geschichte einschneidet“, sowie das Erbe der deutschen Romantik wären demnach die Fluchtpunkte seiner Texte. Svendson verschweigt jedoch auch nicht, wie metaphysisch, transzendental und unhinterfragbar Strauß erscheint, wenn er beispielsweise in „Die Fehler des Kopisten“ 1997 schreibt, dem menschlichen Subjekt könne nur ein Sinn entsprechen, der über diese Welt hinausgeht, da jenes „in“ dieser Welt, jedoch nicht „von“ dieser Welt sei. Auch die simple, binäre Logik der Gegensatzpaare mit der Strauß der Zivilgesellschaft die Volksgemeinschaft, dem Intellekt der Geist, der Zivilisation die Kultur entgegensetzt – ein von Negationen durchdrungenes Denken – erkennt Svendson als problematisch.

Vermittlung von Ästhetik und Politik

Strauß' Texte haben sich vielleicht nichts mehr als einer Vermittlung von Ästhetik und Politik verschrieben haben, ohne der Illusion anheim zu fallen, dass alles analysierbar, rational erklärbar, und somit veränderbar sei. Nicht zufällig ist der am häufigsten zitierte Text des Buches darum auch der politischste und der umstrittenste des Autors zugleich: der Spiegel-Essay „Anschwellender Bocksgesang“ aus dem Jahr 1993. In ihm findet ein medien- und modernekritischer Konservatismus wohl seine erregendste, skandalöseste, vielleicht progressivste Form. In diesem noch heute lesenswerten Essay klagt Strauß die Janusköpfigkeit einer Mediendemokratie an, die den Rechtsradikalismus verpönt und zugleich für ihre eigene Legitimierung benötigt, darum nährt und provoziert. Dass Botho Strauß dabei mit den Ideen der negativen Dialektik oder René Girards eine neue Rechte legitimieren will, zeugt von der Paradoxie, der Explosivität und der kritischen Emanzipation eines Denkens, welches zu immer neuen Relektüren und Stellungnahmen herausfordert.

„Unüberwindliche Nähe“ ist ein Buch mit vielen Stimmen, vielen Gesichtern und, nicht zu vergessen, einigen ausgezeichneten Fotografien des Autors und der Inszenierungen seiner Stücke. Schön ist, dass die Texte in ihrer geistreichen, stillen Zwiesprache mit dem Autor sich weder den Laien verschließen,

noch die Spezialisten langweilen, und der Spagat zwischen Wissenschaft und Kunst tatsächlich gelingt. Vom Einsteiger bis hin zum Wegbegleiter ist das Buch für all jene interessant, die sich abseits von in literaturwissenschaftliche Begrifflichkeit geronnenen Wissens, für die Person Botho Strauß selbst interessieren, und zwar weniger für seine Biographie als für die die offene Auseinandersetzung, die sein Name bezeichnet.

März 2008

Thomas Oberender (Hrsg.): Unüberwindliche Nähe. Texte über Botho Strauß. Mit Fotografien von Ruth Walz, Berlin: Theater der Zeit, 2004, 234 Seiten, 18,00 Euro.

2.35 Èrik Orsenna | Lob des Golfstroms (Erhard Schütz)

Kein Zweifel, ein erzählendes Sachbuch. Denn es beginnt: "Ich bin nicht Wissenschaftler, sondern Weltenbummler. Und genieße so banale Fragen wie: Warum ist die Nacht schwarz? Warum macht Wasser naß? ... Und was treibt die Strömung an? – Fragen, die Eltern, aber auch Gelehrte in Verlegenheit bringen." Orsenna fragt nach dem im Ozean verborgenen Fluß. Der Golfstrom. Eine alte Faszination und angesichts der Klimasorgen zudem durchaus nicht unaktuell. Erik Orsenna, u.a. hierzulande bekannter geworden mit einer sehr schönen Plauderei zur Gartenkunst, *Der Gärtner von Versailles* (2003), ist Romancier, hat ein paar Jahre für den Élysée-Palast gearbeitet und ist Mitglied der Académie Française, was er in seinem Lob des Golfstroms eigenlobend wissen läßt. Überhaupt spricht Orsenna viel von sich, denn mit dem Golfstrom sucht er einen "Freund" seiner Kindheit auf, huldigt ihm als "einer aus Amerika gekommenen Gottheit, der ich die fast tropisch blühende Üppigkeit unserer bretonischen Gärten und die (relative) Wärme meiner Badegewässer verdankte".

Der Besuch beim Golfstrom erweist sich bald als langwierige und desillusionierende Suche, Recherche in den verschiedensten Forschungsinstituten und Reise mit vielen Stationen zwischen Frankreich und Amerika. Dabei verliert, wie es nicht selten der Fall mit Gewißheiten der Kindheit ist, der Strom immer mehr

an fester Kontur und gewinnt zugleich an Facetten. Man erfährt mit Orsenna, daß der Strom gar nicht allein für das segensreiche Klima zuständig ist, dem z. B. Schottland blühende Rhododendren und Norwegen verdankt, daß es nicht unter Packeis liegt, sondern nur ein Faktor unter anderen. Und wissenschaftlich wird der Strom, die Schleife durch den Atlantik, verstümmelt: Golfstrom soll er sich nur zwischen dem Golf von Mexiko und der Mitte des Ozeans nennen dürfen, danach läuft er weiter als schnöder "Nordatlantik-Trift".

Bis man aber das alles mit und von Orsenna erfährt, hat man schon viel absolvieren müssen: Vulkanismus und Mondgezeiten, Kontinentaldrift, die Coriolis-Kraft und ihr Entdecker, Sokrates über das Schicksal der Seele, Benjamin Franklin, Kap Hatteras, griechische Mythologie, Jules Vernes 20 000 Meilen unter den Meeren, ein Besuch in Woods Hole bei der Oceanographic Institution, Wanderung auf den Lofoten, eine Hommage an Albert I. von Monaco, Besuch beim Klub der Argonauten, dann "kommt das Genie der Phönizier ins Spiel", das Havarie-Komitee in Brest, die Scottish Rhododendron Society, Currys Luftdruck-Typen, die kleine Eiszeit, die sechs Eiszyklen des Hartmut Heinrich, El Nino, Lacans Interesse für Knoten am Ende seines Lebens, der Park von Courances – und noch immer sind wir nicht ans Ende der Weisheit gelangt. Man ist zunächst einigermaßen verwirrt inmitten all' der Abschweifungen, gelegentlich auch befremdet von den mal pompös raunenden, mal bürgelhaft banalen Ausdeutungen ("Eine Strömung macht sich nie allein auf den Weg. Sie ist immer von einer Gegenströmung begleitet. Als sollte auf das Grundprinzip jeglichen Gemeinschaftslebens hingewiesen werden: jeder Macht ihre Gegenmacht, jeder Mehrheit ihre Opposition."). Aber man kann sich der Faszination von Orsennas Erzählungen, Plaudereien und Abschweifungen nur schwer entziehen. Das Buch liefert ein Mosaik aus short cuts. Sie scheinen zum einen erzählerische ‚Modernität‘ suggerieren zu sollen: Montage und Collage, zum anderen dem Leser den Stoff leicht machen, indem man übersichtliche Portionen bekommt und sich nicht vor langen Ableitungen graulen muß.

Doch auf den zweiten Blick offenbart sich darin ein noch größerer Ehrgeiz als der bloß angenehmer Wissensunterhaltung. Im Laufe seiner Recherchen kommt Orsenna nämlich zu dem Schluß: "Das Porträt des Golfstroms ist eher das einer Familie als das eines einzigartigen Helden, eines erhabenen und spen-

dablen Flusses. Eine Familie, die aus ephemeren Individuen besteht: Sie wirbeln herum, weil das Wasser ständig in Bewegung ist.“ Und dieser strömenden Familienbande, kann man folgern, wird nur die Assoziation der je für sich ephemeren, zusammen aber mächtigen Erzählpartikel gerecht. “Was hat das denn mit dem Golfstrom zu tun? werden die Schulmeister ausrufen, die jeder Abschweifung auflauern.“ So fragt Orsenna sich rhetorisch gegen Ende selbst, um dann auf seinen “unverbrüchlichen Rechten” als Weltenbummler zu beharren. Er verdeckt mit dieser Abschweifung von der Abschweifung listig, daß er sich das Prinzip des Golfstroms zum Darstellungsprinzip gemacht hat, eben das der Abschweifung: “Um seine Unabhängigkeit zu beweisen, entfernt unser Golfstrom sich daher von Zeit zu Zeit von der Küste, kehrt aber bald schon wieder zurück. Diese seine Mäander wirken sich positiv aus: Die Abschweifungen sind Lockrufe.“ So verhält sich das Buch mimetisch zu den Strömen und Gegenströmen, zur “Familie” der Wirbel, Mäander und Abschweifungen – und liefert damit seine eigene Poetik des mäandrierenden Sachbuchs zwischen kindlicher Neugier und organisierter Forschung, zwischen Lektüre-, Lebens- und Reiseerzählung. Und aktiviert damit schließlich, die Faszination für den einen Strom in die für Ströme überhaupt umleitend, einen Grundbegriff der europäischen Aufklärung, den der Zirkulation.

Anmerkungen:

Alfred Wegener hat nicht, wie S. 24 übersetzt, die Geschichte der Erde, sondern ihre Geschichtsschreibung revolutioniert.

Ja, Hans Leip, der Autor des beeindruckenden “Roman des Golfstroms”, Der große Fluß im Meer (1954), ist, wie S. 151 vermutet, zugleich der Texter von Lili Marleen. Das S. 239 angekündigte Buch von Bruno Voituriez, Le Gulf Stream, ist inzwischen erschienen (Collection COI Forum Océans, 2006)

September 2006

Érik Orsenna: Lob des Golfstroms. Aus dem Französischen von Annette Lallemand, München: C. H. Beck 2006, 239 Seiten mit 4 Karten, 17, 90 Euro.

2.36 Kathrin Passig und Sascha Lobo | Dinge geregelt kriegen (Gesine Schröder)

Dem Lektorat von Rowohlt Berlin ist es zu verdanken, dass dieses Buch nicht den kantigen Begriff Prokrastination im Titel trägt. „Dinge geregelt kriegen – ohne einen Funken Selbstdisziplin“, das klingt vielversprechend, witzig, einfach zum Anbeißen. Wer sich dennoch vor dem Kauf über konkrete Inhalte informieren möchte, etwa anhand von Klappentext und Rezensionen, gerät in Verwirrung: Geht es hier um einen Ratgeber für Prokrastinierer? Um eine Art Antiratgeber, der Regalmeter voller Tipps, Tricks und Selbstdemütigungen endlich überflüssig, wenn nicht rückgängig macht? Artikuliert sich in dem von den Autoren eingeführten Begriff LOBO ein neues Lebensgefühl, nabelbeschaut sich eine ganze Generation von vorgeblich Verpeilten, oder liegt uns gar, wie die FAZ jubelt, das Manifest eines neuen Arbeitsethos für krisengebeutelte Zeiten vor?

Die Antwort lautet ganz einfach: Ja. Und ja. Denn die prominenteste und von den meisten kritischen Besprechungen monierte Eigenschaft dieses Buches ist sein haarsträubend charmanter Ekklektizismus. Zunächst einmal stapeln die Autoren tief. Sie umreißen das in den letzten Jahren populär gewordenen Phänomen der Prokrastination (denn unter seinem deutschen Namen „Aufschiebeverhalten“ wäre es keins) und versprechen keine Abhilfe. Die bisherige Forschung zu den Ursachen dieser Verhaltensdisposition sei dürftig, schreiben sie, und der verbreitetste Therapieansatz schon im Kern verfehlt: „Herkömmliche Ratgeber raten, sich zu ändern, indem man Selbstdisziplin erlernt – unter Zuhilfenahme von: Selbstdisziplin.“ Passig und Lobo wollen dagegen einen Bewusstseinswandel anregen, der den Geplagten ihren Leidensdruck nehmen und bestenfalls dadurch ihre Produktivität doch wieder freisetzen soll. „Nicht ich bin unzulänglich“, lautet ihr Mantra, „die Welt ist ungünstig eingerichtet und schlecht gewartet“.

Die Lage, in der Adenauer die Arbeit an seinen Memoiren aufnimmt, ist zwiespältig. Er ist bemüht, letzte Weichen für Deutschland und die CDU zu stellen, auch wenn sein Einfluss bereits stark zurückgegangen ist. Während der aufreibenden Grabenkämpfe in der Phase seines Rücktritts als Kanzler (1963) bis

zum Abtritt von der CDU-Parteispitze (1966), drückt er sich noch hartnäckig vor der Arbeit am Schreibtisch.

Das kuschelige Gefühl zur Avantgarde zu gehören

Um dieses „Ein-Schritt-Verfahren“ zum glücklicheren Leben anzuwenden, braucht es dann aber doch einiges an theoretischer Unterfütterung und praktischen Anregungen. Und dazu wird von der „chinesischen Philosophie I-Ging“ über die „alten Römer“ und nicht näher bestimmte Indianerkulturen Nordamerikas bis zu „der Esoterik“ augenzwinkernd alles herbeizitiert, was sich gegen das Zitiertwerden nicht wehrt. Einer ihrer Belege „wird abwechselnd Bhagwan, Henri Nannen und Walter Moers zugeschrieben, sodass für jeden ein passendes Vorbild dabei sein sollte“. Noch öfter aber fehlt dieses Augenzwinkern oder wird vorübergehend von einem Schulterzucken abgelöst: Passig und Lobo ist jedes Erklärungsmodell recht, „das nicht unbedingt als wissenschaftliche Theorie gelten soll, aber zur Verdeutlichung gut funktioniert“. In diesem Sinne „gut“ funktionieren Verweise auf Foucault, die Utilitaristen und Max Weber, historische Anekdoten ebenso wie Erlebnisberichte aus dem näheren Bekanntenkreis oder gleich von den Autoren selbst.

Ihrem Projekt schadet dieses auf die Spitze getriebene Genremerkmal des Ratgebers allerdings nicht, im Gegenteil. Denn die bunte Schar von Paten wird ja zu dem Zweck herbeizitiert, dem gerade aus der Taufe gehobenen „Lifestyle Of Bad Organisation“ beziehungsweise dessen Anhängern, den LOBOs, gehörig den Bauch zu pinseln. Der Bedarf ist groß, wie der rasante Einstieg in die Bestsellerlisten belegt. Die Welt scheint auf dieses Buch nur gewartet zu haben, genauer gesagt, die wachsenden Gruppen und Grüppchen derer, die in prekären Arbeitsverhältnissen ständig gehalten sind, sich selbst zu disziplinieren, die in Zeiten der Wirtschaftskrise Leitsätzen mit immer geringeren Halbwertszeiten misstrauen, denen die „herkömmliche“ Ratgeberliteratur ebenso unentbehrlich wie verhasst geworden ist oder die Ratgeber sowieso nur zur Hand nehmen, wenn sie aus der Feder von Kathrin Passig stammen. Sie alle erleben bei der Lektüre das kuschelige Gefühl, zur kulturellen Avantgarde zu gehören.

Der innere Schweinehund wird zum Blindenführer

Aber der Lektüregewinn geht noch darüber hinaus: Wie jeder erfolgreiche Ratgeber enthält auch dieser ein Heilsversprechen, dem die Begeisterung und Enttäuschung seiner Kritiker (in der FAZ respektive der SZ) eigentlich gilt. Mithilfe des oben erwähnten Leitspruches soll ein Bewusstseinswandel vollzogen werden, der den verlorenen Einklang mit der Welt wiederherstellt: Mit sich selbst ausgesöhnt, soll der LOBO seine scheinbaren Unzulänglichkeiten als Potentiale erkennen. Der innere Schweinehund wird zum Blindenführer, der seinem glücklichen Besitzer den Weg zum erfüllten Leben weist wie dereinst Robert Schumann, der sein Jurastudium zugunsten seines Klavierhobbys vernachlässigte. Nur wer sich den Zumutungen der Selbstdisziplin entzieht, wird seinen wahren und richtigen Platz in der Welt erkennen, den es, so die stillschweigende Vorannahme, gibt. So weit, so esoterisch und so bekannt, wenn auch nicht unbedingt in der Kernzielgruppe dieses Buches. Die Verfechter solcher Haltungen haben meist ziemlich schwer zu merkende Namen mit einem „Sri“ oder „Guru“ davor, und auch sie lassen sich sicher nicht daran hindern, wie die LOBO-Priester gelegentlich neuere Erkenntnisse der Chronobiologie zu zitieren.

Geschicktes Lavieren im Rahmen des Common Sense

Ganz so ist es natürlich auch wieder nicht. Nicht nur, dass sich die Autoren uneins sind, ob man den höheren Bewusstseinszustand nun durch Einkehr, Bauchgefühl, scharfes Nachdenken, praktische Einübung oder you name it zu erreichen sei, sie mögen sich auch nicht so ausschließlich auf ihn verlassen, wie es ihr „Ein-Schritt-Verfahren“ suggeriert. Sich den drängenden Anforderungen der Umwelt zum Beispiel durch Sockenbügeln zu entziehen sei offensichtlich nicht förderlich, heißt es, auf sinnvolle, „gute“ Prokrastination komme es an. Wer allzu ernsthaft das vorgebliche Programm beherzigt und fortan seine Arbeitszeit, dem Aufschiebedrang folgend, komplett mit Sockenbügeln verbringt, mag damit zur Erleuchtung gelangen, den Autoren geht es aber dann doch mehr um den Erfolg. Keine Totalverweigerung, keine „allzu zornige Kapitalismuskritik“ wird empfohlen, sondern geschicktes Lavieren im Rahmen des Common Sense, Mut zum kreativen Umgang mit den Vorgaben, kontrollierte

Impulsivität, also alles, was einen sozial integrierten Freiberufler in kreativen Berufen voranbringt.

Das wäre ernüchternd, aber Kathrin Passig und Sascha Lobo meinen es ja alles sowieso nicht so ernst. Sie meinen es ehrlich. Ihr Text versprüht in all seiner Inkonsequenz und Flickschusterei so viel Enthusiasmus und Witz, dass man gar nicht umhin kann, ihn als gelungenes Resultat einer Grundhaltung zu sehen, die gar nicht neu sein muss, um zu begeistern: Hier haben sich zwei Menschen einer Sache gewidmet, die ihnen wirklich am Herzen lag. Das vermittelt bei der Lektüre das wunderbare Gefühl, ein echtes Gegenüber zu haben, das mit viel Wortwitz, Scharfsinn, Finten und Ausflüchten seinen Standpunkt vertritt, ob man ihn nun mag oder nicht. Dieses seltene Vergnügen spricht vielleicht am meisten für ein Buch, das auf inspirierende Weise mit den Genrekonventionen spielt, um sie dann hintenherum doch noch zu erfüllen.

November 2008

Kathrin Passig und Sascha Lobo: Dinge geregelt kriegen – ohne einen Funken Selbstdisziplin. Berlin: Rowohlt 2008, 272 Seiten

2.37 Gerhard Paul | Der Bilderkrieg (Jonas Brendebach)

Geschichte der Kriegsbilder

Als der Flensburger Historiker Gerhard Paul im September 2005 in Göttingen einen Vortrag unter dem Titel 150 Jahre Geschichte der Kriegsbilder hält, erweisen sich die vorbereiteten Bildprojektionen der computergestützten Präsentation als zu groß – sie sind für eine Leinwand, nicht für die kleinen PC-Bildschirme gedacht, vor denen seine Zuhörer sitzen. Eine Situation mit postmodernem Mehrwert: Sie belegt die Notwendigkeit der publikumsorientierten Visualisierung, die aus Präsentationen jeglicher Art heutzutage nicht mehr wegzudenken ist. Auf anderer Ebene aber verweist sie auf die Sperrigkeit des Mediums Bild.

Die Begriffe des visual turns und des Bildes haben Konjunktur: Von der Mediävistik, über die Kunstgeschichte oder die Medienwissenschaft bis hin zu den Historikern kommt kein Diskurs und kaum eine Tagung ohne sie aus. Doch seit dem flammenerleuchteten Nachthimmel über Bagdad, den Folterbildern aus Abu Ghraib, den Hinrichtungsvideos von Saddam oder auch dem Totenschädel auf der Motorhaube eines Bundeswehrjeeps in Afghanistan verbreitet sich der Eindruck, dass diese „Bilder“ mehr sind als ein analytischer Begriff im Elfenbeinturm der Wissenschaften.

Irak 2003: Der Bilderkrieg

Seit einigen Jahren prägt Gerhard Paul unter dem Stichwort Visual History den geschichtswissenschaftlichen Zugriff auf die Bildforschung, sein Thema ist die Kriegsbildforschung. In *Bilder des Krieges – Krieg der Bilder*. Die Visualisierung des modernen Krieges leistete Paul 2004 Grundlagenarbeit, indem er die visuelle Verarbeitung der Kriege im 19. und 20. Jahrhundert nachzeichnete und in begleitenden Fotoessays ihre medialen Wirkweisen offenlegte. Ein streitbares Standardwerk, das es zeitweise unter die Top Ten der Sachbücher schaffte.

Die Rolle der Medien in der Kriegsberichterstattung wird zunehmend komplexer und ihre Bedeutung in Verlauf und politischer Steuerung von Kriegen nimmt stetig zu, gerade deshalb sind Werke wie dieses nötig, um gleichzeitig das Bewusstsein für die Wirkung visueller Medien zu steigern, nicht zuletzt für die ‚Medienmacher‘ selber.

Als Fortsetzung versteht sich das 2005 erschienene Buch *Der Bilderkrieg – Inszenierung, Bilder und Perspektiven der „Operation Irakische Freiheit“*. Gestützt auf die akribische Auswertung der Berichterstattung in Print-, Bild- und Online-Medien setzt Paul sich kritisch auseinander mit der visuellen Inszenierung des Irakkrieges durch die US-Regierung unter George W. Bush. Ausgangspunkt und Ziel der spannend geschriebenen und sinnvoll segmentierten Studie ist die „These, dass sich der moderne wie der postmoderne Krieg grundsätzlich der visuellen medialen Repräsentation entzieht, ja das Nicht-Darstellbare schlechthin ist“.

Mühe los lässt Paul interdisziplinäre Grenzen hinter sich und belebt seine Perspektive durch eine sensible Befragung der Gegenwart. Sofern er dabei die Wahrnehmungsmechanismen unseres eigenen westlichen Kulturkreises in den Blick nimmt, kann dieser auf 237 Seiten entfaltetem Bilderkrieg dem Leser wechselweise den Schock oder die Schamesröte ins Gesicht treiben.

Drei Grundfragen der medialen Repräsentation

Strukturiert wird die Betrachtung der „visuellen medialen Repräsentation“ des Irakkrieges durch drei Grundfragen.

Erstens: Wie wirken sich die neuen Möglichkeiten der Kriegsberichterstattung auf das in den Medien vermittelte Bild des Krieges und die Kriegsführung selbst aus?

Zweitens: Welche Wechselwirkungen bestehen zwischen den inszenierten Kriegsbildern und dem kollektiven Gedächtnis? An dieser Stelle rückt auch das Thema der militärischen und politischen Propaganda in den Blick.

Drittens: Welche Rolle spielen die Kriegsberichterstatter auf der Bühne der Öffentlichkeit und des inszenierten Bilderkrieges?

Der Irakkrieg zeigt schließlich eine mediale Entwicklungsdimension, die parallel zum Kriegsgeschehen ihre eigene Dynamik entwickelt. In zehn Kapiteln zeichnet Paul die Eskalation im Bilderkrieg um die Befreiung des Iraks nach.

Von den Ground Rules über die Narrative eines Krieges zu den Bildstörungen

Das Verhüllen von Picassos Guernica im UN-Hauptgebäude in New York am Tage von Colin Powells Beweisführung für das Vorhandensein von Massenvernichtungswaffen im Irak vor dem UN-Sicherheitsrat bildet ein markantes Vorspiel zum Kampf um die Bilderhoheit. Eröffnet wird der visuelle Rüstungswettlauf aber durch das amerikanische Pressemanagement. Frei nach Eisenhowers Devise „Public opinion wins wars“ wird ein perception management entwickelt, das die Wahrnehmung des weltweiten Publikums unter Kontrolle bringen soll. Ausgewählte embedded journalists sollen dem militärischen Eingriff das Gesicht eines aseptischen High-Tech- und Präzisionskrieges geben.

Ohne Namen, ohne Opfer. Ein Set sogenannter Ground Rules verbietet das Filmen von Tod und Vernichtung auf den Schlachtfeldern und das Sezieren der Kriegsgeschehnisse in einzelne Schicksale. Gleichzeitig protegiert das Informationsmanagement die Shock and Awe-Strategie gegenüber dem Feind. Schon vor dem ersten Angriff schaut er seiner Unterlegenheit ins Auge. Die Androhung massiver militärischer Gewalt soll die Schaltzentralen im Irak demoralisieren und den Widerstand in seiner ganzen Breite brechen.

Doch noch während die ersten Feuersäulen über Bagdad aufsteigen und CNN-Reporter „fantastische Bilder“ vom schaurig-schönen Nachthimmel über einer brennenden Stadt zeigen, setzt sich die visuelle Rüstungsspirale fort. Die Bilder dominieren. Paul konstatiert, dass die Wahrnehmung – nicht die Wahrheit – zum ersten Opfer des Krieges wird. Vom Dach des Hotels Palestine, in welchem die westlichen Medienvertreter Quartier beziehen konnten, lassen sich die ersten Akte der Kriegschirurgie noch im Stile einer Sport-Liveübertragung kommentieren. Nur die arabischen Sender Al Dschasira und Abu Dhabi TV bringen die erschütternden Nahansichten der Zerstörung: Der kleine Ali Abbas, der durch die Bombenangriffe beide Arme verliert, wird zum Gegenbild eines „sauberen Krieges“.

Die Strategen des Pentagon reagieren mit massiver Überinformation. Die journalistische Auswahl soll erschwert, die Kontrolle erhöht werden. Was Herfried Münkler 2002 in *Die neuen Kriege* die „Verwandlung der Kriegsberichterstattung in einen ‚Berichterstattungskrieg‘“ nennt, hat sich längst auch im Irak vollzogen.

Bei stockendem Kriegsverlauf müssen die Narrative einer Erfolgsstory aufrecht erhalten werden. Die gefälschte Befreiungsgeschichte der US-Soldatin Jessica Lynch wird zum Tapferkeitsmythos, der das amerikanische Heldentum ins Gedächtnis zurückrufen soll. Auch der Sturz der ersten Saddam-Statuen entpuppt sich als inszeniertes Bühnenspektakel für die westliche Medienöffentlichkeit: Bei der Befreiungsfeier ist die irakische Bevölkerung nicht einmal anwesend.

Fortgesetzt werden die angestregten Narrative in der präsidialen Zeremonie zur Beendigung der Hauptkampfhandlungen. Bush wird per Jet auf die U.S.S. Abraham Lincoln eingeflogen, um vor einem großen Banner mit der Aufschrift

„Mission Accomplished“ den Erfolg der Unternehmung „Iraqi Freedom“ zu proklamieren. Sinnbildlich: Die U.S.S. Abraham Lincoln kreuzt nicht etwa in der Golfregion, sondern vor der Küste Kaliforniens.

Konterkariert werden die Bilder der Sicherheit durch Al Dschasiras Berichte über gelynchten und geschändeten US-Soldaten in den Straßen von Falludscha. Außerdem treibt das bislang unterschätzte Medium Internet die Eskalation im Bilderkrieg voran. Weblogs und Warblogs sind die Stichworte, unter denen Kriegsgegner und alternative Medienvertreter die Welt mit den Bildstörungen des kriegerischen Alltags konfrontieren. Und als islamistische Freiheitskämpfer über das Internet Hinrichtungsvideos entführter Amerikaner verbreiten, scheint eine Entgrenzung der Gewalt mit dem völligen medialen Kontrollverlust einherzugehen. Die Bilder dienen nicht mehr zur Information, sie sind zur Waffe geworden. Während die Foltervideos aus dem amerikanischen Gefängnis in Abu Ghraib tiefste Ängste und Horrorvorstellungen in den muslimischen Gesellschaften mobilisieren, verweisen hingerichtete US-Zivilisten, im Guantanamo-Look mit orangefarbenen Overalls, auf die Doppelmoral der westlichen Alliierten im Kampf gegen den Terror. Am 13.05.2004 schreibt Bernd Pickert in der Tageszeitung: „Die Kamera, die die Bilder aufnimmt, gehört zum Tatwerkzeug wie das Messer, das den Kopf abschneidet.“

Erst als nicht mehr die Ermordung selbst, sondern ihre visuelle Verbreitung über Printmedien, Fernsehen oder Internet zum wichtigsten Aspekt der Tat wird, setzt eine reflexive Besinnung im Umgang mit den Bildern des Grauens ein. Die visuelle Rüstungsspirale endet in der Einsicht des Pentagons und der Medien über ihre Mitverantwortung daran. Der Kampf um die Bilderhoheit ist nicht zu gewinnen.

Modische Amerika-Kritik oder Medienpädagogik

Pauls Kritik zielt dabei zuweilen recht einseitig auf die Medienstrategen des Pentagon. Etwa nur, weil sich die Namen der Strategen der islamistischen Gegenseite im verzweigten Terror- und Internetnetzwerk kaum finden lassen? Der Schnitt zwischen einer Kritik der Bilder und einer Kritik der amerikanischen Ideologie schwimmt zu oft. Die Frage muss erlaubt sein: Sind die immer wiederkehrenden Vergleiche zwischen den nationalsozialistischen Metho-

den und dem amerikanischen Umgang mit den Medien notwendig? Und wird damit nicht eher ein allzu plumpes Ressentiment bedient?

Abgesehen von seiner Schwäche für das modische Amerikabashing betritt Paul mit seiner Geschichte des Bilderkriegs um den Irak allerdings auf höchst anregende Weise Neuland. Auf der Grundlage des Materials, „das die Medien selbst generierten und transportierten“, liefert er ein Pionierwerk in der Beobachtung von realer Kriegsführung und ihrer medialen Aufbereitung. Sein Verdienst ist es, das Medienproblem der Kriegsberichte aus dem gesellschaftlichen Unterbewusstsein heraufzuholen und dem Leser präzise formuliert vor Augen zu stellen.

Zu Recht nennt Paul in seinem Resümee die friedenspädagogische Aufgabe, „die allgemeinen medienkritischen Kompetenzen des Publikums zu stärken und speziell dessen Fähigkeit zu entwickeln, die Sprache der Bilder des Krieges zu dechiffrieren, deren Interessengebundenheit zu deuten und die Bilder in ihre politischen Entstehungskontexte einzuordnen“. Er spricht nicht nur ein Defizit in der Bildungspolitik an, sondern deutet auf Schwächen im Bewusstsein von Wissenschaft und Medien hin. Allzu willfährig ließen sie die Bilder passieren, die von beiden Seiten des Propagandafeldzuges produziert wurden. Die mediale Entgrenzung der Gewalt ermöglichte den Handel mit kollektiven Angstbildern und die Ausweitung der Kampfzone in die Sphären gesellschaftlicher Wahrnehmung. Für Paul macht der postmoderne Bilderkrieg den beteiligten Zuschauer zum „virtuellen Kombattanten“.

Gerhard Paul trifft mit dieser Beobachtung einen ganz wesentlichen Punkt: Als Zuschauer kann man sich in der heutigen Mediengesellschaft seiner Verantwortung nicht mehr entziehen. Viele Mediennutzer sind längst nicht mehr die passiven Konsumenten, als die sie die längste Zeit modelliert wurden. Als Medienkritiker entzerrt Paul vorbildlich das faktenreiche und komplexe Medienmaterial zu einem präzisen Profil medialer Wirkweisen, das an den Leser nicht die trockenen Ergebnisse einer Studie, sondern seine eigene Verantwortung heranträgt; und betreibt damit aufklärende Populärwissenschaft im besten Sinn. Alle, die sich nicht in mundtoter Konsumentenhaltung, sondern als bewusste Mediennutzer sehen, sollten einen Blick in dieses wichtige Buch werfen

und sich fragen, wer für die Irak-Bilder in ihrem Gedächtnis verantwortlich ist und was man daran ändern kann.

Juni 2007

Gerhard Paul: Der Bilderkrieg. Inszenierungen, Bilder und Perspektiven der „Operation Irakische Freiheit“. Göttingen: Wallstein, 2005, 237 S., 24,- Euro.

2.38 Eberhard Rathgeb | Schwieriges Glück (Michael Schikowski)

Sehr geehrter Herr Rathgeb, herzlichen Dank für Ihr Manuskript *Versuch über die Vaterliebe*.

Der Inhalt Ihres Buches, das sich mit Vätern und Kindern befasst, müsste auf der Rückseite des Umschlags folgendermaßen beschrieben werden: „Hier die Mutter, dort das Kind – Eberhard Rathgeb erzählt vom Dritten im Bunde: dem Vater. Und er erzählt so, wie man vom Persönlichsten sprechen muss: ausgehend von der eigenen Erfahrung. Dieses Buch ist nicht nur für Väter geschrieben“, die sich viel zu selten in eine Buchhandlung verirren, „sondern auch für die Frauen, die etwas wissen wollen über den Mann, mit dem sie eine Familie gründen. Und nicht zuletzt geht es um die Kinder, die ihre Mutter haben und ihren Vater brauchen.“ Zugegeben, der letzte Satz ist eine Plattitüde, aber so ein Buch könnte man wirklich gebrauchen.

Denn ich muss Ihnen mitteilen, dass wir Ihr Manuskript in unserem Verlag nicht veröffentlichen können. Da Ihr Buch im Frühjahr ja schon landauf und landab aus Anlass einer anderen Veröffentlichung angekündigt wurde, wäre Herbst als Erscheinungstermin zu spät. Aber auch aus anderen Gründen muss ich ablehnen. Diese möchte ich Ihnen hier kurz darlegen.

Es gibt in Ihrem Buch Stellen, die dieser oben erwähnten Ankündigung (die, wenn Ihr Buch von einem anderen Verlag übernommen würde, von diesem gerne verwendet werden darf) ziemlich genau entsprechen. Die Szene zum Beispiel, in der Sie zu Besuch bei Ihren Eltern mit Ihrer Tochter in Ihrem Jugendzimmer übernachteten. Dann die Beobachtung, wie sich der Blick auf junge Frauen verändert, wie er sich tabuisiert, wenn man selbst Vater geworden ist.

Schließlich die Szene der Kindheit, in der Sie ihre Mutter im Wohnzimmer antreffen und sie Ihnen so allein vorkommt. „Die Trauer ist dem Sohn“, so nennen Sie sich selbst, „immer der wahre Lebensnerv gewesen, nicht das Glück, und wenn seine kleine Tochter ihn fragte, ob er traurig sei, spürte er den Lebensnerv durch die Generationen gehen wie ein Band, das glücklich machen konnte“. Betrachtet man diese Stellen, die in der Tat „vom Persönlichsten“ handeln, erklärt sich zugleich, warum das Buch als Ganzes, wenn es so bleibt, wie es mir im Augenblick vorliegt, so nicht auf den Markt kommen sollte.

Sie schreiben gleich auf der dritten Seite: „Wenn man etwas über Beziehungen erfahren und lernen möchte, sollte man nicht sofort zu einem Psychotherapeuten rennen, sondern sich der Literatur anvertrauen.“ Das ist sicher nicht falsch, gilt aber auch für die Musik, den Film und wer weiß was noch alles. Aber ich würde mir wünschen, dass Sie, wenn Sie ein Buch mit „Ich“ beginnen und der Verlag die vorgeschlagene Beschreibung des Buches übernimmt, auch von sich erzählen. Sie zitieren einmal Bricks Mutter aus Williams Die Katze auf dem heißen Blechdach mit dem Satz: „Wenn eine Ehe in die Brüche geht, dann liegt es daran, nur daran!“ Gemeint ist das Bett. Ich kann mir nicht helfen, so geht es nicht: Entweder Sie erzählen von Ihrer Ehe, Ihrem Sex und Ihrem Bett oder Sie lassen es. Wenn Sie es lassen, weil sich Ihre Gattin oder Geliebte darüber ärgern könnte (mir wäre es offen gestanden auch nicht recht), erzählen Sie von der Ehe, dem Sex und dem Bett anderer Leute. Wenn Sie die nicht fragen mögen (was auch mir schwer fallen würde) und lieber verdeckt recherchieren, gehen Sie in eine Männergruppe. Dann schreiben Sie aber: „Vielleicht ist das auch ein Thema in der Männergruppe, in die er geht: Sex in der Ehe.“ Sie überlassen also auch das anderen, machen auch das nicht. Sie vertrauen sich – ich muss das so offen schreiben – der Literatur keineswegs an, Sie benutzen sie, um sich vor Ihren Lesern zu schützen. Sie benutzen Williams Szene als Paravent.

Das zur Literatur. Nun zum Landleben. Sie „setzen ein Kind in die Welt“, wie es bei Ihnen immer heißt. Irre ich mich, wenn ich behaupte, der Ausdruck stamme von Ihrem Vater? Das klingt nicht schön. Das in die Welt gesetzte Kind kommt mir so einsam vor. – Als die Annehmlichkeiten der Stadt für das Kind gefährlich werden, ziehen Sie aufs Land. Sprechen wir nicht davon, was

das Kind in zehn Jahren davon hält. Sie bauen einen Hühnerstall. Dabei hilft Ihnen ein Mann mit Filzhut. Kaum ist dieser Mann, der Ihnen besonders ans Herz gewachsen ist und über dessen kitschige Charakterisierung ich nichts weiter sagen möchte, kaum ist also der Filzhut weg, geschieht das, was allen traurigen Intellektuellen auf dem Land geschieht: die Hühner verlassen das deprimierende Ambiente und laufen zum richtigen Bauern über. Statt darüber ehrlich und heiter zu werden, werden Ihre Bilder feuilletonistisch, denn nach Ihnen bietet der verlassene Hühnerstall „denselben trostlosen Anblick wie die verlassenen Häuser im Osten Deutschlands“. Der Psychiater, der zweite Mensch, der Ihnen im Laufe des Landlebens ans Herz gewachsen ist, und der Sie danach befragt, wie es zu Hause so läuft und dem Sie just vom verlassenen Hühnerstall erzählen, hat vermutlich gemeint: „Das mit den Häusern im Osten hat er sich schnell ausgedacht.“ Beide Männer werden Ihnen ja Ihre „Wahlväter“, eine Bezeichnung, die Sie von einem Freund lernen, aber an keiner Stelle auf die Herren anwenden. Warum denn nicht? Soll das vom Leser erkannt werden? Ich weiß es nicht. Sie fügen in der Mitte des Buches folgende Passage ein, die sich als zentrale Gelenkstelle des gesamten Buches ausnimmt: „Ich selbst trage keinen Hut, und auch mein Psychiater“, der ja nicht „Ihr“ Psychiater ist, „trägt keinen Hut, geschweige denn einen Filzhut, unter den wir unsere Welt bekommen würden, wie sollten wir auch, die wir doch immer in die Stadt zur Arbeit fahren, und mein Vater, erinnere ich mich, hat nur manches Mal beim Spaziergehen einen Hut getragen, was aber komisch ausgesehen hat, so, als sei der Hut für seinen Kopf viel zu klein gewesen.“ Ganz im Ernst gefragt, ist es das, was Frauen über den Mann wissen sollten, wenn sie mit ihm eine Familie gründen? Sollen Frauen erfahren, wer welche Hüte trägt oder soll ihnen gezeigt werden, wie man einen Prosatext baut?

Schließlich schildern Sie Ihren Vater, wie viele unserer Generation ihre Väter schildern: als abstinent vom Familienleben und vor allem von der Erziehung Ihrer Kinder. Das ist ja im Grunde so wenig rätselhaft, wie die Hutmode Ihres Vaters komisch. (Ich verweise da nur auf Filme aus jener Zeit.) Mir hat das ein Vater mal erklärt, nicht meiner, natürlich nicht. Aber Sie haben ja nicht nachgefragt, bei Ihrem Vater nicht und auch nicht bei anderen. Vielleicht aber hat es Ihnen einer erklärt und Sie mochten es nicht hören. Sie schreiben lieber solche Sätze: „In den siebziger Jahren haben die jungen Leute vor allem hierzu-

lande, die sich nicht ins Gewohnte finden mochten, weil ihnen alles Gewohnte wegen der vermuteten Verstrickungen ihrer Eltern in den Nationalsozialismus anrühlich geworden war, ihre ganze Lebensweise auf die eigenen Füße zu stellen versucht, unter anderem auch die Beziehung, ein Wort, das damals zu einem Modewort geworden ist.“ Bei solchen Sätzen über „die jungen Leute“ – Sie reden da von unseren älteren Geschwistern? – wird die einfache Erklärung der erzieherischen Abstinenz der Väter verdeckt. Es ist genau dieser Nationalsozialismus, der die große Befangenheit der Väter erklärt. Aber davon bekommt man nichts mit, wenn man immer an was anderes denkt, das man unbedingt nochmals beweisen will. Das alles ist zu weit weg von Ihnen. So weit weg, wie die Rittergeschichte, die Sie auf ganzen sieben Seiten mitteilen und die mit dem Thema fast nichts zu tun hat.

Leider kommen Sie nicht dazu zu erzählen. Das betrifft nicht nur Ihr Leben und das Leben Ihrer Familie, das sei Ihnen zugestanden, es betrifft auch die Literatur. Kierkegaards Erziehung ist so überaus ungewöhnlich und grausam, dass es wie ein Ausweichen vor dem Erzählen wirkt, wenn Sie plötzlich mit einem Satz Kafkas Brief an den Vater streifen und dann unvermittelt ein Zitat aus dem Tagebuch Kierkegaards folgt. Warum lassen Sie Vater Kierkegaard mit dem kleinen Sören nicht bei Sturm und Gewitter auf den Berg gehen? Sie kennen diese Geschichte vermute ich mal, aber Sie zitieren lieber: „Man fürchtet, spurlos zu verschwinden, wenn man ein einzelner Mensch würde.“ Es geht Ihnen, statt um Erleben und Erzählen, um irgendeine Korrespondenz zu einer Stelle vorher. Da schreiben Sie über Väter und Mütter: „Sie mögen das Typische mehr als das Individuelle, von dem sie keine Vorstellung haben, weil sie weder in der Lage noch willens sind, sich selbst in die Nähe des Individuellen zu ziehen.“ Beziehungen als Textbeziehungen sind Ihnen also nicht unwichtig.

Es gibt Länder, in denen wird man für eine Veröffentlichung vom Staat mit Gefängnis bedroht, von den Nachbarn beschimpft und die Geliebte erstattet Anzeige. Das ist alles nicht schön und sagt nicht nur etwas über die Familien und Freunde, sondern auch etwas über die Literatur aus. Dergleichen droht Ihnen nicht, was ein für Sie und Ihr Buch nur leichteres Unglück ist.

Was ist Ihr Buch für ein Buch? Ein Versuch sagen Sie, dann ein Bericht, wie es im ersten Abschnitt häufiger heißt. Ist es ein Sachbuch? Ich wette, man würde

sich unter Ihren Kollegen aus dem Feuilleton, halb aus Verlegenheit halb um etwas Freundliches zu sagen, auf den schwer aromatisierten Kaugummibegriff der Sachprosa, den Essayeinigen. Ein Ratgeber will Ihr Buch ja ganz und gar nicht sein und Sie erwähnen solche Literatur nur einmal am Rande, denn zweifellos gehören Ratgeber nicht zu dem was Sie als „geniale Literatur“ bezeichnen. Solche Bücher kommen für Sie vermutlich nicht in Frage, handelt es sich bei diesen doch eher um Anleitungen zum Typischwerden.

Lieber Herr Rathgeb, was lernen wir aus der Literatur? Ich will es Ihnen sagen: am liebsten gar nichts. Davon wird man nur wirr. Vor allem dann, wenn Literatur sich vor unsere Erlebnisse, die wir nicht mitteilen mögen, schiebt, wenn die Absicht, Literatur zu machen und zu bauen davon abhält, zur Sache zu kommen oder wenn sie um irgendwelcher Beziehungen willen das Erzählen verhindert. Sie lavieren sich durch die tausend Dinge, die niemand wissen soll und niemand etwas angehen. Das ist Ihr gutes Recht. Mehr noch, es ist im Grunde richtig, die eigenen Kinder da rauszuhalten, denn, wiederholen wir es doch, „nicht zuletzt geht es um die Kinder“. In dem Dokumentarfilm Prinzessinnenbad lautet das letzte Wort „Vater“. Im Film selbst tauchen die drei Väter nur kurz als viel beschäftigte und längst neu verheiratete, dann ziemlich unscharf fotografierte, schließlich als in Panama lebende Männer auf. Das lernt man aus dem Film.

Es gibt solche Autoren, die ihr Thema schonungslos gegen sich und die ihren behandeln. Über das Buch von Joan Didion *Das Jahr magischen Denkens* schreiben Sie: „Es ist ein schonungslos offenes Buch und deswegen ein ungehemmtes Bekenntnis, das mitten im blinden Fleck unserer Zeit steht, an dem Ort, von man den Zipfel der Wahrheit erwischen kann.“ Wenn Sie dieses Buch über den Vater, den Sohn, die Kinder, die Frauen und die Familie zum Klappentext geschrieben haben, seien Sie so freundlich und schicken Sie mir das Manuskript. Die Folgen müssen allerdings Sie selbst tragen. So oder so. Seien Sie herzlich begrüßt von

(unleserliche Unterschrift)

September 2007

Eberhard Rathgeb: Schwieriges Glück. Versuch über die Vaterliebe. Hanser, München 2007, 14,90

2.39 Rolf Reber | Kleine Psychologie des Alltäglichen (Erhard Schütz)

„Wer etwas ironisch meint, überschätzt häufig das Ausmaß, mit dem seine Zuhörer die Ironie verstehen; die Zuhörer haben oft keine anderen Anhaltspunkte als die Aussage selbst.“ Ein Sachbüchlein, das populär, im Stil der Brevier-Mixturen von Sammelsurien oder Pseudolexika daherkommt, indem es „77 Lektionen“ zur Psychologie des Alltäglichen verspricht, die uns helfen, das Leben besser zu verstehen, aber in dieser ernstlichen Form gleich eingangs ankündigt, was man nicht in ihm wird finden können, ist mindest so bemerkenswert, wie der Umstand, die Vorstellung eines solchen Kurztakt-Büchleins mit einem derart langen Satz wie diesem zu beginnen.

Keine Ironie Kindern gegenüber

Vor allem gegenüber Kindern und schlichten Gemütern, so lautet die eingängige psychologische Alltagsweisheit, soll man nicht ironisch sein. Nun sind wir Leser solcher Ratgeber ja von diesen ohnehin eher in den Stand der kindisch Einfältigen gesetzt – und so wissen wir, daß also alles, was darauf folgt, sehr ernst gemeint ist und zuverlässig sein muß. Der Autor, Professor für Kognitionspsychologie, wird neben dem Umstand, daß das Muster schon so schön eingeführt ist, auch kognitionspsychologische Gründe für die kleinen Portionen haben. Überhaupt hat er die kommunen Regeln der Popularisierung berücksichtigt. Zudem kann man dem Autor angesichts der wissenschaftlichen Erkenntnis, daß Personen die in punkto Humor inkompetent sind, ihre Inkompetenz gar nicht erkennen, einen gewissen Humor nicht absprechen.

Er vergißt auch die gute alte Personalisierungs-Regel nicht und redet daher auch von sich. So erfahren wir nicht nur, was er so als Professor macht, sondern auch, wie er seine Frau kennenlernte – indem er seine Cola umkippte, was man generell nicht machen soll, wenn man ein erstes Date mit jemandem hat – , und daß er Vater zweier Kinder mit unterschiedlichem Verhalten ist. Über-

haupt geht es mal so zu, daß die vierjährige Manuela im Supermarkt ein Milky Way haben will, der Vater Nein sagt, sie beginnt, Terz zu machen, der Vater schließlich entnervt nachgibt – und der Psychologe weiß, was beim nächsten Mal passieren wird. Sein Rat: Nein zu sagen und durchzuhalten.

Behalten und Verhalten

Mal ist einer Psychologin ein klassisches Experiment eingefallen, das heute noch gilt, nämlich daß wir im Gedächtnis behalten, was uns noch beschäftigt, Erledigtes aber gern schnell vergessen. Oder die Krankenschwester Sarah Kerry befolgt eine mündliche Anweisung zur Medikamentendosierung vom Arzt, die der schriftlichen Dosierungsanleitung widerspricht. Wir lernen, daß man sich leicht von Autoritätspersonen zu vorschriftswidrigen Dingen verleiten läßt.

Aber auch viele neueste Ergebnisse finden sich. Generell zu, sagen wir, Behalten und Verhalten. Unaufwendig verpackt, erhalten wir so nach und nach kleine, aber nachhaltig wirksame Lehren für die alltägliche Selbst- und Fremdbeobachtung, oder für pragmatische Schritte zu Verhaltensänderungen oder wenigstens -akzeptanz – nicht nur Kindern oder dem Ehepartner, sondern auch Chefs und Untergebenen gegenüber. Ebenso nach und nach unterläuft so das Büchlein die kamellippigen Vorurteile des eingangs fest entschlossenen Ironikers und wird ihm tatsächlich ein braves Handbüchlein, bei der Gestaltung von dessen Annonce der Rezensent schließlich zu beherzigen suchte, was Experimente und Befragungen gesichert haben sollen: „Bei komplexen Entscheidungen führt bewusstes Nachdenken zu weniger zufriedenstellenden Entscheidungen.“

Oktober 2007

Rolf Reber: Kleine Psychologie des Alltäglichen. 77 Lektionen, das Leben besser zu verstehen, München: C.H. Beck 2007, 149 Seiten, 9,95 Euro.

2.40 Gerhard J. Rekel | Der Duft des Kaffees (Annett Gröschner)

Es war der Traum Sergej Tretjakows in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts: Rohstoffromane sollten jene Romane ablösen, die von der idealisti-

schen Philosophie beherrscht wurden, weil der Hauptheld, meist eine müßig schmarotzende, privilegierte Gestalt, die gesamte Wirklichkeit absorbierte und subjektivierte. Tretjakow rief nach Büchern mit Titeln wie Holz, Getreide, Kohle, Eisen, Flachs, Baumwolle oder Papier.

Die kompositionelle Struktur dieser "Biographie des Dings" ließe sich mit einem Fließband vergleichen, auf dem das Rohprodukt entlangglitte und zu dem die Menschen auf Querbahnen zu dem Ding stießen. Durch menschliche Bemühungen verwandelte es sich in ein nützliches Produkt. Die vom Roman aufgeblähte menschliche Persönlichkeit dagegen würde auf ihren Platz gestellt.

Der magenkranke Dichter

Achtzig Jahre später erscheint ein Roman über Kaffee, dem nach Erdöl am zweithäufigsten gehandelte Rohstoff der Gegenwart. Es ist die Zeit, als die ganze Welt mit den immergleichen Coffee-to-go-Ketten überschwemmt wird.

Angeblich, so heißt es im Netz, gäbe es über 400 lieferbare Titel zum Thema Kaffee, allesamt Sachbücher. Warum also nicht einen Roman schreiben? Die PR-Abteilung von dtv, wo Der Duft des Kaffees. Die Geschichte einer Verschwörung 2005 in einer Originalausgabe erschien, hat den Mythos zum Buch gleich mitgeliefert. Beim Schreiben lernte Gerhard J. Rekel, ein erfolgreicher österreichischer Dramatiker, "die Qualitäten von Kaffee zu schätzen, bis er mit Magenverstimmungen zu kämpfen hatte. Daraufhin beschäftigte er sich mit der Wirkung des Türkentranks, war überrascht von der historischen Rolle des orientalischen Elixiers und fand schließlich für sich jene Bohnenmischung, die Kopf, Seele und Magen beflügelt." Ja, der Türkentrank, "macht dich blass und krank", heißt es schon im Kinderkanon aus dem 18. Jahrhundert.

Gerhard J. Rekel, der auch schon Drehbücher für den Tatort geschrieben hat, entschließt sich, sein Recherchewissen in einen mit Verschwörungstheorien angereicherten Kriminalroman zu packen.

Die Praktikantin und der Hedonist

Der Plot ist folgender: Der minderjährige Sohn des Espressoexperten Brioni bekommt beim Versuch, seine Angebetete im Café des Berliner Fernsehturms mit den schönsten Gegebenheiten aus der Kaffeehistorie zu beeindrucken, ei-

nen Koffeinschock. Mit ihm werden noch 300 andere Leute vergiftet. Die Anschläge gelten den Produkten der beiden marktführenden Kaffeekonzerne, die die minderwertige Robusta-Bohne verarbeiten. Brioni, ein hochgradiger Kaffee fetischist und Gegner von dünnen Latte-Lorcken, speziell aus der Produktion dieser Konzerne, gerät bald unter Verdacht, der Verursacher der Vergiftungen zu sein. Agathe Weidemann, eine übereifrige, aber unterbeschäftigte Praktikantin eines Privatsenders, der es mit den Rechten seiner Angestellten nicht so genau nimmt, vermutet eine Verschwörung im Kaffeeröstermilieu, zu dem Brioni zweifelsohne gehört. Der will eigentlich mit der Presse nicht sprechen, erliegt dann aber doch dem Eifer der Jugend. Es bedarf allerdings erst einer abenteuerlichen Flucht vor der Polizei in einem alten Lada durch Deutschland und Österreich bei gleichzeitiger Recherche nach den Ursachen der Vergiftungen. Dabei kommen Verwicklungen, die von den arabischen Staaten, über gewissenlose Konzerne bis zu klandestinen Vereinen reichen, zutage. Währenddessen erlahmt wegen der Warnung vor dem Kaffeegenuß das öffentliche Leben, selbst eine Protestdemo mit 300 000 erwarteten Teilnehmern schläft aus Kaffeemangel ein. Am Ende stellen sich die Giftanschläge als ungeheure politische Verschwörung heraus. Das Volk und Opposition soll durch Entzug der Stimulationen ruhiggestellt werden, während die Regierungspartei heimlich Kaffee trinkt.

Die beiden Hauptfiguren, soviel darf verraten werden, kriegen sich am Ende aber noch – natürlich bei einer Kaffeezeremonie.

Eine Melange aus allem

Ein wirklich olfaktorischer Genuß wie der Titel suggeriert, will sich nicht einstellen. Weder duftet da etwas, noch riecht es streng wie beim Rösten. Das Buch ist, um im Kaffeejargon zu bleiben, von der Mischung her eine Melange aus drei Bohnen Krimi, zwei Bohnen Road Movie, drei Bohnen Vater und Sohn, drei Bohnen Liebe, einer halben Bohne Sex und fünf Bohnen Information. Daraus hätte ein Spiel mit den Genres entstehen können. Leider ist das alles nicht fein genug vermahlen, um für die Zubereitung von Espresso zu taugen. Heraus kommt jene Sorte Robusta, die aushäusig Beschäftigte gezwungenermaßen zweimal am Tag trinken, in Coffeeketten und Bäckereien. Es wird einem nicht übel dabei und der Becher wärmt im Winter die Hände.

Die Figuren agieren wie Ausschneidepuppen. Agathe ist blondgelockt und blauäugig, "noch keine Dreißig", Brioni ein Hedonist in der Midlifecrisis, der die Espressozubereitung zelebriert und sich damit von den schnöden Kaffeetrinkern abhebt. Das klingt dann mitunter wie aus einer aus dem Italienischen übersetzten Espresso-klame: "Im Bürostuhl wippte er zurück, sog den Duft ein, trank erst ein Glas Wasser, denn die Zunge sollte gereinigt und frei vom Geschmack des Morgens sein. Mit der Hand umschloß er die dickwandige Tasse. Er nippte an dem braunen Schaum, ließ die Öle der Crema seine Geschmacksknospen erregen und die Aromen tanzen. Tropfen für Tropfen lief über seine Zunge, er bekam Lust auf mehr, nahm einen Schluck und fühlte, wie der Trank den Magen wärmte, ihn aufrichtete, Kraft gab." (S. 15) Damit hätte man ironisch spielen können, es ist aber ernst gemeint.

Es scheint, als habe der Autor eigentlich vorgehabt, ein mit leichter Hand geschriebenes, informatives Sachbuch über den Kaffee zu verfassen, so eine Art modernes "Sage und Siegeszug des Kaffees" (siehe die Rezension von Erhard Schütz), wäre dann aber von wem auch immer, überredet worden, das Ganze in eine Krimihandlung zu verpacken. Krimi und Kaffee verkaufen sich schließlich immer, selbst in wirtschaftlichen Krisenzeiten. Vielleicht ließen sich ja auch noch die Filmrechte verkaufen.

Die Französische Revolution begann im Caféhaus

Es ist allerdings nicht so, daß das alles an den Haaren herbeigezogen wäre. Denn die These, die dem Plot zugrunde liegt, ist durchaus interessant. Sie lautet: Ohne Kaffee keine Revolution. Bevor er sich in Frankreich durchsetzte, hatten die Bürger von morgens bis abends Bier zu sich genommen, als Getränk oder in verkochter Form, denn das Wasser war nicht genießbar. Der Alkohol aber machte müde und antriebsschwach, erst der Kaffee ließ die Leute aufwachen. Die Französische Revolution begann im Caféhaus. Und auch Amerikas Unabhängigkeitskampf fing 1773 mit der Auflehnung gegen die englischen Einfuhrzölle für Tee an. Man war dabei, sich dem Kaffee zuzuwenden.

Allerdings sind die Dialoge, die sich mit der Geschichte des Kaffees beschäftigen, dermaßen überladen, als ginge es einzig und allein darum, soviel Informationen wie möglich in einem Gespräch unterzubringen (vgl. S. 147-152), ob-

wohl man ja eigentlich auf der Flucht ist. Neben der Geschichte des Kaffees werden die unlauteren Methoden der Kaffeekonzerne, die Lage der Kaffeebauern, die Röstverfahren und vieles andere abgehandelt.

Das Buch läßt sich in einer Nacht weglesen, es geht auch am Strand, im Kaffeehaus oder im Zug. Es ist ein Unterhaltungsroman, der sicher begeisterte Leser hat. Vielleicht werden auch ein paar von ihnen ihren Kaffeekonsum überprüfen. Als Beispiel für einen Rohstoffroman in Spannungsverhältnis zum Sachbuch taugt es nicht. Das anzunehmen war ein Mißverständnis.

Januar 2007

Gerhard J. Rekel: Der Duft des Kaffees. Die Geschichte einer Verschwörung, München: dtv, 2005, 258 S., 14 Euro.

2.41 Pietra Rivoli | Reisebericht eines T-Shirts. Ein Alltagsprodukt erklärt die Weltwirtschaft (Stephan Porombka)

Ein Wirtschaftssachbuch hat es in der Regel schwer, auf die Jugendseite einer großen deutschen Tageszeitung zu kommen. Dieses Buch hat es geschafft. Pietra Rivolis Reisebericht eines T-Shirts wurde groß auf der Seite von jetzt.debesprochen, die das Süddeutsche Magazin ihrem Feuilleton beimischt, um junge Menschen als spätere Kunden ans Blatt zu binden.

Dass Rivolis Reise diese Ehre zuteil wurde, liegt vor allem daran, dass sie ein Buch geschrieben hat, das genau für die Zielgruppe von jetzt.de zugeschnitten ist: jung, kritisch, akademisch und natürlich trendy.

Tatsächlich hat Rivoli ihre Studenten im Blick gehabt, die sie an der Georgetown University in Washington D.C. in Volkswirtschaft unterrichtet. Sie geben auch den Impuls für den Anfang des Buches: „Wie eine Studentendemo eine Professorin auf Weltreise schickte“.

Rivoli findet sich auf einer Versammlung von Globalisierungsgegnern wieder, auf der eine Sprecherin der Versammlung durchs Mikrofon eine ganze Reihe von Fragen entgeschleudert, die den Hörer peinlich berühren sollen: „Wer

hat dein T-Shirt gemacht? War es ein vietnamesisches Kind, das ohne Essen oder Trinken an die Maschine gekettet war? Oder ein junges Mädchen in Indien, das 18 Cent pro Stunde verdient und nur zweimal pro Tag zur Toilette gehen darf? Weißt du, dass sie mit elf anderen in einem Zimmer leben muss? Dass sie ihr Bett teilt und nichts als Haferbrei zu essen bekommt?“ usw.

Bei solchen Fragen, möchte man wohl nackt zur nächsten Demo kommen. Oder man geht auf Weltreise, um zu schauen, ob das T-Shirt, das man trägt, der ersten Welt tatsächlich vom Elend der dritten auf den Leib geschneidert worden ist.

Rivoli entscheidet sich für die Reise, um ein Buch über die T-Shirt-Produktion zu schreiben. Das Buch soll die junge Frau am Mikrofon, die dort oben auf der Bühne steht und die kompromittierenden Fragen stellt, über die wahren Zusammenhänge informieren. Um zu verstehen, was wirklich beim weltweiten Handel mit T-Shirts passiert, braucht diese Studentin „vielleicht dieses Buch“.

Und so startet die Professorin – die mit einigen Einschränkungen an den guten Geist des Liberalismus glaubt – mit der festen Überzeugung, besser Bescheid zu wissen. Zeigen will sie den Studenten, dass man die Weltwirtschaft nicht unterkomplex denken darf und den Fortschritt als etwas verstehen muss, das letztlich alle Beteiligten zum Guten führt.

Zurück kommt Rivoli allerdings in einer gemäßigten „Sowohl-als-auch“-Stimmung. „Weder der freie Markt noch der Backlash können für sich allein den Armen der Welt viel Hoffnung bieten“, resümiert die Autorin. „Doch im unbeabsichtigten Konspirieren beider liegt eine Hoffnung. Die Globalisierungskritiker brauchen die Konzerne, die Konzerne brauchen die Globalisierungskritiker – und die asiatischen Fabrikarbeiter und die afrikanischen Baumwollfarmer brauchen sie alle beide.“

Um dieses unbeabsichtigte Konspirieren überhaupt erstmal zu begreifen, muss Rivoli auf Tuchfühlung mit den Alltäglichkeiten der Weltwirtschaft gehen. Was sie in ihrem Buch vorführt, ist der klassische Fall einer Stoffgeschichte. Erzählt wird die „Biographie eines Dings“, wie sie in den dreißiger Jahren von Sergej Tretjakov gefordert worden ist. Man gehe dafür an den Ursprung der Produktion alltäglicher Güter zurück. Von dort aus verfolge man Schritt für

Schritt die Entstehung der Dinge. Und man schaue dabei sehr genau, wie die einzelnen Produktionsprozesse mit welchen Gesetzmäßigkeiten ineinander greifen, um bloße Stoffe in Kulturwaren zu transformieren.

Zu verfolgen ist dabei, wie sich Kultur selbst herstellt, indem sie sich die Natur aneignet und verwandelt. Und zu bestimmen ist, ob sich im Zuge dieser Verwandlung eine Gesellschaft herstellt, von der man dann sagen kann, ob es die richtige ist oder ob man sie ändern muss. So wird in der Stoffgeschichte und der Biographie die Produktion nicht einfach affirmiert. Es kommt immer auch darauf an, einen kritischen Blick auf den Prozess der Verdinglichung und damit auf die gegenwärtige Verfassung der Gesellschaft zu werfen.

Den narrativen Trick, der solchen Geschichten zugrunde liegen muss, beherrscht Rivoli perfekt: Es geht um den beständigen Wechsel zwischen Konkretem und Abstraktem. Auf das unmittelbare Erlebnis folgt die allgemeine Reflexion. Wird eben noch dem Baumwollfarmer die Hand gegeben, schon geht es um die Vorteile der Entwicklung der Baumwollwirtschaft in den USA im Unterschied zu den Anbauversuchen in Südostasien. Kein Faktum, keine Formel, keine Regel wird hier vermittelt, ohne dass die Professorin nicht vorher vor Ort gewesen ist und direkt gesehen hat, was „wirklich“ passiert. Porträt, Reportage, Erlebnisbericht, dynamische Reflexion auf Reisen – Rivoli setzt alle journalistischen Formen ein, die der Wissenschaftlerin sonst verboten sind.

Die Reise bringt dafür das notwendige dramatische Element in die Erzählung. Die Autorin fährt los, um das Unbekannte zu erforschen. Es ist eine Reise zu den Ursprüngen („Auf der Suche nach dem Geburtsort meines T-Shirts“ heißt der Prolog). Es ist aber auch eine Reise zu den Menschen („Während ich meinem T-Shirt rund um den Globus folgte, stellte mich immer eine Person der nächsten vor, bis ich eine Kette von Freunden hatte, die einmal um die Welt reichte“). Vor allem aber ist es eine Reise, die die Autorin zurück zu sich selbst bringt. „Nachdem ich meinen T-Shirt um die ganze Welt nachgereist bin, sind meine Vorurteile nicht mehr ganz so fest gefügt.“

So wird der Leser nicht von der allwissenden Professorin über einen abstrakten Sachverhalt belehrt. Die Didaktik des Buches ist darauf angelegt, den Leser ge-

meinsam mit der Erzählerin lernen zu lassen, um am Ende mit ihr zusammen die Vorurteile aufgeben zu können

Pietra Rivoli hat damit ein Buch geschrieben, das dem „No Logo“-Bestseller von Naomi Klein mit etwas Verspätung, aber doch zum richtigen Zeitpunkt, nachfolgt. Der große Unterschied ist dabei, dass diesmal Empörung durch Erfahrung ersetzt werden soll. Das Ziel ist nicht die Verschärfung eines Konflikts, sondern die Schärfung des Bewusstseins für Zusammenhänge.

Und tatsächlich: Der moderate Ton hat Konjunktur. Es scheint, als wäre das Buch für eine Anti-Globalisierungsbewegung geschrieben, die selbst an ihre großen Thesen nicht mehr glauben will und in die mittlere Tonlage zurückpendelt, in der alles halb so radikal, aber vielleicht dann doch doppelt so komplex ist.

In diesem Sinn ist Rivolis Buch ein klassisches Buch für die Campus-Lektüre. Keins für Spezialisten. Keins für simple Radikale. Es ist ein Pausenbuch, das die aufgeheizte Stimmung abdimmern will und die Studenten animieren soll, in der Vorlesung aufmerksamer zuzuhören, statt demonstrieren zu gehen. Es scheint zu funktionieren. Dass es das Buch bis auf die Seiten von jetzt.de geschafft hat, lässt vermuten, dass der Trend derzeit in diese Richtung geht. Trendy genug sind die Leser von jetzt.de ja, um zu wissen, wann man mal was Neues denken muss.

Mai 2006

Pietra Rivoli: Reisebericht eines T-Shirts. Ein Alltagsprodukt erklärt die Weltwirtschaft. Aus dem Amerikanischen von Christoph Bausum, Econ, Berlin 2006, 335 S., 16 €

2.42 Dagmar Röhrlich | Anybody Out There? (Erhard Schütz)

Die Suche nach extraterrestrischem Leben beginnt für uns unter der Dunstglocke von Saturns Mond Titan. Mit gebührendem Schauer bekommen wir eine intensive Vorstellung geboten, was einen dort an Unwirtlichkeit erwartete –

dabei gilt der Frostling Titan als einer der Anwärter auf das Vorhandensein mögliches Leben außerhalb der Erde.

Von hier aus nun erfolgt der ebenso geschwinde wie aufrüttelnde Rücksturz: "Die Suche nach den erkennbaren Symptomen des Lebens führt uns weit in die Erdgeschichte zurück." (S. 9) Um zu wissen, was wir überhaupt im Weltall suchen können, sollten wir uns erst einmal die Erde, ihre Geschichte und die Formen dessen ansehen, was hier alles Leben genannt zu werden verdient. Meint Dagmar Röhrlich, studierte Geologin und mehrfach ausgezeichnete Wissenschaftsjournalistin, für deren Seriosität spricht, dass sie Schatzmeisterin der Wissenschaftspressekonferenz, einem Zusammenschluß von deutschen Wissenschaftsjournalisten, ist.

Wer hier also eine Mixtur aus Spekulationen von Richard Dawkins und Erich Däniken erwartet, geht fehl – was wir dagegen bekommen, ist die Geschichte des Lebens auf der Erde und was man seriös darüber sagen kann. Die fremden Welten, so erfahren wir dabei unablässig, liegen in der erdgeschichtlichen Vergangenheit oder beispielsweise auf dem Meeresboden eher als im All. Nicht dass uns von Dagmar Röhrlich der Blick ins All verweigert würde, es gibt immer wieder Fenster- und Observatoriums-Blicke hinaus, z. B. auf 47 UMa (= 47 Ursae Majoris (Großer Bär)), von dem auch der pfadfindende Laie ungefähr weiß, wo am Himmel er ihn suchen muss. Hier, so erfahren wir, wäre möglicherweise eine habitable zone, falls sich zwischen den beiden Gasriesen, aus denen er besteht, ein Steinplanet finden ließe.

Aus der Galaxie in die Erde

Von da draußen geht es zurück in die tiefsten Tiefen des Universums, zu seinen Anfängen, als es noch viel kleiner war als heute, "vollgestopft mit Protogalaxien wie eine überfüllte U-Bahn". Und wieder zurück zur Erde, dem bisher einzigen uns bekannten, mit Leben behafteten Himmelskörper, und auch dem einzigen mit Plattentektonik. Nun blicken wir unter die Platten, auf den Motor "dieser globalen Maschine", zum radioaktiven Zerfall im Planeteninneren – Produzent von Uran, Thorium oder Radiokalium als Ingredienzien der Lebenssuppe. Nun geht es um die Delikatessen der Altersbestimmung der Erde. Darauf folgt eine Reisereportage – Australien ist das Ziel, Mileura, eine Schaffarm

im Outback. Geologieprofessor Simon Wilde führt dort zu den Zirkonen, die ein absolutes chemisches Gedächtnis für den Moment ihres Entstehens haben und daher besonders wichtige Zeitindikatoren sind.

Sprung in die jüngere Vergangenheit, 1953, als Stanley Miller in Science von der Erzeugung von Aminosäuren unter den möglichen Bedingungen einer primitiven Erde berichtete. Man hatte nun die Bausteine des Lebens und in Crick und Watsons Doppelhelix ja kurz darauf auch den Bauplan. Phantasien über Leben aus der Retorte nahmen ihren Lauf, auf dem sie bisher freilich blieben, was sie waren – Phantasien.

Die Erde – weniger vertraut als Mars und Mond

Szenenwechsel zu Lost City, zu einem Cluster von bis zu 60 Meter hohen Kaminen aus Kalkkristallen, gefunden in der Tiefsee bei Atlantis, einem Untermeeresmassiv am Mittelatlantischen Rücken – und eine von der Sonne autarke Lebensgemeinschaft.

Und nun schon halbwegs durchs Buch, bekommen wir auch endlich eine erste Folgerung aus alledem gezogen: "Wenn man von der Erde eine Lehre für andere Planeten ziehen möchte, dann die, dass es so aussieht, als könnten Mikroben selbst unter den unwirtlichsten Umgebungen leben, solange es nur genügend Wasser gibt."

Weiter geht es durch die Erdgeschichte, u.a. zu Black Smokers, zu Fred Hoyle und seiner seltsamen Theorie der "Panspermie", nach Nuuk auf Grönland, zur Theorie über LUCA und ihrer Gegentheorie, zur Bedeutung von Ammoniak, zur Silizium-Welle in der SF-Literatur, zur Kontinentaldrift und den magnetischen Zebramustern auf dem Meeresboden, zu Grabungsarbeiten im afrikanischen Malema und der Entstehung von Hominiden und schließlich – nach all' den so streng kontrollierten, gleichwohl plastischen Darlegungen – ein kleiner Erhabenheitsschauer, der Blick zu den überwältigenden Sternen über Afrika, das Ohr für den tanzenden Medizinmann und seine tönenden Begleiter: "Trommeln, Glöckchen, Rasseln, Hölzer, die Stimmen. Ob wohl auf einem anderen, fernen Planeten jemand Musik hört?" Tja, das ist so eine Frage.

Fraglos aber ist nach alledem, dass uns unsere Erde – vor allem ihre frühe Geschichte – uns weniger vertraut ist als Mars und Mond es sind. Hier hat Dagmar Röhrlich für uns einen ordentlichen Abhilfe geschaffen, die freilich zugleich das Staunen vor der Unwahrscheinlichkeit dieser Entwicklung erhöht.

Das ist – alles in allem – ein lehrreicher und zugleich raffinierter Kursus – lehrreich, indem die möglichen Elemente des extraterrestrischen am hiesigen Leben durchmustert werden. Raffiniert, weil es zunächst eine Erwartungsenttäuschung zu bedeuten scheint, wenn der spekulative Wunschblick vom gestirnten Himmel auf die Erde unter uns gelenkt wird, eine Enttäuschung, in die man aber bald einwilligt, weil die Degressionen durch die verschiedensten damit verbundenen Themen und Fragen immer gerade so eben noch rückführen auf das avisierte, große Thema. So werden die Leser in einer Art Doublebind gehalten – ihre Neugier auf Möglichkeiten extraterrestrischen Lebens wird wachgehalten und gleichzeitig die Ahnung der Unwahrscheinlichkeit gesteigert – angesichts der Komplexität des irdischen Lebens, die beinahe durch die Zahl der in der Danksagung Genannten eingeholt wird.

November 2006

Dagmar Röhrlich: Anybody Out There? Oder: Die Suche nach neuen Welten, Berlin: List 2006, 19,95 Euro.

2.43 J. B. Henri Savigny, Alexandre Corréard | Der Schiffbruch der Fregatte Medusa (Grischa Meyer)

Eine Schiffskatastrophe des Jahres 1816 an den fernen Küsten des Senegal – gibt es etwas Entlegeneres für uns Heutige? Sind wir doch durch die Katastrophen der Gegenwart gestählt, abgestumpft und auf grausige Weise verwöhnt. Wie kann uns das Schicksal von knapp einhundertfünfzig Schiffbrüchigen auf einem Floß noch erregen?

Rostige Schiffe, behängt mit Menschen, schleichen sich in Europas Häfen, die Passagiere mehr tot als lebendig. Überladene und kaum seetüchtige Kähne, ausgedörrte Flüchtlinge, die sich an den Strand schleppen, vorbei an gesalbten

Touristen. Wir wenden den Blick ab. Das ist, so lernen wir aus diesem Buch, kein erlernter Reflex unserer fernsehtoten Augen. Schon vor fast 200 Jahren wollten Menschen nicht sehen, nicht wissen, nicht nach- und nicht mitfühlen.

Das war ein Grund für den Maler Théodore Géricault, 1818 ein monumentales Gemälde zu herzustellen, das den Pariser Salon, wo es gezeigt wurde, in eine Tribüne der Anklage in einem großen Politskandal des postnapoleonischen Frankreich verwandelte.

Das Bild hat seither seinen festen Platz als Ikone, es hat Literatur und Popkultur beschäftigt. Die Geschichte hinter dem Bild ist weitgehend vergessen.

Es ist – neben vielen anderen – ein Hauptverdienst des Buches, die Geschichte der Fregatte Medusa, ihrer letzten Fahrt und ihres Unterganges aus dem Schatten des Monumentalbildes zu holen.

Ein Schiffskonvoi in wiedergewonnene Kolonien

Als Frankreich seine verlorenen Kolonien am Senegal von den Briten zurück-erhalten sollte, wurde ein Schiffskonvoi mit dem Auftrag zur Übernahme und Wiedererrichtung der französischen Herrschaft entsandt.

Zu diesem Konvoi gehörte die Medusa. Das Schiff, befehligt von überforderten Offizieren – Royalisten, die mit dem Sturz Napoleons an die Macht gelangt waren und nun selbstherrlich das durch die Restauration rehabilitierte Ancien Regime verkörperten – wurde in eine nautische Katastrophe geführt. Es strandete durch Navigationsfehler und Kompetenzgerangel an Bord bei ruhiger See und guter Sicht auf einer Sandbank, konnte nicht wieder flott gemacht werden und wurde nach kurzer Zeit aufgegeben. Nachdem sich die verantwortlichen Offiziere, Kolonialbeamte und der Kapitän mit ihren Familien und einigen Verbündeten auf den wenigen Rettungsbooten in Sicherheit gebracht hatten, blieb dem Gros der Mannschaft keine andere Wahl, als ein Floß zu bauen, das – kaum seetüchtig und vollständig überladen von den übrigen Schiffen des Konvois und der eigenen Führung im Stich gelassen – zwei Wochen im Meer trieb. Die wahre Katastrophe ereignete sich in den folgenden Tagen auf diesem Floß, das mit nahezu 150 Personen versuchte, die Küste zu erreichen. Meutereien, Krankheiten, brutalste Gewalt und Erschöpfung führten dazu, dass nach 13

Tagen von den ursprünglich 150 Schiffbrüchigen nur noch 15 gerettet werden konnten.

Bericht der Überlebenden

Der ausführliche Bericht vom Hergang der Ereignisse, das den Hauptteil der vorliegenden Ausgabe ausmacht, ist das Werk zweier Überlebender, des Wundarztes Jean-Baptiste Savigny und des Geografen Alexandre Corréard.

Der damals dreiundzwanzigjährige Arzt Savigny schrieb während der vierzig-tägigen Rückreise in die Heimat zunächst einen Bericht, in der Hoffnung, dass durch Aufklärung der Umstände die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen würden und die Opfer entschädigt würden. Beides scheiterte. 1817 erschien das Buch zum ersten Mal und erlangte sofort große Aufmerksamkeit. Der Text ist dank seiner außerordentlichen Qualität weit mehr als ein Tatsachenbericht, er ist Literatur, die anrührt und betroffen macht. Und dies nicht obwohl, sondern weil die Autoren in aller notwendigen Ausführlichkeit die Reise der Medusa beschreiben, die Hintergründe ihrer Mission und einen genauen Ablauf der Ereignisse, die den Schiffbruch betreffen. Großen Raum nehmen die Schilderungen der Rettungsversuche der Mannschaft ein.

Die Autoren haben ihren Bericht aber auch zum Anlass genommen, die schrecklichen Vorkommnisse an Bord des Floßes zu schildern, die Massakern nahe kamen. Kranke und schwer Verwundete wurden ins Meer geworfen, um die Chancen der Übrigen zu erhöhen, doch noch bei lebendigem Leibe gerettet zu werden. Der Überlebenskampf wird in deutlichen Worten geschildert, wobei sich die Verfasser mit Fällen von Kannibalismus auseinandersetzen müssen.

“Wir schauern, indem wir das Mittel angeben, welches wir einschlugen; die Feder schlüpft aus der Hand, eine Todeskälte fährt uns durch alle Glieder, die Haare sträuben sich auf unserem Haupt. Leser! ... die Unglücklichen, welche der Tod in der grauenvollen Nacht verschont hatte, fielen über die Leichname her, mit denen das Floß bedeckt war, und teilten sie in Stücke, die von einigen auf der Stelle verschlungen wurden...« Und ein wenig später: “Unser Hunger war so heftig..., dass wir uns doch wieder an die ruchlose Kost machten, die durch das Kochen wenigstens etwas von ihrem Grässlichen verlor...”

Eine sorgfältig edierte Ausgabe

In der vorliegenden Ausgabe des Verlages Matthes und Seitz ist neben dem sorgfältig edierten Originaltext, der einer anonymen deutschen Übersetzung von 1818 folgt, ein aktuelles Vorwort von Michel Tournier vorangestellt. In ihm beschäftigt sich Tournier eindrucksvoll mit der metaphorischen Ebene der Geschichte des Floßes, mit der mystischen Vieldeutigkeit des Namens Medusa und dem Kannibalismus im Kontext der Eucharistie. Er zitiert Johannes 6, 51-54, der Jesus in Kapernaum sagen lässt: »Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist. Und dieses Brot ist mein Fleisch, das ich geben werde für das Leben der Welt. (...) Wenn ihr nicht das Fleisch des Menschensohnes esst und sein Blut trinkt, so habt ihr kein Leben in euch«.

Weit mehr als eine Ergänzung und Kommentierung des historischen Textes ist das Nachwort von Johannes Zeilinger, der über die Lebensläufe der Autoren und die historischen Zusammenhänge berichtet. Ein Bildessay von Jörg Trempler, "Der Stil des Augenblicks. Das Bild zum Bericht«, führt zum Ausgangspunkt des Interesses an der Geschichte, zu Géricaults Gemälde, zurück. Trempler beschreibt das Gemälde, das zu einer Zeit entstand, als die Fotografie noch nicht erfunden war, und fragt: »Ist es also nicht nur ein Kunstwerk, sondern auch ein Nachrichtenbild"? Er geht der Frage nach der spannungsreichen Grenze zwischen Kunst und Dokument anhand von vielen Beispielen aus Kunstgeschichte, Film und Popkultur nach, um mit einem Überblick über die Rezeptionsgeschichte des Gemäldes zu schließen.

Dieser Beitrag ist reich illustriert, wie das Buch insgesamt durch einen historischen Seekartenausschnitt der Küste von Senegal (dem leider die Eintragung der Unglücksstelle fehlt), eine Abbildung der "Fregatte Medusa in voller Take lung" und eine Art Bauzeichnung des Floßes eine visuelle Ebene erhält. Nicht verschwiegen sollte man den, bei allgemein sorgfältiger Ausstattung des Buches, etwas zu klein gewählten Schriftgrad.

Jeder, der sich ernsthafter mit der Geschichte der Medusa, dem Schiffsuntergang und dem historisch-literarischen Umfeld beschäftigen möchte, wird durch einen ausführlichen Anmerkungssteil, ein nautisches Glossar sowie ein weiterführendes Literaturverzeichnis dazu aufs Schönste ermuntert.

Dezember 2006

J. B. Henri Savigny / Alexandre Corréard: Der Schiffbruch der Fregatte Medusa. Ein dokumentarischer Bericht aus dem Jahr 1816. Mit einem Vorwort von Michel Tournier, einem Nachwort von Johannes Zeilinger und einem Bildessay von Jörg Trempler, Berlin: Matthes und Seitz, 2006, 22,80 Euro.

2.44 Marion Schmitz-Reiners | Belgien für Deutsche (Ine Van linthout und Björn Weyand)

Belgien ist ein idyllisches Land. Wenn die Ampel auf grün springt und das Auto, das vor einem steht, beharrlich stehen bleibt, passiert... nichts. „Niemand blinkt, niemand hupt, niemand scheint ungeduldig. Sie wird nicht ewig hier stehen bleiben, denken sich die Wartenden wahrscheinlich in solchen Fällen, vielleicht lackiert sie sich gerade die Nägel, und was sind drei Minuten im Leben eines Menschen?“ (S. 110) Marion Schmitz-Reiners, die seit über zwanzig Jahren im flämischen Antwerpen lebt, berichtet über Belgien aus eigener Erfahrung. Auch ihr, gesteht sie, passiere es mitunter im unausgeschlafenen Zustand, dass sie eine Grünphase verpasse. Und niemand blinkt, hupt oder wird dabei ungeduldig.

Ein ‚unauffälliges‘ Land

Mit ihrer Länderkunde Belgien für Deutsche hat die Wahlbelgierin Schmitz-Reiners eine Art Gebrauchsanweisung für das Nachbarland vorgelegt, das auf der mentalen Landkarte der meisten Deutschen kaum mehr als ein blinder Fleck ist. An Klischees über das Land kursieren allenfalls Fritten, Pralinen und die beleuchteten Autobahnen, in Erinnerung ist vielleicht auch noch der Medienskandal um den Pädophilen Marc Dutroux. Belgien ist, so kündigt es der Untertitel des Buches an, ein ‚unauffälliges‘ Land, und dieser Unauffälligkeit will Schmitz-Reiners entgegenwirken. Sie will dem deutschen Leser durch „ein einigermaßen objektives Bild Belgiens“ zeigen, dass das Land „nicht nur nicht uninteressant, sondern [...] sogar ausgesprochen spannend“ (S. 8) ist.

Um dieses ‚nicht nur nicht uninteressante‘ Belgien den Deutschen begreifbar zu machen, umreißt Schmitz-Reiners zunächst die „Konturen“ des Landes: Zu

ihnen zählt die Autorin den Individualismus, ja sogar Anarchismus der Belgier, der sich mit Bescheidenheit und Kompromissbereitschaft verbindet, die Gespaltenheit zwischen Flamen und Wallonen sowie die „völlig undurchsichtig geworden[e]“ föderale Staatsstruktur. (S. 15) In jeweils eigenen Kapiteln dekliniert sie diese Konturen an der Geschichte, Gesellschaft, Politik und Kultur Belgiens durch und verbindet dabei ihre persönlichen Erfahrungen mit verallgemeinernden und historisch-genealogischen Deutungen.

Die Tücke der Induktion

Nun ist der Weg vom Individuellen zum Allgemeinen gemeinhin ein weiter, und wo er abgekürzt wird, kommt das nicht immer der Sache zugute. Schmitz-Reiners lässt aber kaum eine Gelegenheit aus, um schnellstmöglich vom Einzelfall auf das generalisierende Pronomen ‚man‘ überzugehen (oder, wenn die These zuerst da ist, hastig ein Beispiel hinterherzuschieben, ganz gleich wie aussagekräftig es ist). Unablässig geht es ihr darum zu zeigen, was „der Belgier“ (S. 18) oder der „Durchschnittsbelgier“ (S. 26) ist und was er wie und warum denkt und tut. Das könnte, wo es schon an der Sache vorbeigeht, immerhin noch unterhaltsam sein. Doch bei Schmitz-Reiners kommen diese Sprünge zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen vollkommen ironiefrei daher. Wer in Belgien beim Nachbarn ein Ei ausleihen will, muss, so wird dem deutschen Leser berichtet, „auch im strömenden Regen selbstverständlich vor [der] Haustür“ warten, weil es „einfach unüblich“ sei, „die Grenze zwischen ‚drinnen‘ und ‚draußen‘ zu überschreiten“. (S. 20) „Nicht ohne Grund werden in ganz Belgien abends um fünf die Jalousien der Häuser heruntergelassen“, heißt es an anderer Stelle, weil dem Belgier seine Familie und sein Haus eine Festung seien, mit der er sich von der Außenwelt abschotte. (S. 34) Auch halte der Belgier den Protestantismus für eine Sekte, was Schmitz-Reiners daraus erklärt, dass er jeglicher Art von Glauben gleichgültig gegenüberstehe. (S. 152f.) Und da die Müllentsorgung in Antwerpen nicht über feste Gebühren, sondern über die Müllsäcke zu 1,40 Euro das Stück mitfinanziert wird, stecke ‚man‘ seinen Müll in einfache Plastiktüten und deponiere diese an öffentlichen Mülleimern. (S. 18) Die Reihe der Beispiele ließe sich beliebig fortsetzen. Ihre Funktion scheint weniger darin zu liegen, die im Untertitel versprochenen ‚Einblicke‘ zu

gewähren, als die eingangs festgelegten Deutungsmuster der Autorin zu bestätigen. So grenzen viele der Behauptungen selbst ans Klischee.

Ein einigermaßen unobjektives Bild von Belgien

Mitunter kommen die Deutungsmuster der Autorin auch selbst in die Quere. Während Schmitz-Reiners einerseits in der Gespaltenheit zwischen Flamen und Wallonen einen der prägenden Grundzüge Belgiens sieht, ja sogar einleitend davon spricht, dass beide Landesteile „sich äußerst misstrauisch beäugen und ihren jeweiligen Nachbarn die Butter auf dem Brot nicht gönnen“ (S. 8), schreibt sie selbst über ein Belgien, das im Grunde nur aus Flandern (und ganz offenbar vorwiegend aus ihrem flämischen Familien- und Bekanntenkreis) besteht. Dem Wunsch, „die Wallonie nicht zu vernachlässigen“, steht das bemerkenswerte Eingeständnis Schmitz-Reiners' gegenüber, dass ihr Französisch nicht reiche, „um ohne allzu große Mühe ein französisches Buch lesen zu können“ (S. 10). Für ein „einigermaßen objektives Bild Belgiens“ hätte sich die Mühe sicher gelohnt.

Bedauerndwert ist zudem, dass die Reihe treffender Beobachtungen, die das Buch zu bieten hat – etwa wenn Schmitz-Reiners die flachen Hierarchien oder das belgische Sozialsystem mit den deutschen Verhältnissen vergleicht – immer wieder durch verkürzende und schlichtweg falsche Behauptungen beeinträchtigt wird. Um Migrationsströme aus dem Hartz IV-Land in Richtung Belgien (und anschließende Enttäuschung) zu vermeiden, sei deshalb an dieser Stelle richtig gestellt, dass Arbeitslosen mit Familie keineswegs generell 60 Prozent ihres letzten Lohns und freier Zutritt zu kulturellen und sonstigen Veranstaltungen geboten wird (S. 159), ebenso wenig wie belgische Beamte das Recht haben, die jährlich gewährten zwanzig Krankheitstage bis zur Pensionierung aufzusparen, um so „ohne Krankschreibung und ohne die Vorruhestandsregelung in Anspruch zu nehmen, also bei vollem Gehalt, drei Jahre früher als gesetzlich festgelegt [ihren] Ruhestand an[z]utreten“ (S. 167).

Der subjektive Blick

Stärke zeigt das Buch schließlich dort, wo Schmitz-Reiners ganz der subjektiven Perspektive und der Kraft der Anekdote vertraut, ohne sie gleich für ihr Interpretationsmuster überstrapazieren zu wollen. So erzählt sie zum Beispiel

von ihrem Versuch, beim Bauamt ihrer Gemeinde eine Baugenehmigung für eine Veranda einzuholen, und von dem Unverständnis, auf das ihr Wunsch bei dem zuständigen Beamten stößt. So lange sie sich mit ihren Nachbarn gut verstehe, habe ihr der Beamte zu bedenken gegeben, brauche sie doch nicht zu befürchten, angezeigt zu werden, wozu also der Aufwand? Und sicherlich hätten doch ihre Nachbarn auch ungenehmigte Anbauten auf ihrem Grundstück... (S. 36–39)

Dass der Autorin der Mut zu einer solchen konsequent subjektiven Darstellung zumeist fehlt, ist bedauerlich. Dass sie ihre subjektiven Erfahrungen deshalb zu generalisierenden Einblicken in das Wesen des Belgiers erhebt, führt nur zur Exotisierung und Verklärung. Regt sich denn tatsächlich niemand auf, wenn in Belgien jemand an der grünen Ampel stehen bleibt? Massenhaft, so war kürzlich im belgischen Magazin Knack zu lesen, machen die flämischen Autofahrer demonstrativen Gebrauch von ihrem Mittelfinger: etwa sechs von zehn, so das Ergebnis einer statistischen Umfrage. Das deckt sich, offen gestanden, weit mehr mit den Erfahrungen der Rezensenten als das Idyll des friedvollen Wartens vor grünen Ampeln. Dabei ist es ja trotzdem schön in Belgien und auch keineswegs uninteressant. Schon wegen der Fritten, Pralinen und beleuchteten Autobahnen. Und dem, wovon es sonst noch zu erzählen gäbe in einem Buch über Belgien für Deutsche.

Oktober 2006

Marion Schmitz-Reiners: Belgien für Deutsche. Einblicke in ein unauffälliges Land. Berlin: Ch. Links Verlag, 2006, 248 S., 15,90 Euro.

2.45 Magdalena und Gunnar Schupelius | Wer hat den Gummibären zur Marke gemacht (Björn Weyand)

Während McDonald's im vergangenen Herbst zu jedem Maxi-Menü als besonderen Werbe-Gimmick ein Coca-Cola-Glas ausgab, das dem „legendären Glas von 1904 nachempfunden“ zu sein versprach, können sich die Besucher des Deutschen Historischen Museums in Berlin nach Besichtigung der Ausstellung „Deutsche Geschichte in Bildern und Zeugnissen“ im Museumsshop mit einer

historisierenden TET-Packung Leibniz-Keks von Bahlsen belohnen und so sein Stückchen deutscher Geschichte (oder ihr nostalgisches Simulakrum) mit nach Hause tragen. Marken, daran besteht kein Zweifel, prägen nicht nur seit langem unseren Alltag, sondern sind inzwischen gleichermaßen zu Kultur- wie Kultobjekten avanciert. Das macht sie besonders interessant für ein Sachbuch. Denn der Faszinationswert, der Marken zu Collectibles werden lässt, kann zugleich als Eingangstor in die Kulturgeschichte, aber auch zur Erklärung gegenwärtiger kultureller und ökonomischer Zusammenhänge dienen.

„Marken sind überall!“

Dass Marken keineswegs nur eine Angelegenheit der Erwachsenen sind, die zwischen Prada und Gucci oder H&M und C&A, BMW und Porsche oder WMF und BSF zu wählen haben, sondern ebenso sehr zu den Erfahrungswelten von Kindern und Jugendlichen zählen, versteht sich von selbst – Playmobil oder Lego, Barbie oder Polly Pocket, später dann iPod versus Walkman, Nike gegen Puma, all das sind durchaus entscheidende Fragen (nicht erst) heutiger Heranwachsender. Ein Jugendsachbuch über Marken ist insofern eine erfreuliche Sache und längst einmal überfällig, beschränkte sich das Angebot doch bislang weitgehend auf die wenigen und seit langem vergriffenen Bände der kurzlebigen Was-ist-was-Business-Reihe über die Coca-Cola- und die Mercedes-Story.

Mit *Wer hat den Gummibär'n gemacht?* legen Magdalena und Gunnar Schupelius ein Jugendsachbuch über „Marken und ihre Erfinder“ – so der Untertitel des Buches – vor, das seinen Ausgangspunkt vom Erstaunen über die Omnipräsenz von Marken nimmt: „Marken sind überall!“, eröffnen die Autoren ihr Buch und setzen erklärend fort, dass wir „die Logos in der Werbung, auf Kleidung, Spielzeug, Verpackungen“ sehen. Doch woher kommen eigentlich all die Dinge, die uns als Marken begegnen? „Manche der Produkte kommen aus riesigen Unternehmen, die in vielen verschiedenen Ländern der Welt tätig sind. Trotzdem: Unternehmen sind keine rein anonymen Gebilde. Hinter jedem Unternehmen steht eine Persönlichkeit“. Und um solche Persönlichkeiten geht es dem Autorenpaar in seinem Buch: Um Adolf Dassler als dem Mann, der die Marke Adidas gründete (und sich darüber mit seinem Bruder Rudolf bekanntlich derart zerstritt, dass dieser mit Puma seine eigene Marke entwickelte), um Hans Riegel sen. und jun. als Persönlichkeiten hinter Haribo, um Horst Brand-

stätter und Hans Beck als Erfindern von Playmobil, um Ferdinand Porsche als Erfinder des Volkswagen und Matthias Greve als Gründer von web.de, schließlich um Lothar von Faber, Josef Neckermann, Margarethe Steiff, Hermann Bahlsen und Werner von Siemens als Namensgeber der bis heute bekannten Marken.

Markengeschichten ohne Markenbildung

Magdalena und Gunnar Schupelius erzählen also von den Erfindern von Marken, die in der Tat jedes Kind und jeder Jugendliche kennt. Und sie wissen dabei einiges Interessante zu erzählen, das Einblick gibt in die Geschichte und die Funktionsweise des Wirtschaftslebens von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, wenn sie etwa erklären, dass Playmobil aus der Not der Ölkrise geboren wurde, weil ein Spielzeug gesucht wurde, das sich mit möglichst wenig Öl herstellen ließ. Blau unterlegte Kästchen erklären zudem die wichtigsten Begriffe aus Wirtschaft und Zeitgeschichte, die in den anekdotischen Erfinder-Biographien eingeführt werden: Von Werbetext bis Weltwirtschaftskrise, von Währungsreform und Wirtschaftswunder über Gewerbefreiheit, Aktien und Wertschöpfung bis Handelsregister und Liberalismus.

Dabei bedient sich die Darstellung eines bewährten Verfahrens: Erzählt wird nicht von den Marken, ihrer materiellen und markentechnischen Herstellung und den ökonomischen Strukturen und Prozessen, an denen sie teilhaben. Erzählt werden stattdessen die Lebenswege der Markenerfinder. Biografien mit allem Menschlichen und Allzumenschlichen also anstelle des ökonomischen Faktenwissens. Karl Aloys Schenzinger hat dieses Verfahren in seinen „Tatsachenromanen“ Anilin (1937) und Metall (1939) so gekonnt eingesetzt, dass selbst so spröde Gegenstände wie die Erfindung künstlicher Farbstoffe und die Entstehung der I. G. Farben bestsellertauglich wurden; C. W. Ceram hat sich mit Götter, Gräber und Gelehrte (1949) das gleiche Verfahren erfolgreich für die Archäologie zunutze gemacht. Gegen ein solches Verfahren ist also grundsätzlich nichts einzuwenden, zählt es doch längst zum Grundbestand wissenschaftlicher populärer Schreibweisen. Doch bringt die Entscheidung, Markengeschichten anhand von Unternehmer- und Erfinderpersönlichkeiten zu erzählen, den Preis mit sich, dass Markengeschichten erzählt werden, in denen kaum etwas über die Transformationen, die das bloße Produkt zur Marke machen, zu

erfahren ist. Markenbildung ist eben keine Angelegenheit eines einsamen Erfinders, sondern ein hochkomplexer, arbeitsteiliger Prozess, in dem Produktentwicklung, Marketing und ökonomische und kulturelle Rahmenbedingungen mit- und ineinander verwoben sind.

Zudem scheint es, als begünstige der biografische Zugang aufgrund seines potentiellen Identifikationsangebots an den Leser die suggestive Vermittlung von im weitesten Sinne ideologischen Botschaften (ohne dass diese freilich so krass ausfallen müssen, wie in den Romanen Schenzingers). Unüberhörbar lautet die Botschaft von *Wer hat den Gummibär'n gemacht?*: „Auch Du bist ein Erfinder!“ Schon im Vorwort ist zu lesen: „Am Anfang stand eine Idee – nicht mehr! Ideen kann man auch heute noch haben. Und dass aus einer Idee ein Unternehmen von Weltrang werden kann, davon erzählen die Geschichten in diesem Buch“. Damit ist das zugrundegelegte Narrativ benannt. Gewiss, das ist für sich genommen nicht schlimmer als die *Du bist Deutschland*-Kampagne – aber eben auch nicht gerade origineller. Die damit verbundenen Aufstiegs geschichten, die wie diejenige Adolf Dasslers in der mütterlichen Waschküche begonnen haben, haben sich unterdessen seit Hollywood recht abgenutzt.

Der thrill des ‚Dritten Reichs‘

Es ließe sich darüber jedoch hinwegsehen, wenn das Buch nicht noch eine Reihe weiterer Störmomente enthielte, von denen sich einige – so steht zu hoffen – offenbar weit weniger beabsichtigt in die Erzählungen einschleichen. Denn wenngleich das Autorenpaar in der Darstellung redlich darum bemüht ist, die oft genug zwiespältigen Lebenswege der Unternehmer mitzubedenken und das ‚Dritte Reich‘ so zu einem immer wiederkehrenden Motiv wird (kaum ein Unternehmer, über den es nicht etwas in dieser Hinsicht zu sagen gäbe), schieben sich die zeitgeschichtlichen Erklärungen teilweise nicht nur in den Vordergrund. Es stellt sich mitunter sogar die Frage, ob das ‚Dritte Reich‘ nicht gelegentlich auch dem besonderen thrill der Markengeschichten dienen soll. So holt gleich das erste Kapitel, in dem es um die Geschichte Adolf Dasslers geht, den Leser in die aufs Lebendigste ausgestaltete Szenerie im Berliner Olympiastadion im Sommer 1936. Parataxen geben die Spannung während Lutz Longs Weitsprung wieder, die sich erst in der nachlassenden Körperspannung Hitlers aufzulösen scheint: „Adolf Hitler auf der Ehrentribüne gibt seine steinerne

Haltung für einen Moment auf und lächelt fast entspannt“. Kurz darauf wird Hitler keine Miene verziehen, wenn Jesse Owens den neuen olympischen Rekord von Lutz Long überbieten wird.

Dieser dramatisierenden Funktionalisierung von NS-Geschichte steht ein vielfach unbedarft wirkender Plauderton zur Seite. Um beim Beispiel Dasslers zu bleiben: „Fitness wurde [vom NS-Regime] verlangt, um die nationalsozialistische Rassentheorie zu beweisen: Die ‚arische‘ Rasse sollte schließlich auch durch herausragend trainierte Körper Überlegenheit beweisen. Diese Entwicklung beinhaltete für Dasslers Chancen: Je mehr Leute Sport trieben, desto höher die Nachfrage nach ihren Schuhen!“ Solche Unbedarftheiten finden sich nicht nur in Bezug auf das ‚Dritte Reich‘. So wird es ohne jede Problematisierung als positiv dargestellt, wenn bei Haribo eine Maschine die Arbeit von rund 700 Arbeitern ersetzt, nachdem die Autoren zuvor noch Riegels Sorge um die Arbeiter gelobt hatten. Der Widerspruch wird von den Autoren offenbar nicht einmal bemerkt.

Gender trouble und Globalisierung

Aber eine Bonbonfabrik ist eben „keine Kleinigkeit“, wie uns die Autoren erfahren lassen, und insbesondere bei der Gründung gebe es „eine Menge zu bedenken: Woher sollen die Kessel, Bretter und Messer kommen, die man zum Bonbonkochen braucht? Woher die Zutaten? Wie sollen die Bonbons verpackt und verkauft werden? So eine schwierige Aufgabe geht man besser zu zweit an als alleine, dachte sich Hans Riegel und – suchte sich eine Frau!“ Und weil die Problemlösung so einfach ist, versteht es sich von selbst, dass die Frau auch schon kurz darauf „nicht mehr so viel Zeit für die Firma“ hat: „Sie musste sich um einen großen Haushalt, ein großes Haus, einen großen Garten und die Kinder kümmern“. Gender trouble ausgeschlossen. Das erklärt auch das Insistieren der Autoren auf dem Pragmatismus Margarete Steiffs, der einzigen porträtierten Unternehmerin: „Sie war keine Frauenrechtlerin. Sie verspürte keinen Drang, die alten und zum Teil bewährten Regeln und Sitten in Frage zu stellen. Margarete war pragmatisch“. Damit scheint dem Autorenpaar alles gesagt in Sachen Unterdrückung der Frauen, einem der Gesichter der Wirtschaft, das im Vorwort angekündigt wird.

Nicht zuletzt stellt sich jedoch ein gewisses Unbehagen darüber ein, dass dieses Buch so weitgehend ohne Globalisierung oder jedenfalls mit einer recht einseitigen Globalisierung auskommt. Dass es sich bei den vorgestellten Marken ausschließlich um deutsche Unternehmen handelt, mag durchaus seine Gründe haben, wenn es auch unserer Alltagserfahrung widerspricht, in der Peugeot so gegenwärtig ist wie Volkswagen und Snickers so verbreitet wie Bahlsen. Aber warum werden die Markengeschichten nur als Ausbreitung von Deutschland in die Welt erzählt? „Die Firma Siemens ist heute eine Aktiengesellschaft und in über 190 Ländern vertreten. Etwa 475 000 Mitarbeiter gibt es weltweit. Siemens bietet eine breite Produktpalette, am bekanntesten sind die Haushaltsgeräte – aber auch Straßenbahnen zählen noch dazu. Viele Jahre lang wurden auch Handys angeboten“. Der Name BenQ fällt nicht. Schade, denn da hätte es angefangen, spannend und lehrreich zu werden.

Februar 2008

Magdalena u. Gunnar Schupelius: Wer hat den Gummibär'n gemacht? Marken und ihre Erfinder, Rostock: Hinstorff 2007, 144 Seiten, 14,90 Euro.

2.46 Adam Soboczynski | Polski Tango (Carola Schiefke)

Adam Soboczynski, gebürtiger Pole und studierter Germanist, macht einen Grammatikfehler zum Titel seines Buches. „Es heißt Polskie Tango“, verbessert ihn sein volltrunkener Sitznachbar in einer Krakauer Bar, bevor er am Tresen einschläft, „Tango ist ein Neutrum.“ Der Titel verweist ebenso programmatisch wie augenzwinkernd auf Soboczynskis Lebenssituation: 1981 übersiedelte er mit seinen Eltern aus der polnischen Kleinstadt Torun in die Bundesrepublik Deutschland, musste sich einleben in ein fremdes Land und in eine fremde Sprache. Als er mit 31 Jahren wieder nach Polen reist, um seiner eigenen Vergangenheit nachzuspüren, ist ihm die einstige Muttersprache so fremd geworden, dass er sie nicht mehr fehlerfrei beherrscht: „Ich wurde verstanden, aber ein jeder wußte sogleich, daß ich aus Deutschland kam. Dort war ich oftmals ‚der Pole‘, trotz eines deutschen Passes, in Polen würde ich fortan ‚der Deutsche‘ sein.“

Der Tanz der ungleichen Zeit

Programmatisch ist der Titel auch noch in anderer Weise: Das Motiv des Tango, "ein Tanz der ungleichen Zeit, der voneinander wegstrebenden Bewegung, der Nähe und der Ferne, des Abschieds und der Wiederkehr" ist das entscheidende strukturierende Element in Soboczynskis Buch. Wer aufgrund des Untertitels eine Reisebeschreibung erwartet hat, wird enttäuscht sein, denn der Erzählfluss folgt nicht konsequent einer geografischen Linie. Die "Reise durch Deutschland und Polen" ist vor allem eine Reise durch Zeit und Erinnerung. Sprunghaft und assoziativ, gleichsam orientiert an der Choreografie des Tanzes, wechselt der Erzähler die Zeitebenen und Orte, so dass der Leser manchmal Mühe hat, sich zurechtzufinden.

Aus dem polnischen Nähkästchen plaudernd

In angenehm leichtem, lakonischem Plauderton leitet Soboczynski seine Leser durch den Text und spricht große Fragen des deutsch-polnischen Verhältnisses gelassen an. Er bietet aus der polnischen Innenperspektive aufschlussreiche Informationen für deutsche Leser, denen ihr östliches Nachbarland heute fremder denn je scheinen mag. Dabei behandelt er sowohl Tabuthemen als auch Alltagsdetails: Korruption, Homophobie, Ausländerfeindlichkeit und die Verdrängung eigener Kriegsverbrechen in Polen kommen ebenso zur Sprache wie die Frage, wie man die Kaczynski-Zwillingsbrüder auseinanderhalten kann und bei welcher Sorte von Taxifahrern man in Warschau besser nicht ins Auto steigt. Die "guten" Taxifahrer von den "bösen" zu unterscheiden, ist gar nicht so einfach, denn beide tragen Lech-Walesa-Schnurrbart und halten dem Fahrgast schwungvoll die Tür auf. Bei den bösen Taxifahrern allerdings ist der Schnurrbart nur angeklebt, der Wagen als vermisst gemeldet, und die Fahrt endet abrupt: "Sie zücken dann so eine alberne, kleine Goldfinger-Damenwaffe, und man selbst zückt behende seine Brieftasche. Nach einem prüfenden Blick in Geldscheine, Kreditkarten und Ausweise bitten die bösen Taxifahrer einen schließlich gelangweilt darum, ihr Taxi zu verlassen."

Wanderer zwischen den Welten

Neben seiner eigenen Geschichte erzählt Soboczynski auch von seinen Begegnungen mit Menschen, die auf besondere Weise mit der deutsch-polnischen

Geschichte verbunden sind. So trifft er in Warschau den deutschen Schauspieler Steffen Möller, der sich als "Inkarnation des deutschen Versagers" in einer polnischen Soap Opera in die Herzen des polnischen Publikums gespielt hat. In Berlin interviewt er den Dichter Tadeusz Różewicz, "ein Wanderer zwischen den Welten, in Ost und West gleichermaßen beheimatet." Und in Ostróda besucht er Krystyna Brüske, die nach dem Zweiten Weltkrieg selbst aus Litauen vertrieben wurde und sich jetzt für die Erinnerung an die Vertreibung deutscher Bewohner einsetzt. Hier verschmelzen Geschichte und Gegenwart ineinander: "Mit weit ausholenden Armbewegungen versinnbildlicht sie die Völkerwanderungen. Und so ziehen die Flüchtlinge mit Frau Brüskes zerfurchten Händen über eine imaginäre Landkarte, die in der Luft ihres Wohnzimmers hängt. ... Und als sie vom Kriegsende spricht und vom neuen Leben in einem neuen Haus, da blicke ich in das mädchenhafte, das strahlende Gesicht, das einen niemals endenden Sommer erwartet hatte, blicke in Sommersprossen auf einer Kindernase und sehe Marmeln, die vor diesem Haus in eine ausgehobene Kuhle gerollt wurden."

Tragikomisch zu Boden gehen

Das Tanzpaar in der Krakauer Bar, das zu Beginn des Buchs den "Polski Tango" tanzt, stolpert im Epilog über seine eigenen Füße und geht tragikomisch zu Boden. Unverletzt und lachend stehen sie schließlich wieder auf und illustrieren so den besonderen polnischen Umgang mit dem Scheitern: "Eine lange Tradition der Niederlagen im Rücken, ist man sich des Zufalls, der unerwarteten Fügung bewußt, die heimlich unser Dasein dominiert" – man wird "sich weiter durchschlagen". Ein Lebensprinzip, das einiges für sich hat.

April 2007

Adam Soboczynski: Polski Tango. Eine Reise durch Deutschland und Polen. Berlin: Kiepenheuer 2006, 207 Seiten, 17,90 €.

2.47 R. Steininger über Jörg Friedrich | Yalu (Michael Schikowski)

Rolf Steininger, ordentlicher Professor an der Universität Innsbruck, kennt sich zweifellos aus. Er veröffentlichte vor zwei Jahren im Olzog-Verlag über den Koreakrieg das Buch *Der vergessene Krieg*. Er wird daher ein kundiger Rezensent für das neue Buch von Jörg Friedrich sein, das ebenfalls vom Koreakrieg handelt.

Folgende Angaben des Olzog-Verlags finden sich im Internet zu Rolf Steiningers eigenem Buch: „Der Koreakrieg begann im Morgengrauen des 25. Juni 1950 mit dem Angriff der nordkoreanischen Kommunisten auf den Süden. Er dauerte drei Jahre und kostete Millionen Menschen das Leben – unter ihnen 37.000 Amerikaner. Der Konflikt wurde zum ‚Wendepunkt des Kalten Krieges‘ (US-Präsident Truman), mehrmals geriet die Welt an den Rand eines Atomkrieges. Trotz seiner Bedeutung wurde der Krieg in den USA schon bald zum ‚vergessenen Krieg‘, der zwischen dem ‚guten‘ Zweiten Weltkrieg und dem ‚schlechten‘ Vietnamkrieg stand.“

Bis auf zwei geringfügige Abweichungen ist dieser Verlagstext identisch mit dem Beginn der Rezension, die Rolf Steininger Jörg Friedrichs Buch in der FAZ vom 2. Januar 2008 widmet. Steininger beginnt seine Rezension also mit sich selbst. Ihm gebührt nämlich eigentlich, so suggeriert das ungekennzeichnete Selbstzitat, die „Anerkennung des Vorreiters“, die laut Klappentext von Yalu Hans-Ulrich Wehler aber nun Friedrich zuspricht. Da stößt Steininger ungleich zu Anfang der Rezension mit der Nase auf den Umschlag seines eigenen Buches. Aber man wird doch nicht annehmen wollen, dass da ein Erfolgsschriftsteller wie Jörg Friedrich über die Klinge eines neidvollen Kollegen springen soll? Das mag sein, ist aber durchaus nicht entscheidend.

Forschung macht Lehre platt

Diese Rezension ist ihrem Gegenstand, dem Buch von Jörg Friedrich, das von maliziöser Ironie, Bosheit und Zynismus nur so strotzt, an keiner Stelle gewachsen. Die Malice, die Steininger gerade noch aufbringt, ist ein hinterhältiges Lob: „Bei manchen Wertungen liegt Friedrich richtig, wenn er zum Beispiel Stalin einen ‚Verbrecher‘ nennt.“ Rolf Steininger, der sogar „manches“ bei

Friedrich falsch findet, gelingt es gerade mal zwei Irrtümer Friedrichs konkret zu benennen. Der britischen Außenminister Ernest Bevin und Eisenhower werden von Friedrich Funktionen zugeschrieben, die sie nach Steiniger nicht hatten. Irrtümer übrigens, die in der Darstellung Friedrichs ohne Folgen bleiben, und darum auch in der Kritik Steinigers platterdings für die Argumentation gegen das Buch funktionslose Details darstellen. Statt in der Nachauflage die Fehler bereinigt wissen zu wollen, wie es guter Stil wäre, weil es den Wunsch impliziert, dass das Buch weitere Auflagen erlebe, schreibt Steiniger als belehre er Studenten: „So etwas weiß man, wenn man sich mit diesen Dingen wissenschaftlich beschäftigt hat.“ Da trifft Forschung auf Lehre – und macht sie platt. Vor allem macht sie die nieder, die sich vielleicht unter den Lernenden als Erzähl-talent noch nicht behaupten können, und glauben, dass, wenn es sich solcher Neigungen ent schlagen, ihre wissenschaftliche Karriere umso sicherer fortgesetzt werden könne. Das Jahr der Geisteswissenschaften ist vorüber, die alten Reflexe taugen noch!

Steinigers Urteil: „Ein ärgerliches Buch.“

Zudem, Rolf Steiniger stellt sich dumm und will von Textsorten, in diesem Fall dem Unterschied von Autorentext und Klappentext, nichts wissen. Klappentexte liegen nicht allein in der Verantwortung der Autoren. Wehlers Urteil könnte sich auch auf Friedrichs Brand bezogen haben. Steiniger indessen schreibt, die Werbeprosa des Verlags auf dem Umschlag referierend: „Von all dem lässt sich bei mühsamster Lektüre nichts finden, weder unorthodoxe Fragen noch den neuen, verstörenden Blick. Für den ‚Brand‘ mag das vielleicht so gewesen sein, in diesem Buch findet es nicht statt.“ Halten wir dazu nur fest, dass Steiniger, der sich in seiner Rezension geradezu als Klappentextrezensent erweist, den Brand nicht mal vorgibt gelesen zu haben.

Wie muss man sich Rolf Steiniger als Leser vorstellen? Vermutlich scannt er den Text wie ein Informationsverarbeitungssystem. Und Friedrich macht ihm diese doch recht einfache Tätigkeit so unendlich schwer. Das ist ihm ein Ärgernis. Also heißt sein Urteil: „Ein ärgerliches Buch.“. Das liegt nach Rolf Steiniger nur am „Friedrich-Stil“, einem „verquirlt-verquasten Stil“ und an der „Erzählkunst“ Friedrichs. Steiniger ist allerdings nicht in der Lage den Erzählstil Friedrichs näher zu charakterisieren. Stattdessen bietet er „Kostproben“, die er

mit „auch sehr schön“ und „noch toller, Folgendes“ einleitet, ist sich aber zugleich durchaus unsicher über die Qualität dessen, was er kritisiert. Er inszeniert die Zitate als Stilblüten, nennt sie aber nicht so, leitet stattdessen ein weiteres Zitat so ein: „Oder, auch sehr blumenreich“. Gemeint ist blumig. Das Zitat verrät davon wenig: „Der Abend verging emsig. Boote mit Dolmetschern und Journalisten schaukelten planlos im rotglühenden Schein von Wolmido, und auch vor Einbruch der Dämmerung war wenig zu sehen, weil der gelbe Qualm des Deckungsfeuers das Becken füllte.“ Man fragt sich sofort, was genau sollen die Zitate belegen? Freilich, einige der Metaphern sind angestrengt und überzogen, andere, in denen Steininger uns Friedrich vorführen möchte, sind einfach gut: „Die Macht in China wechselt ,so unbeirrt wie die Jahreszeiten‘“. „Kim und der Südkoreaner Rhee, waren beide stiebende Funken ohne Scheu vor dem Pulverfass‘.“

Muss alles immer neu sein?

Das Rätsel dieses Verrisses löst sich an anderer Stelle auf. Zunächst die einfache Frage: Was ist Stil? Die Einheit von Form und Inhalt. Wovon erzählt Friedrich? Er erzählt vom Krieg. Er selbst hätte vielleicht geschrieben, er erzähle vom Kriege. Friedrich spricht stets mit einem bitteren Zug um den Mund, gelegentlich mit gepresster Stimme, manchmal raunend alttestamentarisch, oft expressiv, öfter noch ist er schlicht zynisch. Wie denn nicht? Er erzählt vom Krieg.

Es sollte einmal untersucht werden, ob so etwas wie die Promotion, die man als Türwächter an den Eingang zu den wissenschaftlichen Forschungsinstituten gestellt hat, nicht auch an ihren Ausgang stellen sollte. Dass nicht nur nicht jeder daherkommen und mitbringen kann, was und wie es ihm beliebt, sondern dass auch nun nicht mehr jeder hinweggehen und fortschleppen kann, wie und was ihm beliebt. Nach Robert B. Laughlin ist unsere Wissensgesellschaft, was sensibles technisches Wissen angeht, gerade dabei, Bezirke eines nichtöffentlichen Wissens auszubilden. Damit verbunden sind die Sicherheitsbedürfnisse der Gesellschaft vor Terror, aber auch massive Verwertungsinteressen der das Wissen verwaltenden Institutionen. Vielleicht folgt die Geisteswissenschaft bald auch hierin ihrem Ideal, der Naturwissenschaft.

Genau dazu schreibt nämlich Rolf Steininger: „Friedrich erzählt in diesem Buch absolut nichts Neues, kein neues Dokument, kein neues Argument, keine neue Frage, wenig Licht! Er schlachtet die reichlich vorhandene Literatur allerdings weidlich aus und macht daraus ‚Erzählkunst‘.“ In beiden Sätzen dokumentieren sich die deutschen Gelehrtenirrtümer, die man ihnen auch nach 100 Jahren der Geisteswissenschaften nicht aus dem Pelz geklopft bekommt: 1. Es braucht unbedingt Neues, um ein Buch zu schreiben. (Innerhalb der Zunft geht man da allerdings durchaus nachsichtiger mit um.) 2. Es darf nicht erzählt werden. Jedenfalls nicht so ambitioniert, sondern irgendwie spröder, in jedem Fall so, dass die wissenschaftliche Informationsverarbeitung nicht behindert wird. 3. Metaphern sind sowieso verboten. Deshalb meint Rolf Steininger auch die bloße Darbietung der Zitate reiche zum Nachweis, dass hier ein ärgerliches Buch vorläge, vollkommen aus. Wer dagegen verstößt, wie weiland Herman Grimm oder Wilhelm Bölsche, Emil Ludwig oder Stefan Zweig, Golo Mann oder Richard Friedenthal, oder, um es kurz zu machen, alle erfolgreichen englischen Geschichtswissenschaftler, der schlachtet die entsagungsvoll gesammelten Erkenntnisse der Zunft für eigene, potente Bücher aus. So entstand und, Dank Friedrich, entsteht, das ist das Erfreuliche, ein „ärgerliches Buch“ nach dem anderen.

Februar 2008

Rolf Steininger: Von Totmachern und Ersttättern. Jörg Friedrich bietet nichts Neues über den Korea-Krieg, bleibt aber wenigstens seinem Erzählstil treu. FAZ 2.1.2008, Nr. 1 – Rolf Steininger: Der vergessene Krieg. Korea 1950-1953., München: Olzog 2006, 24,90 €. – Jörg Friedrich: Der Brand. Berlin: Propyläen 2002, 25 €. – Jörg Friedrich: Yalu. An den Ufern des dritten Weltkriegs. Berlin: Propyläen 2007, 24,90 €. – Robert B. Laughlin: Das Verbrechen der Vernunft. Betrug an der Wissensgesellschaft. edition unseld. Frankfurt 2008, 10 €.

2.48 Horst Stowasser | Anarchie! (Andy Hahne- mann)

„Auf die kleinen Kriege!“ lautet der beliebte Trinkspruch von Investmentbankern in London im neuen Jahrtausend, zumindest in Richard Morgans Profit,

der Vision einer voll globalisierten Welt in der nahen Zukunft. London, Hauptstadt des Kapitals, ist umgeben von Zonen, in denen das Lumpenproletariat sich selbst überlassen bleibt, und die wenigen Privilegierten sind damit beschäftigt, der Dritten Welt auch den letzten Rest der Ressourcen abzuknöpfen oder fahren sich gegenseitig in Autorennen um die nächste Beförderung über den Haufen. Folgt man Autoren wie Morgan hat die Anarchie – verstanden als Abwesenheit jedweder staatlicher Reglementierung – eine große Zukunft, die Welt wird unregierbar, so oder so. Schön ist das nicht und es ist angesichts dieser Perspektiven zumindest in der populären Zukunftsliteratur auch kein Wunder, dass sich mancher Innenminister in einen Robocop verwandeln möchte.

Dolch und Revolver

Ein Buch mit dem Titel *Anarchie!* herauszugeben, in dem gerade der mittlerweile etwas angestaubte Anarchismus zur möglichen politischen Heilslehre des 21. Jahrhunderts erklärt wird, ist ein eher antizyklisches Unterfangen. Horst Stowasser – selbst einschlägig bekannter Aktivist – ist sich dessen bestens bewusst und entwickelt sein Anliegen dementsprechend aus der Defensive. Vorurteile zu entkräften war seit je die zentrale Technik marginalisierter Gruppen und so erfährt man als erstes, was Anarchismus nicht ist. Anarchisten sind keine mit Dolch und Revolver bewaffneten Terroristen, keine kleinbürgerlichen Chaoten oder Psychotiker, sie sind nicht naiv und vor allem keine reinen Neinsager und antimodernen Widerständler.

Von der Stone-Age-Economy zum Projektanarchismus

Einer positiven Bestimmung des Anarchismus, in klassischer Handbuch-Manier unter den Überschriften *Idee und Geschichte* abgehandelt, ist der weitestgehend umfangreichste Teil des Buches gewidmet. Es werden die anarchistischen Positionen durchdekliniert, von der Staats- und Patriarchatskritik über den Netzwerkgedanken, die radikale Ökologie, alternative Ökonomien bis hin zur freien Liebe, die etwas schelmisch als ‚praktische Nutzenanwendung‘ zur Sprache kommt. Insider dürften hier wenig Neues erfahren, aber für sie ist das Buch auch nicht geschrieben. Man hat den Eindruck, dass es Stowasser in seiner emphatischen Sprache (Leseranrede, rhetorische Fragen, Ausrufezeichen), die nicht selten eine unheimliche Nähe zu den you-can-do-it-Ratgebern für Möch-

tegermanager besitzt, vor allem um jenen eher jugendlichen Teil des aparten Mainstreams geht, der noch unentschieden zwischen Attac und Juso-Gruppe pendelt und schon so manchen radikalen Gedanken hatte. Auch der historische Teil des Buches – eine kleine Geschichte der Bewegung vom schönen Mythos der stone-age-economy bis zum Projektanarchismus der Jetztzeit – entspricht weniger den Standards der Historikerzunft, als den Bedürfnissen des politisch engagierten Lesers, der seine ideengeschichtlichen Wurzeln sucht.

Meisterideologien der Moderne

Von Propaganda im heute gebräuchlichen Sinn des Wortes kann aber nicht eigentlich die Rede sein, eher schon von einer intelligenten und charmanten Werbung, die plaudert, unterhält, manchmal witzig pointiert und immer ein Faible für den Sinnspruch besitzt. Wie zahlreichen zeitgenössische Marketing-Kampagnen kommt es Stowasser darauf an, eine unmodern gewordene Marke neu zu positionieren, indem auf ganz berechnete Bedürfnisse der Menschen Bezug genommen wird. Herrschaftsfreies Leben und Arbeiten, Gleichberechtigung der Geschlechter, ökologische Produktion und Konsumtion, die Assoziation mit Gleichgesinnten, globale Gerechtigkeit. Wer wünscht sich das nicht?

Freilich wird sich die überwiegende Anzahl der Leser auch nach der Lektüre kaum veranlasst fühlen, sich in das Abenteuer einer anarchistischen Lebensgemeinschaft zu stürzen oder Betriebe mit syndikalistischen Parolen zu agitieren. Allein: Den Möglichkeitssinn zu stimulieren und das Bewusstsein für ein ebenso schönes wie tragisches Stück linker Geschichte wachzuhalten, gelingt Stowasser ganz ausgezeichnet. Nur wenn, teils aus alter Gewohnheit, teils aus milieubedingter Großspürigkeit, der Anarchismus noch immer als dritte Meisterideologie der Moderne angeredet wird, bekommt die ganze Sache einen Zug ins Surreale und Fiktive. Denn als Gegenspieler von Kapitalismus und Kommunismus wirkt er dann doch etwas zu possierlich. Seine Stärke liegt allzu offenkundig im Kleinen: im unmittelbaren Selfempowerment, der temporären Autonomie und der Lebenskunst trotz allem. Was aber darüber hinausgeht, verkommt gefährlich schnell zur Phrase oder bleibt nostalgischer Blick auf eine Geschichte, in der die schwarz-roten Fahnen etwas dichter wehten als heute.

Vom anarchistischen Projekt A in Neustadt an der Weinstraße bis zur Neuen Welt(un)ordnung ist es ein weiter Weg, den auszumalen sich weder Stowasser noch die besten Science-Fiction-Autoren bisher getraut haben. Sollte die Welt aber wirklich einmal den Friedfertigen gehören, so mögen es doch bitteschön die Anarchisten sein. Das Buch ist als Konfirmationsgeschenk uneingeschränkt zu empfehlen.

August 2007

Horst Stowasser: Anarchie! Idee – Geschichte – Perspektiven. Hamburg: Edition Nautilus 2006, 511 S., 24,90 Euro.

2.49 Sylke Tempel in Zusammenarbeit mit der Redaktion der Tagesschau | Die Tagesschau erklärt die Welt (David Oels)

Welterklärung ist zweifellos eine der großen Traditionen der Sachliteratur, ja, fast könnte man sagen, das ist ihre eigentliche Aufgabe, seit die Religion diesen Job nicht mehr erledigt. Und ein oft beschrittener Weg der Welterklärung ist die Anhäufung von universellem Wissen. Denn wo es keine außerhalb der Welt gesicherten und dauernden Gesetzmäßigkeiten mehr gibt, tut man gut daran, möglichst viele oder noch besser alle kontingenten Weltinnenzusammenhänge zu kennen. Auf dieses Bedürfnis reagierten die großen enzyklopädischen Unternehmen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, von Diderot und d’Alembert bis zu dem Kolossalwerk von Johann Samuel Ersch und Johann Gottfried Gruber. Spätestens als deren Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste nach 167 Bänden, die auf 78.000 Seiten die Buchstaben Aa-Li und Oa-Ph umfassten, 1889 abgebrochen wurde, war das Konzept der Universalenzyklopädie endgültig gescheitert. Das ganze Weltwissen konnte nicht (mehr) in einem Druckwerk gesammelt werden.

Von Realenzyklopädien, Konverstionslexika bis zur Bildung in einem Band

Folglich ging man zu deutlich schmaleren, stärker auswählenden Wissenssammlungen über. Abgespeckte Realenzyklopädien, wurden – didaktisch aufbe-

reitet – für Heranwachsende oder das “Volk” angeboten, nach damaligem Verständnis gleichermaßen an die Bildung heranzuführende Gruppen. Als Nachschlagewerk setzte sich das Konversationslexikon durch, dessen Aufgabe der Brockhaus 1868 als “die Flüssigmachung und Popularisierung der wissenschaftlichen, künstlerischen und technischen Ergebnisse, nicht für die geschäftliche Praxis, sondern für die Befriedigung und Förderung der allgemeinen Bildung” umschrieb – also gerade nicht mehr die vollständige Sammlung des verfügbaren Wissens, sondern das notwendige Rüstzeug zur Teilhabe an der später so genannten bürgerlichen Öffentlichkeit.

Im 20. Jahrhundert wurde die abgeschlossene Sammlung dann zunehmend durch offenen Reihen ersetzt: Wissen in prinzipiell unendlicher Fortsetzung, in den Kosmosbändchen etwa, die seit 1904 erschienen. Was dieser Form fehlt ist die Idee der – und sei es nur virtuellen – Vollständigkeit, und das notwendigerweise. rowohlts enzyklopädie, die 1954 antrat, das enzyklopädische Konzept zu revitalisieren, versuchte anfangs die diversen Einzelbände in Registern zu reintegrieren, verzichtete jedoch nach den ersten 75 Bänden darauf. Wissen unter den Bedingungen der Moderne ist ausdifferenziert in Spezialdisziplinen und nicht mehr als Ganzes zu fassen.

Auf dem Buchmarkt der letzten Jahre bemerkt man jedoch eine Entwicklung, die dem unweigerlichen Zersplittern der Wissensbestände in immer kleinere und nicht mehr zu durchschauende Teilbereiche zu widersprechen scheint. Da feiern Titel wie Bildung. Alles, was man wissen muss (1999), Die andere Bildung. Was man von den Naturwissenschaften wissen sollte (2001), Leben, Natur, Wissenschaft. Alles, was man wissen muss (2003) oder Eine kurze Geschichte von fast allem (2004) große Erfolge.

Die Tagesschau erklärt die Welt

Vielleicht lässt sich diese paradoxe Entwicklung an einem weiteren, kürzlich erschienenen Buch erklären, das Welterklärung auf 270 halbgefüllten Seiten zu liefern verspricht: Die Tagesschau erklärt die Welt. “Man kennt die Parabel von den Menschen, die einen Elefanten im dunkeln ertasten müssen”, heißt es im Vorwort. “Einer bekommt die Ohren zu fassen und vermutet ein Zelt. Ein anderer schließt aus der von festen Stoppeln überzogenen Haut, dass er es mit

einer frisch gemähten Wiese zu tun habe. Ein Dritter wiederum hangelt sich an einem der mächtigen Beine entlang und ist sich sicher, dass es sich nur um die Säulen eines Gebäudes handeln könne.“ Das Buch, so weiter das Vorwort, sei “der Versuch, ein Gerüst um den imaginären Elefanten zu errichten, das es [...] erlaubt, die Nachrichten in einen größeren Zusammenhang zu stellen und die Gegenwart besser zu verstehen.“ Abgesehen von der Frage, ob es nicht effektiver wäre, das Licht anzuknippen, funktioniert dieser Gerüstbau in fünf Kapiteln: Inland, Ausland, Wirtschaft, Kultur und Religion sowie Umwelt, Wissenschaft und Technik. Jedes dieser Kapitel umfasst in bester enzyklopädischer Tradition eine ausführliche Einleitung und einen Stichwortteil. Daran könnte man im Einzelnen viel bemäkeln. Etwa warum es unter Kultur und Religion die Stichworte “Nobelpreis”, “Papst” und – man staune – “Urheberrecht” gibt, nicht aber “Buddhismus”, “Internet” und vielleicht “Tradition”; warum seitensweise über die RAF berichtet wird, nur um dann am Ende festzustellen: “Eine breite Unterstützung der Bevölkerung für ihren Kampf hatte es nie gegeben.“ Warum – bei der täglichen Sendezeit in der Tagesschau – ein magerer Zweiseiter zum Fußball der einzige Beitrag zum Sport ist, wo dann vom “Torinstinkt”, der “Schusskraft” und der “Bereitschaft zu arbeiten, die etwa den Mittelstürmer Michael Ballack auszeichnen” die Rede ist. Schließlich könnte man fragen, warum man über das Register zwar erschließen kann, wer Siegfried Buback war oder wo Bretton Woods liegt, nicht aber Harry Potter findet, obwohl der im Buch durchaus erwähnt wird.

Lektüre zum Mitreden auf Partys

Am “Wissensbuch für alle, die die Welt besser verstehen wollen” (Klappentext) lässt sich sinnfällig erkennen, dass es diesem und den anderen Büchern, die das ganze Wissen in einem Buch versprechen, gar nicht um Wissensvermittlung oder Welterklärung in jenem umfassenden, enzyklopädischen Sinne geht, sondern um Wissensportionen, die sich als party piece, als Redebeitrag in verschiedenen Zusammenhängen oder auch nur für die entspannende häppchenweise Lektüre benutzen lassen: Anekdoten, Pointen, Einzelheiten. Und damit erfüllen sie zumindest eine wichtige Funktion, der Enzyklopädien und Konversationslexika.

Doch müssen diese Bücher überdies zumindest behaupten, "alles" zu liefern, weil es kaum mehr Kriterien für die Auswahl des Wissenswerten zu geben scheint. Während die Autoren der oben genannten Werke dabei auf Bibliotheken verweisen, die in ihre Bücher eingegangen seien – deshalb reproduzieren die Verlage auch gerne Bücherregale auf den Covern –, rechtfertigt das vorliegende Buch seine Auswahl mit der Tagesschau. Beides verweist auf Autoritäten für die jeweils avisierten Leserkreise und objektiviert die Auswahl scheinbar. Wie eigentlich die Welt in die Tagesschau kommt oder ins Buch kann dann keine Frage mehr sein. Folglich fehlen die Lemmata "Fernsehen" oder "Medien" in den Stichwortteilen wie im Register.

Dass solche Bücher in den letzten Jahren gehäuft erscheinen, hat wohl nicht zuletzt damit zu tun, dass Wissen gegenwärtig nicht mehr im Buch gesammelt, sondern elektronisch aufbewahrt und verfügbar gehalten wird. Wikipedia – mag die Qualität der Einträge, um es vorsichtig auszudrücken, auch variieren – ist schon jetzt die umfangreichste Enzyklopädie aller Zeiten, mit der Tendenz zu weiterem schnellem Wachstum, vom world wide web als gigantischer Wissensvernetzung zu schweigen. Die Sachliteratur im Buch kann davon nicht unbeeinflusst bleiben und vermutlich handelt es sich bei den Enzyklopädien in Schwundstufe um eine erste Reaktion.

Oktober 2006

Sylke Tempel in Zusammenarbeit mit der Redaktion der Tagesschau: Die Tagesschau erklärt die Welt. Das Wissensbuch. Berlin: Rowohlt Berlin 2006. 270 Seiten, 19,90 Euro.

Vgl. bei Bedarf auch: Johann Samuel Ersch / Johann Gottfried Gruber: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, 167 Bde, Leipzig 1818-1889. (Archiv der europäischen Lexikographie, Abt. I: Enzyklopädien; 33) 78.000 Seiten auf 462 Mikrofiches in Kass. 1995, 3.840 EUR.

2.50 Camille de Toledo | Goodbye Tristesse (Alexandra Müller)

Wäre Adorno nur ein kleines bisschen mehr Pop gewesen, er hätte dieses Buch geschrieben. Aber Adorno war nun mal Frankfurter Schule. Und Goodbye Tristesse ist von Camille de Toledo, einem jungen Franzosen. Was de Toledo und Adorno gemeinsam haben, ist die fundamentale Kritik an einer Gesellschaft, die alles unternimmt, um den Dummen, der ihre Machenschaften nicht durchschaut, zu verführen.

Goodbye Tristesse ist aber keine Minima Moralia, sondern ein bunter (Re-)Mix aus vielem: politischer Essay, Autobiographie, Poetik, Poproman, Sturm-und-Drang-Schrift und Manifest in einem: es gibt tragische Prosa-Einschübe vom Mann, der keine Luft mehr bekommt. Es gibt gesellschaftliche Analysen, biographische Anekdoten und philosophische Diskurse gegen postmoderne Denker wie Deleuze und Guattari. Nicht zu vergessen programmatische Thesen, mit denen de Toledo die Zukunft verändern will.

Er versucht bei der Fülle an Stilmitteln dennoch strukturiert vorzugehen, immerhin ist er ein Mann mit einem Plan: darum findet sich auf den letzten Seiten des Buches auch eine stichwortartige Zusammenfassung seines theoretischen Dreisprungs, Die drei Stadien der Revolte, der vorher auf gut 200 Seiten nachzulesen war.

Verortet zwischen 11/9 und 9/11

De Toledo will aber kein schnödes per se sachliches Buch schreiben, sondern ein persönliches und aufwühlendes. Schließlich ist er nicht nur Kulturkritiker, sondern auch Leidender. Darum sagt der Autor ICH und WIR und will seine Generation und ihre Leiden erklären – am Beispiel seines eigenen Lebens. 1976 geboren verortet er sich exemplarisch zwischen zwei palindromen Daten: dem 11/9 und 9/11, dem Mauerfall und dem Terroranschlag auf das World-Trade-Center.

Die Kinder des Doppelboom, zu denen er sich zählt, leben nach diesen Daten in einer kalten, zynischen, projektorientierten, distanzierten, kapitalistischen [...] Welt, die jeden Keim zur Subversion ins Leere laufen lässt, weil sie die Subversion selbst gesellschaftsfähig gemacht hat. Die Kinder zelebrieren den Mas-

sendandyismus , sie kennen nur Hoffnungslosigkeit und Endzeitstimmung. Und de Toledos Seele bekommt Asthma.

Sein Mittel dagegen ist die Romantik der offenen Augen: die Rückkehr zu einer neuen Romantik, die aber nicht weltabgewandt oder verzärtelt, sondern brutal, wild und handlungsmächtig ist. Die aber weggeht von distanzierendem Zynismus und Anything goes.

Dialektik zwischen Adorno und Stuckrad-Barre

De Toledo entwickelt eine Dialektik zwischen Adorno und Stuckrad-Barre. Er versucht es zumindest. Denn der junge Wilde verliert sich zwischen den ganz großen Theorien und seinem Selbstdarstellungsanspruch, mit dem er sich zum Prototyp des 21. Jahrhunderts stilisieren will. Der kleine Adorno in ihm steht in ständigem Kampf mit einem kleinen Werther: Leiden oder Anprangern, Anprangern oder Leiden. Oder doch die eigene Bildung beweisen? Oder doch cool sein?

Zwar versucht de Toledo den Geist eines mitreißenden Manifestes zu erzeugen, doch scheitert er an grob gezimmerten Thesen, zusammengelagerten Fetzen Realität und manchmal unlesbaren Gedankengängen, die sich abwechseln mit pathetischen Klagegesängen auf den bösen, bösen Kapitalismus. Pop. Intellektueller, romantischer, leidender und auf Dauer nerviger Pop. Aber Pop, der in eine Richtung weist. Gut, de Toledo ist ein Millionenerbe, er ist ein arroganter Schnösel, er schreibt berechnend ein Buch und vermarktet seine Biographie als Kind eines Großkapitalisten (angeblich hat er auf sein Erbe verzichtet). Aber: Goodbye Tristesse wirft in seiner Machart selbst einige nötige Fragen auf: Wie viel Zynismus und Distanz kann die Generation der 20-30 jährigen noch vertragen? Wie kann man ihr das sagen? Kann man heute noch ein großes Manifest schreiben? Im Ernst? Sind Manifeste nur ein integrierter Bestandteil im Sachbuchmarkt – oder mehr? Wäre das Kommunistische Manifest heute in den Spiegel Bestsellerlisten? Camille de Toledo schreibt vielleicht nicht das Manifest des 21. Jahrhunderts. An ihm stellt sich aber die Frage nach einem solchen. Das ist nicht weltbewegend und groß. Aber wenigstens einen Vergleich mit Adorno wert.

Oktober 2006

Camille De Toledo: Goodbye Tristesse. Bekenntnisse eines unbequemen Zeitgenossen, Berlin: Tropen, 2005, 191 Seiten, 18,80 Euro.

2.51 Pierre Vidal-Naquet | Atlantis. Geschichte eines Traums (Erhard Schütz)

Hinrich Lobek, der unermüdliche Held von Jens Sparschuhs Roman *Der Zimmerspringbrunnen* hat großen Erfolg, indem er das Standardmodell ‚Jona‘ heimwerkeln umbaut. Sein Springbrunnen läßt einen Berliner Fernsehturm Wasser speien und taucht eine bizarre Landschaft in den Umrissen der DDR ins Wasser und wieder auf. ‚Atlantis‘ tauft er das Modell. Warum sollte die DDR nicht mit ebensolchem (Un-)Fug Atlantis sein wie Helgoland und die Azoren, Irland oder Israel? Atlantis akkumuliert unablässig obsessive Grübler und Sucher, seriöse Wissenschaftler wie paranoide Thesenschmiede. Wer sich mit ihnen ins Gemenge begibt, und sei es auch noch so kritisch, gerät leicht in Gefahr, selbst angesteckt zu werden.

Pierre Vidal-Naquet hat nach eigenem Bekenntnis vom Mythos Atlantis nicht mehr ablassen können, seit er als junger Gymnasiallehrer in Orléans einen Vortrag gehört hatte, der zu beweisen suchte, Atlantis sei in Kreta zu suchen und künde vom unglaublich mächtigen Seereich des Minos. Vidal-Naquet nun stellt dagegen die ebenso puristische wie entzaubernde, orthodoxe Lesart: Atlantis ist ein von Platon ins Spiel gebrachter Kunstmythos. Was Platon im *Kritias* und im *Timaios* kunstvoll gesprächsweise entfaltet, soll die Aufmerksamkeit nicht auf einen Jahrtausende zurückliegenden Untergang von Atlantis und Ur-Athen lenken, sondern auf den zukünftigen Bestand von Athen. Der Mythos soll sein zeitgenössisches Athen ermuntern, sich auf die Tugenden des – erfundenen – Ur-Athen zu besinnen, das sich von der unerhört reichen Großmacht Atlantis jenseits der Säulen des Herkules, die schon weithin Nordafrika, Europa und Asien unterworfen hatte, bedroht sah und doch dank seiner idealen und gerechten Verfassung obsiegen konnte.

Der unermüdliche Atlantisforscher

Vidal-Naquet, ein hoch angesehener Althistoriker, Autor zahlreicher bedeutender Bücher zum antiken Griechenland, aber auch früh engagiert gegen das koloniale Unrecht in Algerien, ficht schon so lange gegen die immer wieder neu auftauchenden Theorien zu Atlantis, daß ihn nichts mehr anfechten kann.

Sachbücher suggerieren ja gerne eine neue, ganz andere Systematik, eine unerwartete, aber klare Abfolge, einen Lehrgang, dem man sich nur anschließen muß, um am Ende ein ebenso Wissender zu sein. Den Weg zu diesem Ende pflastern sie dann mit Allgemeinplätzen wie Digressionen, Anekdoten und Räsonnements zu diesem und jenem. Die sollen staunen machen und binden zugleich. Natürlich darf dabei eine wohldosierte Klage über das allgemeine Unverständnis nicht fehlen, auf daß der Leser zum verständigen Adepten werde. Bei Vidal-Naquet bekommt man – vielleicht gerade wegen der seriösen Hochwissenschaftlichkeit – geradewegs die Parodie darauf geliefert: Die Zusammenfassung seiner Überlegungen zeugt zwar von großer Altersweisheit, aber auch von den Anfechtungen des Alters, sich in Falten und Abwegen zu verlieren. Er wird nicht müde, intellektuelle Mitstreiter oder Hinweislieferanten ebenso zu erwähnen wie unablässig die Tatsache im Bewußtsein des Lesers zu halten, daß und wie er, Vidal-Naquet, schon immer auf der richtigen Spur gewesen sei. Während es andernorts von Mißbrauch, Unverständnis oder Abweichungen von der reinen Lehre nur so wimmelt. Hier findet sich der Autor in der nämlichen Schlinge aus detailversessener Rechthaberei und beschwörender Zeu- genaquise wie nur irgend seine obskurantischen Kontrahenten. Daß er sich aus ihr gerade soeben noch zu ziehen weiß, das verdankt sich der immer mal wieder aufblitzende Ironie und altersgelassenen Besinnung.

,Verwissenschaftlichung' des Mythos

Freilich muß der Leser arg viel Geduld mitbringen: Vidal-Naquet expliziert erst einmal umständlich und Detail für Detail, Argument für Argument, seine unverbrüchlich erscheinende Ausgangslage und deren philologische Absicherung. Ein besonderes Vergnügen bereitet ihm, Platons ironische Signale zu entfalten, die den Mythos als Mythos, als erfundene, parabolische Geschichte im Bewußtsein halten sollen. Doch schon bald, so zeigt Vidal-Naquet nun weiter, dient der

Mythos in den verschiedensten Zusammenhängen als ‚wissenschaftliche‘ Be-
glaubigung von schöpfungsgeschichtlichen Spekulationen, naturphilosophi-
schen Annahmen oder auch geographischen Abgrenzungen. So recht in Fahrt
kommt die ‚Verwissenschaftlichung‘ des Mythos dann mit der Fahrt des Co-
lumbus. Die Neue Welt ist Atlantis oder aber ermächtigt den Mythos gegen-
über dem vom ursprünglichen Israel. Daraus wiederum entwickeln sich, betrie-
ben von durchaus rational geschulten Köpfen nach und nach und immer mehr
Theorien und ‚Beweisführungen‘ sei es zur je nationalen Aufwertung, sei es zu
Welt- und Geschichtsdeutungen.

In Deutschland hat Atlantis relativ spät Konjunktur – so recht erst nach 1918.
Da wird es zum Lazarett, in dem die Phantomschmerzen der Niederlage geheilt
werden sollen. Hochspekulative Wahnsysteme schießen zusammen, amalga-
miert aus pubeszenter Abenteuerlust, Obsessionen, Halbbildung und selektiven
Suchbewegungen. Rosenberg und Himmler, die beiden Realobskuranten mit-
tendrin. Mal Helgoland, mal Tibet, mal der Nordpol – währenddem wird das
,Dritte Reich‘ zum realisierten Atlantis, das im Feuerhagel untergeht. Seine
Opfer halten ihm – hilflos, aber überdauernd – noch zu seinen Lebzeiten den
Spiegel vor: In Theresienstadt vertont Victor Ullmann einen Text von Peter
Kien. Die Oper *Der Kaiser von Atlantis* konterfeit den Nazi-Wahnsinn.

Vidal-Naquets Buch steht in dieser Tradition: Es versucht, mit den Mitteln der
Vernunft standzuhalten. Wie tröstlich, daß er dabei keine größere Gefahr läuft,
als ein wenig schrullig zu wirken.

Juni 2006

*Pierre Vidal-Naquet: Atlantis. Geschichte eines Traums. Aus dem Französische-
n von Anette Lalleman, München: C. H. Beck 2006, 188 Seiten, 19,90 Euro.*

2.52 We are what we do | Einfach die Welt verän- dern. 50 kleine Ideen mit großer Wirkung (Andy Hahnemann)

Ratgeberrevolutionen kommen schleichend. Man merkt es nicht sofort, wenn
man den Titel das erste Mal hört oder das Buch ausliegen sieht, erst beim zwei-

ten, dritten oder vierten Mal setzt er sich fest und irgendwann hat man es begriffen. Der Ratgeber ist da; der, auf den alle gewartet haben. Ein Kultbuch. Jedenfalls eins, das man dem Namen nach kennt und das – so erzählt man sich in den zahlreichen U-Bahn-Ausgängen und Eisdielen-Schlangen der Stadt – wirklich funktioniert. Sorge, dich nicht, lebe! Endlich Nichtraucher! Oder jüngst: Simplify your Life. Rezensieren kann man erfolgreiche Ratgeber eigentlich nicht mehr, denn sie sind keine Bücher mehr, sondern längst zu Weltanschauungen, Lebensformen oder Volksbewegungen ausgeartet. Irgendwie ist das Buch von der Wirklichkeit ununterscheidbar geworden, und da rezensiert man eben nicht mehr, sondern hat eine Meinung dazu, oder auch nicht. Große Ratgeber sind fleischgewordene Ideen, eine Art von sozialer Magie, ein funktionierender Zauberspruch.

Was tun?

Einfach die Welt verändern. 50 kleine Ideen mit großer Wirkung von dem Autorenkollektiv We are what we do hat sich, zumindest in England und Australien, längst den sakrosankten Status eines Manifestes erworben, das seine Buchform transzendiert und in den Köpfen zahlreicher Menschen begonnen hat zu leben, oder besser: zu mobilisieren. Denn es geht um Politik, und zwar um die ganz große und die ganz kleine zugleich, ums Private und um die Welt und gestellt wird eine Frage, die mindestens seit hundert Jahren zu den wichtigsten gehört: „Was tun?“. Wie lässt sich die Welt zu einem besseren Ort für alle machen? Was kann jeder Einzelne dazu beitragen, die ökologischen und sozialen Probleme der Zeit zu lösen? Die Antwort ist entwaffnend einfach: Es sind die kleinen Entscheidungen im Leben eines jeden, die etwas verändern können. Blut spenden. Licht ausschalten. Für Freunde backen. ÖPNV statt Auto fahren. Kleingeld sammeln und spenden. Auf Plastiktüten verzichten. Zu zweit (statt alleine) baden. Papier beidseitig benutzen. Jede dieser Ideen bekommt eine Doppelseite, ein wenig Text, der flott geschrieben ist und informiert, ein schönes Bild, das illustriert, manchmal finden sich auch kleine Gimmicks zwischen den Seiten; etwa eine Postkarte, ein paar bunte Aufkleber, fertig zugeschnittene Coupons (Hallo! Ich bin dein Nachbar. Meine Telefonnummer ist ... Falls du Hilfe brauchst.) Und alles ruft dem Leser zu: Du kannst es! Einfach loslegen!

Was dieses Buch erfolgreich macht, ist, wie bei jedem Ratgeber, nicht die Originalität der Ideen, sondern die Effektivität des Empowerment – oder zumindest der Suggestion davon. Du kannst die Welt verändern; was du tust, hat einen Effekt, und vor allem: Du bist nicht allein dabei. Es gibt Tausende wie Dich, ja Millionen, und wenn wir alle ... und nur ein wenig ... dann wird was draus. Das funktioniert freilich nur, wenn es glaubhaft ist und sich die imagined community auch als solche empfindet. Auf der Seite www.wearewhatwedo.de lässt sich deshalb nicht nur genau überprüfen, wie oft eine bestimmte Aktion durchgeführt worden ist (950 Menschen haben sich als Organspender gemeldet, 852 Bäume wurden gepflanzt) sondern auch die Gesamtzahl aller registrierten Aktionen abrufen. 76154 mal wurde die Welt verändert. Einmal sogar von mir. „Danke! Du bist eine/r von 285 people to do action 47: Verschenk dieses Buch.“

Mai 2006

Einfach die Welt verändern. 50 kleine Ideen mit großer Wirkung, 112 S., Pendo 2006, 7,90 €

2.53 Andreas Weber | Alles Fühlt (Andy Hahne- mann)

Das Lieblingsvideo meiner zweieinhalbjährigen Tochter auf youtube heißt „Running Machine“. Es ist ein Cartoon und handelt in typischer Slapstick-Manier vom Kampf eines sportlichen Eisbären mit einem Laufband – und von seiner unglücklichen Niederlage. Die Tücken der Technik lassen dem armen Bären nicht den Hauch einer Chance und selbst der Gewaltausbruch am Ende beschleunigt nur seinen Untergang. Was meine Tochter in diesem Video gelernt hat, ist vor allem, was es heißt, zornig zu werden. „Ärgert sich!“ war jedes Mal ihre Reaktion auf das Knurren des Eisbären und seine wütende Gestik, nachdem er zum dritten Mal auf die Schnauze gefallen war.

Von der kalten Biologie zur Wissenschaft des Herzens

Dass sich Kinder über die Betrachtung von Tieren die Welt der menschlichen Gefühle erschließen, ist eine Erfahrung, die wohl noch jeder Vater in den ers-

ten Lebensjahren des Kindes gemacht hat. Schön, dass es nun ein Buch gibt, das zu erklären versucht, warum das so ist. Andreas Webers *Alles Fühlt* ist ein literarisches Sachbuch über die "Revolution in den Lebenswissenschaften" und den Zusammenhang von Mensch und Natur, der immer auch schon ein kommunikativer war. Folgt man Weber, dann fangen die Biowissenschaften heutzutage an, radikal umzudenken. Von einer kalten, mechanistisch orientierten Biologie, die in ihrem Forschungsobjekt – dem Leben – nur die Funktion und den Nutzen erkennt, hin zu einer "Wissenschaft des Herzens", die im Organismus mehr als die reine Materie entdeckt: das Gefühl, die Seele, die Subjektivität, die Bedeutung. Als Zeugen werden Wissenschaftler von Rang aufgerufen. Etwa Francisco Varela, der Neurobiologe Jaak Panksepp oder der Biosemiotiker Kalevi Kull. Und weil Weber, diplomierter Biologe, promovierter Philosoph und Journalist (u.a. für *Geo*), keine wissenschaftliche Arbeit schreiben möchte, sondern ein populäres Sachbuch, beschränken sich die Forschungsreferate auf einen kleineren Teil des Buches. Verflochten werden die Darstellungen wissenschaftlicher Ergebnisse und Theorien mit literarisch ambitionierten und größtenteils sehr gelungenen Reisereportagen, seinen eigenen Erfahrungen in den Experimentierstuben der Universität, vor allem aber – und hier beginnen die Probleme – mit seinen Ansichten und Überlegungen zum Wesen der Natur, des Menschen, der Physik, Moral und Kunst.

Die Welt als Streichelzoo

Nicht dass sich Weber dabei verzettelt, im Gegenteil. Als ausgebildeter Philosoph weiß er stets seinen Hauptpunkt zu umkreisen, das Buch bekommt etwas Essayhaftes, indem Weber seinen Hauptgedanken immer wieder reformuliert und präzisiert. Aber auch etwas Aufdringliches, denn er hat nicht nur einen Gedanken, sondern eine Mission. Kurz gesagt: Weil sich Weber nicht auf die Darstellung eines Sachverhaltes beschränken will, sondern alle Register zieht, um den Leser im Ton weltanschaulicher Dringlichkeit zu überzeugen, leidet auch seine Performance als Sachbuchautor. Man verliert das Vertrauen in einen Erzähler, dem man zutraut, über wissenschaftliche Leichen zu gehen, um ein Argument zu machen. Was will Weber also? Man wird gut daran tun, den Zweck des Buches an seinen unbescheidensten Stellen aufzusuchen: Da ist die Rede von einer "schöpferischen Ökologie", die als "Dritter Weg" zwischen

irrationalen Kreationisten und überrationalen Evolutionisten gedacht ist, von drei "Gesetzen der Sehnsucht", die als Grundaxiome einer neuen Biologie vorgestellt werden und von einem "neuen Gerüst biozentrischer Werte", das verspricht, das zentrale Problem der philosophischen Ethik – den Zusammenhang von Sein und Sollen – auf einen Schlag zu lösen. Und da versucht der Autor, "erstmal" zu erklären, warum der Mensch der Natur so tiefe Empfindungen entgegenbringt. All das folgt freilich aus dem einen großen Gedanken, der das Buch trägt und der bis zur Redundanz wiederholt und variiert wird: Alles, was lebt, fühlt; die Seele des Lebendigen steckt im Körper und deswegen ist die ganze biologische Welt – den Menschen inbegriffen – auch ein einziger in sich verschiedenartiger Zusammenhang gegenseitiger Stimulation und Kommunikation. Oder polemisch: Die Welt ist ein Streichelzoo.

Eine Hommage an Haeckel und Bölsche

Das kommt einem bekannt vor, und richtig: Das Cover setzt den historisch interessierten Leser auf die richtige Spur. Abgebildet ist eine Illustration von Ernst Haeckel, eine jener fließend-wallenden Kunstformen der Natur, die für die Entwicklung der Jugendstil-Ornamentik so folgenreich waren. Ohne dass der Monismus der Jahrhundertwende an irgendeiner Stelle des Buches explizit erwähnt würde, steht er doch in jeder Hinsicht Pate für Andreas Webers "schöpferische Ökologie". Schon der Begriff der Ökologie stammt ja von Haeckel, aber besonders sein Schüler Wilhelm Bölsche hat mit dem monumentalen *Liebesleben in der Natur* ein Buch geschrieben, das als populäre Einführung in die Einfühlung in die Gesamtheit der Lebensformen einen beträchtlichen Erfolg hatte. In der Tat lässt sich Webers *Alles Fühlt* in weiten Teilen als eine Hommage an Bölsche lesen, wenn nicht sogar als getreue Nachbildung des *Liebesleben in der Natur* unter den Bedingungen des 21. Jahrhunderts. Die schwelgenden Naturschilderungen geben sich jetzt als Reportage, die Nähe von Kunst- und Naturschönheit wird gegen die abstrakte Logik der poststrukturalistischen Theorie in Stellung gebracht, und an zahlreichen Stellen bedient sich Weber einer vermeintlich zeitlosen Sprache der romantischen Innerlichkeit, die in den Poesiealben der bürgerlichen Kultur allen Erscheinungen der kalten Moderne – bis heute – Trotz geboten hat. Am direktesten aber verweist Webers Buch auf die Tradition der weltanschaulichen Wissenspopularisierung durch

den Gebrauch des Erhabenheitstopos, der um 1900 eine Art Generalschlüssel für den Zugang zur Natur markierte. Wenn im "Auge der Kröte" dem Naturliebhaber ein Sternenhimmel aufgeht und zugleich die Erkenntnis, dass sich im "Gefühl" die "Lust und Tragik der Materie" spiegelt, sind wir wieder ganz in der Jünglingszeit der Moderne angekommen, in der die schmerzhaften Brüche der Zivilisation mit großen, resonanzreichen Gesten überspielt werden. Es ist schade, dass Andreas Weber nicht der Versuchung widerstehen konnte, gleich eine ganze Weltanschauung zu postulieren, die den Anspruch erhebt, sich gegen den Mechanismus, (Post-)Modernismus, Kapitalismus und Darwinismus, wie die zahlreichen anderen -Ismen der Moderne überhaupt zu positionieren, nur um das Wahre, Gute und Schöne in Gestalt eines Neo-Monismus zu beschwören. Man mag das – trotz zahlloser reizend zu lesender Stellen – nicht so richtig ernst nehmen, zumal er die historische Dimension des ganzheitlichen, ökologischen Denkens weitgehend außen vor lässt. Es hätte ihm nicht geschadet, wenn er den Mut gehabt hätte, im Auge der Kröte auch seinem eigenen Blick zu begegnen. Es wäre vielleicht ein wirklich schönes Sachbuch geworden.

Mai 2007

Andreas Weber: Alles Fühlt. Mensch, Natur und die Revolution der Lebenswissenschaften, Berlin: Berlin Verlag 2007, 351 S., 19,90 €.

2.54 Alan Weisman | Die Welt ohne uns (Erhard Schütz)

„Wie lange hätte es wohl gedauert, wenn wirklich der Morgenthau-Plan sich durchgesetzt hätte, bis überall im Land die Ruinengebirge überwaldet gewesen wären?“ – was W. G. Sebald seinerzeit wohligh gruselnd in seinem Buch über den Bombenkrieg in der Literatur zur deutschen Vergangenheit imaginierte, das malt Alan Weisman nun mit breitem Hollywood-Brush für die ganze Menschheit: „An dem Tag, an dem die Menschheit verschwindet, beginnt die Natur augenblicklich mit einem Hausputz. Sie putzt unsere Häuser vom Antlitz der Erde. Alle werden sie verschwinden.“ Das haut hin. Apokalypse soon. Und darum auch inzwischen zu finden auf der SPIEGEL-Bestsellerliste. (Leider

ganz ohne unser Zutun, weil wir kein Rezensionsexemplar bekamen. Der wahre Afficionado kauft es sich dann eben selbst, um seinen Senf dazu zu tun...)

Ruinenwert-Theorien

Albert Speer hat bei der Konzeption seiner Ruinenwert-Theorie gar nicht ahnen können, wie lange wir noch von uns zeugen werden, wenn wir mal nicht mehr da sind. Hunderttausend Jahre könnte es dauern, bis Mutter Natur Bakterien hervorgebracht hat, die unsere himalayasken oder wüstegobiweiten Plastikmüllberge zum Verschwinden bringen. Anderes geht dafür wiederum viel schneller: Kernkraftwerke und Raffinerien würden sehr flott zu mächtigen Strahlungsoasen und spektakulären Feuerfontänen. Es könnte allerdings wiederum einige Millionen Jahre dauern, bis sich das ausgestrahlt hätte. Außerirdische Besucher, vielleicht angelockt von den riesigen Müllstrudeln zwischen Kalifornien und Hawaii, würden dann vielleicht kopf- oder tentakelschüttelnd vor jenen semiotischen Versuchen stehen, solche Gefahrenquellen über einen Zeitraum von mindestens zehntausend Jahren zu kommunizieren.

Die Müllstrudel bestehen schon heute und können – siehe oben – noch lange, lange vorhalten. Und das ist denn auch die Botschaft dieser schier unaufhörlichen Buß-Predigt aus Pfeffer und Honig: Wir haben die Welt schon derart versaut, daß wir sie anstandshalber vor unserem Abgang wenigstens halbwegs in Ordnung bringen sollten. Die andersexistente Nachwelt würde es uns danken. Übrigens wohl weniger die Ratten. Die immerhin wären ohne unsere schlarafischen Müll- und Nahrungsberge ziemlich arm dran.

Besichtigungstouren rund um den Globus

Das alles ist in allerfeinster Zeltkirchenrhetorik und Snake-oil-Raffinesse vorgebracht: Mal sotto voce, mal aus vollem Bekennermund, oft mit provokanter Unterkühltheit. Auch sonst ist für Abwechslung gesorgt. Besichtigungstouren führen rund um den Globus, mal in Schreckensreservate (siehe oben), mal in behütete Paradiese wie in den Amboseli Nationalpark in Kenia oder die Puszcza Białowieska, im polnisch-weißrussischen Grenzgebiet.

Und damit wir die Mission nicht vergessen, bekommen wir zur Mitte des Ganzen einmal mehr die Frage memoriert: „Wenn wir plötzlich aufhörten, zu pflü-

gen, zu pflanzen, zu düngen, zu spritzen und zu ernten, wenn wir darauf verzichteten, unsere Ziegen, Kühe, Schweine, Hühner, Kaninchen, Meerschweinchen, Leguane und Alligatoren zu mästen, gewinnen diese Gebiete dann wieder ihre ursprüngliche agrarisch-idyllische Gestalt zurück?“ Ja, das ist die Frage. Keine Frage ist, daß in dieser kleinen Arche Noah es die Milchkühe besonders übel träfe. Sie verreckten flink an vollen Eutern.

Verfällt man da nicht zunehmend in Melancholie, in tiefes Brüten über die Sinnlosigkeit unseres Tuns, des bösen wie des guten? Wenn wir doch einmal alle in die Grube der Evolution gefahren sein werden? Nun, es gibt – gleich zum Eingang, der nach allen Regeln des affektiven Close up gestaltet ist – eine geradezu apostolarische Perspektivfigur. Eine Frau natürlich, wie es sich gehört: Ana Mará Santi von den Zápara-Indianern in Ecuador. Die uralte Matrone hat die allmähliche Ausrottung ihres Stammes überlebt, eine von vieren, die noch dessen Sprache bewahrten. Sie ist aus der Steinzeit im 21. Jahrhundert angekommen. Ein lebender Menhir. Warum sollten da nicht auch wir überleben, vielleicht zwar mit Zügen, die „an eine vertrocknete Hülsenfrucht“ erinnern, aber doch als steinerweichende Urzeitzeugen? Die Apokalypse wird ja erst dadurch recht schön, daß einer übrigbleibt. Der Leser. Und davon hat das Buch sehr viele erreicht. Was würde bloß aus den Büchern, wenn es keine Leser mehr gäbe? Auch das ein schönes Buch!

Dezember 2007

Alan Weisman: Die Welt ohne uns. Reise über eine unbevölkerte Erde, München: Piper 2007, 379 Seiten, 19,90 Euro.

2.55 Frank Westerman | El Negro. Eine verstörende Begegnung (Björn Weyand)

Nur zufällig und ohne besonderes Interesse gerät Frank Westerman, als er, neunzehnjährig und Student der ‚Tropischen Kulturtechnik‘ im ersten Semester, durch Spanien trampet, in Banyoles in ein kleines Museum für Naturgeschichte. Der Besuch wird zu einem nachhaltigen Erlebnis. Nachdem er weitgehend unbeeindruckt an den Reptilien und der ornithologischen Abteilung vorübergegangen ist, wirft es den künftigen Entwicklungshelfer mit einem Male

aus der Bahn. Seine Fröhlichkeit „schlug [...] in einen leichten Schauer um. Da stand er: der ausgestopfte Schwarze von Banyoles. Einen Speer in der rechten, einen Schild in der linken Hand. [...] Er stand in einem gläsernen Schrank mitten auf dem Teppich. Auf den Sockel war ein Täfelchen geschraubt: ‚Buschmann aus der Kalahari‘“. Der Schauer, den die Begegnung auslöst, rührt von der Lebendigkeit, mit der die koloniale Vergangenheit dem weißen Besucher entgegentritt. El Negro, „ein Mensch, gehäutet und danach gefüllt wie ein ausgestopftes Tier“, ist das sehr konkrete Ergebnis einer Handlung, die Zeugnis gibt von der kolonialen Weltsicht: „Es musste also jemanden gegeben haben, der dies getan hatte, und selbstverständlich lagen die Verhältnisse so, dass der Präparator ein weißer Europäer gewesen sein musste und sein Objekt ein schwarzer Afrikaner“. Vollends verstörend wird diese Begegnung, als Westerman auf seine Nachfragen an das Museumspersonal statt Antworten nur den Hinweis auf einen Ständer mit Ansichtskarten von El Negro erhält. Die Karten zeigen El Negro als Bechuana, als Mitglied der Tswana. Der Widerspruch zur Ausstellungstafel und die darin liegende Gleichgültigkeit gegenüber der wirklichen Volkszugehörigkeit El Negros nehmen ihm den letzten Rest von Individualität. El Negro, das ist der Schwarze, nicht ein Schwarzer. Westermans Neugierde ist geweckt. Wer ist El Negro, und wie kam er ins Museum von Banyoles?

Die Geschichte El Negros

Es wird seit dieser Begegnung im Dezember 1983 noch rund zwanzig Jahre dauern, bis Westerman dem zum Ausstellungsobjekt gemachten Schwarzen einen Teil seiner Identität zurückgeben kann, indem er die Geschichte seines Todes, seiner Überführung nach Europa, seiner Präparation (u. a. mit schwarzer Schuhcreme, ein Afrikaner ist schließlich schwarz) und seines Weges von Paris über das Barcelona bis in das Museum von Banyoles erzählt. Die Geschichte könnte kaum aufregender sein. Sie führt in die Welt der Taxidermie, der Präparation von Tieren, die im 19. Jahrhundert zu einer wahren Kunst aufgestiegen war, und zeichnet die Geschichte des Maison Verreaux, einem Pariser Großhandel für ausgestopfte Tiere, nach, dessen kundige Mitarbeiter auch El Negro präpariert haben. El Negro war im übrigen keineswegs ein Einzelfall seiner Zeit: Im Juni 1830 liefert der ehemalige Apotheker Ludwig Krebs „einen

kompletten Buschmann, eingesalzen in einer Tonne“ von Kapstadt nach Berlin. Durch solche Bezüge, die Westerman durch ausgiebige Recherchen zutage fördert, weist die Geschichte El Negros immer wieder über sich hinaus. Westerman zeigt, wie die verschiedenen Wissensgebiete des 19. Jahrhunderts – neben der Taxidermie v. a. die vergleichende Rassenanatomie und Darwins Evolutionstheorie– und die Sensationsgier der Europäer Anteil an der Verfrachtung El Negros nach Europa haben.

Mit seiner Zurschaustellung im Museum von Banyoles findet El Negros Geschichte nur ein vorläufiges Ende. Die Nachwirkungen des Kolonialismus reichen weit. Westermans Buch beginnt und endet mit dem Bericht über die DNA-Analyse von El Negros Erbgut. Am Ende wird die Tragweite deutlich, die dem Umstand zukommt, dass das Ergebnis dieser Analyse in einem Tresor des Rathauses von Girona aufbewahrt wird: Die DNA-Analyse könnte verraten, dass El Negro bei seiner Repatriierung nach Botswana nicht in seine wirkliche Heimat gekommen ist. Bewusst werden bei den Vorbereitungen zur Rückführung El Negros alle Dokumente unterdrückt, die für El Negros Herkunft aus einem Gebiet sprechen, das im heutigen Südafrika liegt. Was zählt, ist der symbolische Akt. Aus Gründen der politischen Korrektheit wird El Negro vor seiner Rückführung nach Afrika im Museum für Anthropologie in Madrid von allen kolonialgeschichtlichen Spuren, einschließlich seiner schuhcremege-schwärzten Haut, bereinigt. Übrig bleiben der Schädel und einige Arm- und Beinknochen, die im Oktober 2000 nach christlichen (!) Ritualen in Botswana bestattet werden. Vier Jahre später ist die Grabstelle verwildert.

El Negro und wir

Es zeichnet Westermans Buch aus, dass es aus alledem keine empörte Anklageschrift macht. Westerman lässt die Tatsachen sprechen, indem er die Geschichte El Negros in Form einer literarischen Reportage als die Geschichte seiner eigenen Rekonstruktionsarbeit, der Suche nach auffindbaren Zeugnissen und der Begegnungen mit Befürwortern und Gegnern der Zurschaustellung El Negros schreibt. Zudem verknüpft Westerman die Geschichte El Negros mit seiner eigenen Lebensgeschichte, die, wenn man so will, eine Art Bildungsgeschichte nachzeichnet, an deren Beginn der junge Student der ‚Tropischen (bis in die fünfziger Jahre: Kolonialen) Kulturtechnik‘ mit der Absicht steht, Ent-

wicklungshelfer zu werden, dem als Praktikant in Peru erste Zweifel kommen und der sich am Ende von seinen Bewässerungsträumen ab- und dem Journalismus zugewandt hat. *El Negro en ik* heißt das Buch im Originaltitel – „El Negro und ich“. Das ist programmatisch gemeint und hat den Vorzug, dass Westerman dem Leser eine moralisierende Erzählinstanz erspart. Westerman überlässt es dem Leser, seinem eigenen Gesinnungswandel und der Verknüpfung der Kolonialgeschichte mit aktuellen Debatten über Integration zu folgen oder nicht.

So wird aus der Geschichte *El Negros*, so wie Frank Westerman sie in seinem bemerkenswerten Buch erzählt, eine Auseinandersetzung mit der postkolonialen Identität. Die Verstörung, die die Begegnung mit *El Negro* im Museum von Banyoles 1983 bei ihm ausgelöst hat, findet ihre Entsprechung in einer Narration, die den Leser ihrerseits immer wieder in Erstaunen versetzt – über das Fremde, und mehr noch über das Fremde, das im Eigenen liegt. Westerman macht keinen Hehl aus seinem Bedauern über *El Negros* Entfernung aus dem Museum von Banyoles. Jahr für Jahr habe er den Betrachtern einen Spiegel vorgehalten und sie zum Nachdenken gebracht. Diese Aufgabe kommt nun Westermans Buch zu. Es erfüllt sie glänzend.

Juni 2006

Frank Westerman: El Negro. Eine verstörende Begegnung. Ch. Links Verlag, Berlin 2005, 240 S., 22,90 Euro.

2.56 Hans-Jörg und Gisela Wohlfromm | Und morgen gibt es Hitlerwetter! Alltägliches und Kurioses aus dem Dritten Reich (Andy Hahne-mann)

Das gibt's doch nicht! möchte man verärgert ausrufen, kaum dass man den Titel im Buchladen sieht. Auf dem Cover strahlt ein Volksempfänger die Worte *Und morgen gibt es Hitlerwetter!*, etwas weiter unten ist der Sachtitel des Buches zu finden: *Alltägliches und Kurioses aus dem Dritten Reich*. Ein schnelles Durchblättern bestätigt den ersten Verdacht; man hat ein Buch voller Anekdoten, seltsamer Bilder und Textauszüge, vor allem aber endloser Listen und Auf-

zählungen von Banalitäten (die Obstbaumbestände im Dritten Reich, die deutschen Autobahnstrecken im Einzelnen, die früheren Berufe der NS-Größen usw.) in der Hand, das sich liest, als hätte Ben Schott die Aufarbeitung der jüngeren deutschen Geschichte in die Hand genommen. Von den jahrzehntelangen intensiven Debatten über die historische Möglichkeit und moralische Unmöglichkeit des Dritten Reiches, von der Schuldfrage und den Bemühungen einer differenzierten und analytischen Darstellung ist nichts, aber auch gar nichts zu finden. Stattdessen wird ein kleines Schatzkästlein der Barbarei vorgezeigt oder ein Haufen Wissens-Bausteine, mit denen der geneigte Leser in jeder small talk Runde eine gesunde Halbbildung demonstrieren kann. Wußten Sie eigentlich, dass 1939 die Selbstmordrate im Deutschen Reich vier Mal so hoch war wie in Italien?

Wir sind die Guten

Darf man so was? Das fragen sich Rezensent und Autorenteam gleichermaßen, und zumindest letzteres weiß in einem knappen Vorwort eine Reihe Gründe anzuführen, warum man das sehr wohl darf. So sei die Literatur über den Nationalsozialismus, man ahnt es, unüberschaubar geworden. Weshalb es eben an der Zeit sei eine ganz und gar neue Art und Weise der Darstellung auszuprobieren, die auch der Herausforderung des modernen Lesens Rechnung trägt. Nicht einer Verharmlosung des Dritten Reiches leiste man damit Vorschub, sondern pars pro toto solle das Wahnhafte und Monströse der NS-Diktatur gerade durch ein subjektives Sammelsurium aus Fakten sichtbar gemacht werden. Es gehe also gerade darum, das Lächerliche, Exzentrische, Groteske und Abstruse des Regimes nüchtern darzustellen um den Schrecken und das Böse im Detail fassbar zu machen. Um die lauterer Absichten zu belegen wird dann schnell noch Götz Aly zitiert, und auch Ian Kershaw darf auf dem Klappentext seinen Segen geben. Wir sind die Guten scheint das Vorwort in jedem zweiten Absatz zu betonen, und das Ziel ist die Aufklärung nicht die Verklärung.

Ungewöhnliche Häppchen

Wie kommt es dann aber, dass es dem erstbesten Internet-Rezensenten außerordentlich erwähnenswert erscheint, dass sich die in Nürnberg angeklagten NS-Funktionäre (mit Ausnahme von Julius Streicher) durch einen überdurch-

schnittlichen Intelligenzquotienten ausgezeichneten? Wenn das mal kein Mythos mit Stammtischqualität ist. Und spricht es wirklich für einen aufgeklärten Umgang mit der deutschen Geschichte wenn die Märkische Allgemeine schreibt – und der Verlag damit wirbt –, dass „auf diese Weise informative, ungewöhnliche Häppchen serviert [werden], die sich im Handumdrehen konsumieren lassen und oft Appetit auf mehr machen.“ Mehr wovon? Etwa von den auf 8 Seiten nachkolportierten Flüsterwitzen über das Regime, oder von der antiamerikanischen Propaganda in Auszügen, den Ergebnissen der Fußball-Länderspiele zwischen 1933-1942, oder dem Landser-Slang (Churchill-Pimmel für Blutwurst)?

Dieses Buch ist ärgerlich. Nicht weil es schlecht gemacht, oder schlicht uninteressant ist, sondern weil es Geschichtsvoyeurismus mit Aufklärung verwechselt und die lustvolle Selbstaufgabe im Material – ein Coolheits-Habitus in der Wissensgesellschaft – auf einem Gebiet inszeniert und vom Leser einfordert, das dafür denkbar schlecht geeignet ist. Es ist einfach degoutant sich mit Suchbefehlen wie „Fußball“, „Witze“ oder „Selbstmordrate“ durch die Geschichte des Nationalsozialismus zu googlen.

Mai 2006

Hans-Jörg Wohlfromm, Gisela Wohlfromm: Und morgen gibt es Hitlerwetter! Alltägliches und Kurioses aus dem Dritten Reich, 301 S., Eichborn, Berlin 2006, 19,90€.

3 Sachbücher wiedergelesen

3.1 Konrad Adenauer | Erinnerungen (Jonas Brendebach)

„Ende September 1944 kam ich nach einer abenteuerlichen Flucht aus dem Konzentrationslager auf dem Kölner Messegelände, wohin ich im Zusammenhang mit dem Aufstand gegen Hitler vom 20. Juli 1944 gebracht worden war, in das Gestapogefängnis Brauweiler bei Köln. Der Kommissar, dem das Gefängnis unterstand, sagte mir bei der Einlieferung, ich möchte mir doch, darum bitte er, nicht das Leben nehmen, er hätte dadurch nur Unannehmlichkeiten. Ich fragte, wie er zu der Idee komme. Er erwiderte, ich sei jetzt fast 70 Jahre, ich hätte vom Leben doch weiter nichts zu erwarten, und es läge dann wohl nahe, daß ich meinem Leben ein Ende mache. Ich erwiderte ihm, er könne beruhigt sein. Ich würde ihm keine Unannehmlichkeiten bereiten.“

Mit dieser trockenen Anekdote beginnt die politische Autobiographie des ersten deutschen Bundeskanzlers. Als Konrad Adenauer Mitte der sechziger Jahre die Arbeit an den vierbändigen Erinnerungen 1945-1963 aufnimmt, ist er knapp neunzig. Und doch ist der Zweck seiner Arbeit auf die Zukunft gerichtet: Im Vorwort des ersten Bandes wünscht er sich, dass die Historiker doch wenigstens versuchten, aus dem bisher Geschehenen Schlüsse auf den Lauf der Entwicklung zu ziehen.

Die Anekdote charakterisiert den Ausgangspunkt der Memoiren in dreifacher Hinsicht. Zunächst erzeugt sie mitten im zusammenbrechenden Deutschen Reich eine historische Kontinuität zwischen Niederlage und Neuanfang. Seit 1917 war Adenauer Oberbürgermeister von Köln, 1933 setzten ihn die Nazis ab, mal mehr mal weniger versteckt zog er Deutschland der Emigration vor. Von der Gestapo wegen seiner Verwicklung in den Widerstand verhaftet, aus einem Konzentrationslager geflohen, überlebte er die letzten Kriegsmomente zurückgezogen und ruhig in seinem Rhöndorfer Haus bei Bonn am Rhein. Nach der bedingungslosen Kapitulation führten ihn die Amerikaner auf der Liste vertrauenswürdiger Deutscher an erster Stelle.

Gleichzeitig tritt hier ein alter Mann auf, der seine politische Karriere in der Nachkriegszeit als Totgesagter beginnt. Als solcher hatte er mit dem zerstörten Deutschland zwischen Morgenthau-Plan und Trümmerfrauen etwas Wesentliches gemein. Man kann seine Memoiren auch eine Autobiographie der jungen Bundesrepublik nennen.

Schließlich begegnet uns schon in der Eingangsanekdote der unumstößliche Pragmatismus und der Schuss rheinischen Humors, die Adenauers politisches Tun begleiten werden.

Die Lage, in der Adenauer die Arbeit an seinen Memoiren aufnimmt, ist zwiespältig. Er ist bemüht, letzte Weichen für Deutschland und die CDU zu stellen, auch wenn sein Einfluss bereits stark zurückgegangen ist. Während der aufreibenden Grabenkämpfe in der Phase seines Rücktritts als Kanzler (1963) bis zum Abtritt von der CDU-Parteispitze (1966), drückt er sich noch hartnäckig vor der Arbeit am Schreibtisch.

Erst die Unterstützung einer jungen Studentin verhilft zur rechtzeitigen Fertigstellung des ersten Teils im Jahre 1965: „Meine Sekretärin – übrigens Poppinga heißt das Mädchen, sie ist nämlich Friesin. Das enorme Material kann nur eine Frau durcharbeiten.“ Anneliese Poppinga ist keine Ghostwriterin im heute geläufigen Sinne. Sie wird zwar eigene Erinnerungen an Konrad Adenauer herausgeben, aber ihr Schreibtalent findet in den Memoiren des Kanzlers kaum Anwendung. Ob im lombardischen Cadenabbia oder in Rhöndorf, sie sorgt beim „Alten“ für gute Laune, kluge Inspiration und vor allem für geordnetes Aktenmaterial.

Adenauers erklärtes Ziel ist es, ein „richtiges Bild der Zusammenhänge“ zu vermitteln. Seinem Vaterland gewidmet, möchte er alles, „was ich seit 1945 erlebt habe, wiedergeben, ohne Auslassungen, ohne Färbung. Es soll aber gleichzeitig den Leser in den Stand setzen, sich Gedanken zu machen über die Zukunft.“ Solche didaktischen Absichten zeugen von einer gewissen Einfachheit der adenauerschen Gedankenwelt. Der Anspruch auf Vollständigkeit führt zu einem Sprachduktus und einer Ausführlichkeit, welche den Leser ernüchtern.

Der erste Band beginnt im Jahr des Kriegsendes zwischen Versorgungsnöten und launigen Kontaktaufnahmen mit den Besatzern. Adenauer durchleitet die ersten Etappen von der Kölner Stadtverwaltung über das Ahlener Programm der CDU bis zum Parlamentarischen Rat. Schließlich entwickeln zwei kleine Gesten im September 1949 große Wirkung: Mit einer Stimme Mehrheit wird Adenauer vom Deutschen Bundestag zum Kanzler gewählt – es ist seine eigene Stimme. Kurz darauf betritt er auf dem Bonner Petersberg den Teppich der verblüfften Hohen Kommissare, um Deutschland in der Weltgeschichte zurückzumelden. Und am Ende der ersten sechshundert Seiten erinnert er sich an den bewegenden Moment auf dem amerikanischen Nationalfriedhof Arlington vor dem Denkmal des unbekanntem Soldaten: „Eine amerikanische Militärkapelle spielte die deutsche Nationalhymne. Ich sah, wie einem meiner Begleiter die Tränen herunterliefen, und auch ich war von tiefer Bewegung ergriffen.“ Dieser Moment scheint die Paradigmen deutscher Nachkriegspolitik zu spiegeln: Grundgesetz und Demokratisierung, Westanbindung und Friedenspolitik. Da können zum Klang der Nationalhymne schon mal die bittersüßen Tränen einer hart erarbeiteten Erfolgsstory fließen – zumindest beim Begleiter.

Wie bereits der erste ist auch der zweite Band 1966 durch Vertragsauszüge, Reden- und Gesprächsprotokolle mit einigem Quellenmaterial ausgestattet. In den Blick rücken die Jahre 1953 bis 1955 und die ideologische Polarisierung der Bundesrepublik zwischen der Sowjetunion auf der einen und den Westmächten auf der anderen Seite. Innenpolitisch wird das Besatzungsstatut und die Frage der Wiedervereinigung verhandelt. Außenpolitisch stehen das Verhältnis zu Israel und die Europäische Verteidigungsgemeinschaft im Fokus.

Zur letzten Durchsicht des dritten Bandes kommt der inzwischen 91jährige nicht mehr. Er stirbt vor der Veröffentlichung im Jahr 1967. Thematisch kreisen seine Erinnerungen nun um das besondere Verhältnis zu US-Außenminister John Foster Dulles, um die innereuropäischen Beziehungen bis zu den Römischen Verträgen und um die sowjetische Deutschlandpolitik.

Der vierte Teil der Memoiren wird 1968 als Fragmentsammlung vorgelegt und enthält, neben den verbliebenen Aufzeichnungen und Redefragmenten Adenauers, ein Personen- und Sachregister für das Gesamtwerk. Dieser Band sticht weniger durch die referierten Ereignisse hervor, als vielmehr durch markante

Auslassungen: Weder zum Mauerbau 1961 noch zur Spiegelaffäre 1962 finden sich nennenswerte Überlegungen oder Einsichten. Damit bleiben die vieldiskutierten Krisenerscheinungen seiner letzten Kanzlerjahre unerwähnt.

Der große Erfolg des ersten Bandes auf dem Buchmarkt des Jahres 1965 verwundert nicht. Denn das Interesse an dem alten Patriarchen, den die Deutschen noch heute zu „ihrem Besten“ wählen, war zwei Jahre nach Ende seiner Kanzlerschaft enorm und ungebrochen. Wie viele sich aber durch die 589 Seiten kämpften, ist fraglich. Heinrich Böll bespricht sie für den Spiegel und fasst Adenauers literarisches Talent in der Bezeichnung „Sprachwüste“ zusammen. Vielleicht aber bediente gerade diese literarische Einöde den Sprachbedarf der christlich-konservativen Biederkeit der sechziger Jahre. Der nüchterne Stil entspricht der gelangweilten Saturiertheit nach dem bundesrepublikanischen Wirtschaftswunder. Auch der wohlwollende Golo Mann resümiert für Die Zeit: „Als Kunstwerk oder Genussmittel stehen diese ‚Erinnerungen‘ nicht zur Diskussion. Sie sind ein Rechenschaftsbericht, [...] etwa wie die Berichte eines Botschafters, und zwar eines von der strengen Schule, der sich jede Farbe, jeden Seitenblick, jeden Klatsch versagt.“ Adenauers Sprache verbindet Direktheit mit Schlichtheit. Was „op kölsch“ keck klingen mag, wandelt sich in gedruckte Verstockung. Welten trennen seine Erinnerungen von Churchills nobelpreisgekröntem Geschichtsepos über den zweiten Weltkrieg, oder auch von den viel gepriesenen Gedanken und Erinnerungen des „Ur-Kanzlers“ Bismarck.

„Helfen Sie, zu Resultaten zu kommen“, gibt Adenauer einem deutschen EWG-Gesandten mit auf den Weg und formuliert damit seine eigene immer wieder virtuos umgesetzte Handlungsmaxime: Alles dient dem Zweck. Ausgerechnet Carlo Schmitt erklärt, warum diese Maxime gelingen konnte: „Seine politische Ideologie war einfach: Die Menschen sind heute so, wie sie immer waren, und ihre Wünsche sind, was sie immer waren: Sicherheit, auskömmlicher Wohlstand, Geborgenheit des Leibes und der Seele und ein wenig Glück.“ Der Wunsch an die Historiker, aus dem Geschehenen Schlüsse für die Zukunft zu ziehen, mag naiv anmuten. Für Adenauer war die Wahrheit etwas offen zutage Liegendes. Seine Erfahrung lehrte ihn das Handeln, sein Erfolg gab ihm Recht.

Mit Bismarck-Biograph Lothar Gall lassen sich die Memoiren späterer Kanzler in den Kategorien zusammenfassen: „Rechtfertigungsschrift, Lebensbilanz, bloße Chronik der Hauptstationen“. Das eigene Leben und die eigene Leistung spielen die Hauptrolle und die politischen und historischen Einzelheiten bilden nur noch Kulisse und Requisiten. Man denke etwa an Helmut Schmidts Lebens- und Weltenbilanz Menschen und Mächte oder den Versuch Helmut Kohls, das von der Spendenaffäre bedrohte Ansehen seiner Regierungszeit in Mein Tagebuch 1998-2000 zu retten. Erinnerung und Erinnerungskultur werden hier viel mehr als bei Adenauer auf die Bühne der Fortsetzung der Politik mit literarischen Mitteln gebracht.

Eine dreifache Koinzidenz privilegiert die Memoiren des ersten Bundeskanzlers: Erstens ist er Kraft seines Amtes in der Lage, seine Vorstellungen in die Realität umzusetzen. Zweitens profitiert er in dieser Position sowohl von seinem tatkräftiger Pragmatismus, als auch von dem geschichtliche Potenzial, das in den ersten Nachkriegsdekaden lag. Doch der entscheidende Faktor ist, drittens, der Erfolg seiner Politik, der sich in der prosperierenden und international sicher verankerten Bundesrepublik Ende der fünfziger Jahre ausdrückt. Adenauer als Autor und Autobiograph verkörpert nicht gerade das Bedürfnis nach Zuneigung und Einfühlung. Er wirbt kaum um die Aufmerksamkeit des Lesers oder um ein Verstandenwerden. Trotzdem regen seine einfachen Wahrheiten und das dürre Referieren von geschichtlichen Fakten und hochkomplexen Mächteverhältnissen nicht nur den historisch interessierten Leser, sondern auch ausgewiesene Gegenspieler zum Nachdenken und zu manchmal überraschten Einsichten an.

Sein Intimfeind Rudolf Augstein führt das letzte Interview mit dem Patriarchen und formuliert selbst verblüfft eine solche aus dem ersten Memoirenband gezogenen Erkenntnis: „Mir ist beim Lesen dieses Buches aufgegangen, worin nach 1945 Ihre Stärke lag. Sie als einziger von den handelnden Politikern wollten etwas, das Sie erreichen konnten, jedenfalls vorläufig erreichen konnten. Das machte Sie allen überlegen.“

August 2008

Konrad Adenauer: Erinnerungen I 1945-1963, Stuttgart: DVA 1965, 589 S.; Erinnerungen II 1953-1955, Stuttgart: DVA 1966, 556 S.; Erinnerungen III 1955-1959, Stuttgart: DVA 1967, 551 S.; Erinnerungen IV 1959-1963. Fragmente, Stuttgart: DVA 1968, 375 S. Einzelbände der Originalausgaben bei ZVAB ab 1 Euro.

3.2 Wilhelm Bölsche | Vom Bazillus zum Affenmenschen (Tim Sparenberg)

Es sind ungeheuer viele. Sie haben peitschenartige Tentakel, einen geleeartigen Körper, und sie bewegen sich mit Hilfe ihrer Flimmerhärchen langsam auf uns zu. Sie sind vor uns, hinter uns, unter uns und sogar in uns. Wir sind umzingelt von unsichtbaren Feinden.

Wilhelm Bölsche macht sichtbar, was sonst unsichtbar bleibt: Der Mensch ist zu jedem Zeitpunkt in seinem Leben von monströsen Bakterien umgeben. Als geschickter Popularisierer benötigt der Autor dafür kein Mikroskop, die „Plaudereien dieses Bandes stammen nicht aus der Studierstube“. Er visualisiert den winzigen Gegner des Menschen allein mittels Metaphern und Allegorien. Dabei greift er auf die Zellentheorie von Rudolph Virchow zurück, die den Menschen als „Zellenstaat“ konzeptionalisiert. Innerhalb dieses Zellenverbundes ist die Bakterie für Bölsche ein „Anarchist“ und „Staatsfeind“, der, einmal eingedrungen, die Integrität der Zellenpolis gefährdet. Der Staat muss sich dann einer „Masseninvasion“ der fremden Eindringlinge erwehren. Die Gewebezellen stehen „Mann gegen Mann im Handgemenge mit dem Bazillus“, während sie aus dem „Hinterhalt“ durch eine „Kanonade mit Bazillengift“ beschossen werden. Bölsche schildert hier eine Infektionskrankheit in den Bildern eines Krieges. Eine simple Immunreaktion wird in seiner Bildsprache zum offenen „Entscheidungskampf“, zum darwinistischen struggle for live zwischen dem „Kulturmenschen im vollen Lichtsinne des neunzehnten Jahrhunderts“ und der „niedrigsten Form des organischen Lebens“.

Nach der Lehre Robert Kochs

Die Vorstellung von Bakterien als notwendige Krankheitsursache geht auf das Krankheitskonzept von Robert Koch zurück. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts brachte Koch Fotografien von Bakterien mit deren angenommenen funktionalen Effekten, der Krankheit, in Verbindung. Um 1900 war dies noch eine relativ neue Vorstellung, die sich erst durchsetzen musste. Jahrhunderte lang haben wir von unserem größten kleinsten Feind nichts gewusst. Seuchen wurden als göttliche Strafe oder durch mangelnde Hygiene des Einzelnen erklärt. Nun habe „das Gehirn [...] endlich Fühlung mit seinen eigenen Außenständen bekommen“, die Menschheit sei sich dem Ausmaß des Konfliktes, in dem sie sich befinde, bewusst geworden.

Mit dem ledergebundenen und von Vincenz Cissarz zum Teil aufwendig illustrierten Buch möchte Bölsche das Wissen um diesen Konflikt popularisieren. Spätestens mit seinem Buch ist das Wissen um die unsichtbaren Staatsfeinde im Bücherschrank der bürgerlichen Wohnzimmer angekommen. Die Quellen seines Wissens aber gibt Bölsche nicht preis. Seine Einsicht in die Natur entstammt angeblich der Natur. Er behauptet, dass das Buch „in der märkischen Kiefernheide“ entstanden sei, wo ihm im Geiste – umgeben von struppigen Wacholdersträuchern, violetten Disteln und der blutroten Abendsonne – die Bilder vom Kampf zwischen Bakterie und Menschheit erschienen seien. Wem schießen in einer solchen Szenerie nicht auch sofort Gedanken von einem Kampf zwischen Menschen und Bakterien durch den Kopf?

Eine wilde Zusammenstellung

Das Buch ist aber nicht allein den Bazillen gewidmet. Seine „Plaudereien“ haben auch „den Affenmenschen von Java“, den Ichthyosaurus und Jules Vernes literarische Marsreise zum Gegenstand. Diese wilde Zusammenstellung erklärt sich dadurch, dass Bölsche ein geschickter Mehrfachverwerter war. Das erste und das letzte Kapitel des Buches sind zuerst in der Neuen Deutschen Rundschau und die übrigen Kapitel erstmals in der Deutschen Zeitung erschienen. Bölsche hat sich nicht die Mühe gemacht, für die Artikel eine poetologische Klammer zu finden.

Von Bölsches Angst vor der unsichtbaren Bakterie als gefährlichem Staatsfeind zum modernen Phantasma vom Bioterror – also der Vision von unsichtbaren Staatsfeinden, die Bakterien als gefährliche Waffe nutzen – ist es nur ein kleiner Schritt. Man muss lediglich einige Signifikanten austauschen. Vielleicht lohnt es sich, danach zu fragen, ob Bölsches Bildersprache nicht möglicherweise einen beunruhigend großen Anteil daran hat, dass Terror und Bioterror heute diskursiv miteinander verbunden sind.

Februar 2008

Wilhelm Bölsche: Vom Bazillus zum Affenmenschen. Naturwissenschaftliche Plaudereien. Jena 1900, 341 Seiten.

3.3 Ludwig Büchner | Kraft und Stoff (Georg Eichinger)

Marx mochte kein gutes Haar an ihm lassen: er nannte ihn „Buchhalter und Knirps, der es wage, auf Aristoteles herabzusehen mit seinem oberflächlichen Geschwätz“. Engels apostrophiert ihn nicht weniger giftig als einen der „vulgarisierenden Hausierer, die in den fünfziger Jahren in Deutschland auf Materialismus machten“. Wenn schon seine Mitstreiter im Kampf gegen das Opium des Volkes so unbarmherzig mit ihm umsprangen, kann man sich vorstellen, um wie viel heftiger ihm der Wind von rechts entgegenwehte: „In seinen schwächlichen Machwerken“ gehe er „in trostloser geistloser Monotonie die ganze Tonleiter hinab bis zum reinen und vollendeten Nihilismus“ und ersetze „durch ebenso glatte wie dreiste Machtansprüche, was ihm an Tiefe und Gedankenschärfe abgehe“.

Und was taten die Leser? Sie kauften und lasen und wenn sie sich das Buch nicht leisten konnten, holten sie es aus Leihbibliotheken: 21 Auflagen, in 15 Sprachen übersetzt, da lacht man über Kritiken. Danach ist es freilich auch erledigt; der verbittert und begeistert diskutierte Bestseller von 1855 reiht sich ein in den riesigen Chor der verstummten Antiquariatsveteranen. Und als der umtriebige Bölsche das Buch 1932 noch einmal herausgibt, in der berühmten Erstfassung, kratzt er in einem ausführlichen Vorwort und zurechtweisenden

Anmerkungen schon recht ungeniert an diesem zum Denkmal erstarrten Pamphlet. Heute kennt man Ludwig Büchner bestenfalls noch als „Bruder von“.

Was war so neu an diesem Buch? Eigentlich nichts, – wenn man von seinem Inhalt spricht. Die materialistischen Grundthesen Büchners hatten nicht nur seine Zeitgenossen Vogt, Moleschott, Burmeister, Cotta, Feuerbach usw., aus denen er dann auch reichlich zitiert, verbreitet. Man hätte sie nahtlos schon bei Lucrez (Natur der Dinge) lesen können, aber den kannten seine Leser natürlich nicht, nicht jene, die von ihm begeistert waren: die Arbeiter, die untere Bürgerschicht.

In dem die abendländische Geschichte bis heute durchziehenden Dualismus von „Physik“ gegen „Metaphysik“ bezieht Büchner klar Position: er ist Materialist und sonst gar nichts. Kompromisse kennt er nicht und Zweifel auch nicht. Und da er sich so sicher auf der richtigen Seite fühlt, nimmt er sich auch das Recht heraus, die auf der anderen nicht nur zu widerlegen sondern nach Strich und Faden zu verhöhnen.

Man staunt – freilich nicht ohne Kopfschütteln – wie glasklar für Büchner noch alles war. Wie viel komplizierter sieht für uns heute die Welt aus. Gerade das Verhältnis von Materie und Geist ist verwirrender denn je. Und noch etwas verblüfft beim Wiederlesen, freilich dann schon mit Widerwillen gepaart: wie fies er die bisherige alleinseligmachende Wahrheit mit seiner alleinseligmachenden austauscht.

Die 20 Kapitel des Erstlings – keines der nachfolgenden Bücher hat noch einmal dessen Popularität erreicht – haben jeweils eine informative Überschrift: Allgemeinheit der Naturgesetze, Gehirn und Seele, der freie Wille, Gottesidee, Tierseele usw. Alle Abschnitte werden mit einem kleinen Stimmungsanheizer, einem Zitat aus Wissenschaft oder Poesie eingeleitet.

Bei zwei Formulierungen stutzt man: Unsterblichkeit des Stoffs, Würde des Stoffs, das will nicht so recht materialistisch klingen, eher, als würde sich der verstockte Atheist nun doch den Heiligenschein alter Begriffe ausleihen. Misstrauen gegen den allzu forschen Realismus ist also angebracht.

Das Buch schreitet vom Grundsätzlichen zum Differenzierteren vor, nach der zweiten Hälfte nehmen die Ausführungen etwas Rotierendes, zum Teil Zuschwatzendes an. An einigen neueren Forschungen – er ist da durchaus up to date, schließlich lehrt der Mediziner bis zum Rausschmiss aufgrund der Veröffentlichung seines Buchs an der Tübinger Universität– beißt er sich fest, geht er ins Detail; sicherlich eine Zumutung für seinen angezielten Leser: den Nichtakademiker.

Seine Grundthese: alles besteht aus Materie („Stoff“); diese Materie ist ewig, also weder geschaffen noch zerstörbar und alles was mit dieser Materie geschieht, ist das Ergebnis von Energie („Kraft“), also einer unvermeidbaren Eigenschaft von Materie. Kraft und Stoff sind untrennbar die zwei Seiten einer Medaille. Brisanter formuliert: es gibt weder Gott noch unsterbliche Seele, keinen freien Willen, keine eindeutige Abgrenzung von Tier und Mensch. Nur unterschiedliche Entwicklungsstufen. Man kann sich vorstellen, wie begeistert Büchner Darwins Buch aufnahm, das wenige Jahre später erschien und seinen eigenen Evolutionsgedanken neue Dimensionen verschaffte. Jedenfalls: Alles „Geistige“ ist lediglich Funktion der Materie, Ergebnis ihrer Kraft.

Das Buch ist scheinbar unpolitisch, wenn man nach Reizworten wie soziale Gerechtigkeit, Proletariat, Pressefreiheit, Mitbestimmung usw. sucht: den Schlagworten der eben missglückten 48er Revolution, wie man sie aus dem Hessischen Landboten des Bruders Georg oder halt dem Kommunistischen Manifest kennt. Trotzdem ist Kraft und Stoff enorm politisch, das haben seine zahlreichen Bewunderer erkannt aber auch jenes Grüppchen von konservativen Theologen, Pfarrern, Professoren, Beamten, die es verbittert bekämpften. Wenn 1848 der Angriff auf den „Thron“ gescheitert ist, der Angriff auf den „Altar“ wird hier erfolgreich bestritten. Es ist ein Sturmangriff, Gefangene werden nicht gemacht. Man kann sich das Feixen der Arbeiter vorstellen, die genießen, wie hier einer das ganze Pfaffenbrimborium vom Tisch wischt, mit dem man sie kleinlaut gehalten hatte. Und das zu einer Zeit der zweiten Gegenreformation der katholischen Kirche mit den provozierenden Dogmen, dem Kulturkampf, den um Arbeiter buhlenden Kolpingvereinen.

Das populäre Sachbuch ist unsachlich; es fragt nach dem Sinn. Die Sinnfrage aber tut sich schwer mit Gerechtigkeit, weil der engagierte Autor immer in

Gefahr ist, wissenschaftliche Fakten nicht ins Verständliche zu übersetzen, sondern durch das zu ersetzen, was er aus ihnen für sein Weltbild herausklaubt. Für Büchner ist solche Parteilichkeit keine Gefahr sondern Ideal. Und mag er sich noch so sachlich geben, – sein Schlüsselwort ist „Tatsache“ –, er will kein Sachbuch schreiben, sondern ein Pamphlet, eine Kampfschrift. Und da ist er in seinem Element.

Wenn Metaphern allemal die Fingerabdrücke eines Populärautors sind, so favorisiert er nicht zufällig die des Kampfes. Büchners Weltbild ist durchaus dualistisch. Da gibt es die klaren Köpfe. Sie lassen sich von Tatsachen leiten, die unleugbar sind. Sie sind unsentimental, sehen die Welt „wie sie nun mal ist“, auch wenn das weh tut. Und sie dulden kein andres Weltbild neben sich. Ihr Gegenpart aber sind die verschwiemelten Hypothesendrescher und Pfaffenknechte. Sie sind veraltet, lügen sich selbst etwas in die Tasche (besonders in puncto Seele, Leben nach dem Tode, freier Wille). Sie sind chaotisch, unappetitlich, lächerlich. Wie ist solch reaktionäres Holzschnittdenken in einem so progressiven Zusammenhang möglich?

Seine Hauptkeule bei der Konstruktion eines Wir-Gefühls ist der Fortschritts Glaube. Tatsachenmenschen sind auf der Höhe der Zeit, ihr Geist ist die gegenwärtig höchstmögliche Entwicklungsstufe der Materie. Was es bedeutet, weniger entwickelt zu sein, führt Büchner auf eine Weise vor, die einen das Fürchten lehrt.

„Wer hätte noch nicht in Abbildungen oder Natur den zurückfliegenden, schmalen, in seinem ganzen Umfang kleinen, affenähnlichen Schädel eines Negers gesehen und ihn in Gedanken mit der edlen und ausgedehnten Schädelbildung des Kaukasiers verglichen! Wer wüsste nicht, welche angeborene geistige Inferiorität der schwarzen Rasse eigen ist und wie sie den Weißen gegenüber als Kind dasteht und immer dastehen wird. Das Gehirn des Negers ist viel kleiner als das des Europäers, überhaupt tierähnlicher“ (104) (In Zitaten anderer Autoren lässt Büchner noch drastischere Töne anschlagen). Da brodelte in einem Aufklärungsbuch bereits um die Jahrhundertmitte der schafelste Imperialismus.

Ausrutscher des zynischen Mediziners? Keineswegs; dahinter steckt Methode – ein zeitgemäßes Wir soll gegen ein überholtes Ihr konstruiert werden. Hüben sind die Materialisten: cool, tatsachenbezogen, wissenschaftlich abgesichert. Drüben aber drängen sich die Hirngespinstler, die abergläubischen Chaotiker, die Sentimentalen, mit einem Wort: die Neger. Vor ihnen schürt er Ekel, Verachtung und Angst und suggeriert durch satirische Verunglimpfung das Gefühl der vollkommenen Überlegenheit. „...der nach hinten verlängerte Kopf, der kurze Hals, das enge Becken, die Bartlosigkeit, die Hautfarbe, der abscheuliche Geruch, die Unreinlichkeit, das Grimassenschneiden beim Reden, die hellen kreischenden Töne der Stimme, das Äffische das ganzen Wesens sind ebenso viele Kennzeichen, welche in allen körperlichen Formen und Verhältnisse des Negers die entschiedenste Annäherung an den Affen unmöglich verkennen lassen.“ (65)

Beim abstoßenden Äußeren bleibt es natürlich nicht: „Wilden, kulturlosen Völkern gehen in der Regel alle moralischen Eigenschaften gänzlich ab.“ (201) Und wie nicht anders zu erwarten verlängert er diese Kette des Minder- (bald wird es heißen: Unter)menschen hinab bis zum „Weibe“: „Es ist bekannt, wie das weibliche Geschlecht im allgemeinen eine geistige Inferiorität gegenüber dem männlichen behauptet“ (100), weil „das durchschnittliche Gewicht des männlichen Gehirns um ein Ziemliches größer ist als das des weiblichen.“ (101) Behinderte aber bringen ihn zum Geifern: Er nennt sie „Halbmenschen, deren ganze Existenz mehr an das Tierische als an das Menschliche streift. Es sind widrige, schmutzige, verkrüppelte Wesen mit kleinem oder übermäßig großem Kopf, sehr entwickelten Fresswerkzeugen, schlechter, eckiger, affenähnlicher Schädelbildung.... nur Ess- und Geschlechtslust, Verdauungs- und Fortpflanzungswerkzeuge sind bei ihnen entwickelt“ (103)

Man könnte eine ganze Schauerfibel des Sozialdarwinismus, des Chauvinismus aus Büchnerzitate zusammenstellen. Diffamierung der Konservativen als Wilde, als behindert? Bei manch einem Buch schmerzt es, dass es in der Versenkung der Geschichte verschwunden ist. Beim Erstling des „kleinen Manns mit dem resignierten Blick“ ist man heilfroh darüber.

Oktober 2006

Ludwig Büchner: Kraft und Stoff, Erstausgabe 1855; außerdem ders. Kraft und Stoff oder: Grundzüge der natürlichen Weltordnung. Nebst einer darauf gebauten Sittenlehre; in allgemein verständlicher Darstellung. Billige vollst. neugearb. Volksausg. 1894 (21. Aufl. 1904); weitere Ausg.: Neudruck der Urausgabe 1932. M. e. Einl. u. Anm. hrsg. v. Wilhelm Bölsche

3.4 Truman Capote | Kaltblütig (Annett Gröschner)

Zu Beginn des Jahres hat der Spielfilm „Capote“ mit dem wunderbaren Philp Seymour Hoffmann in der Hauptrolle noch einmal an ein Buch erinnert, das, kaum war es 1965 erschienen, schon zu einem Klassiker avancierte: In Cold Blood von Truman Capote, auf Deutsch „Kaltblütig“. Der Roman trägt den Untertitel „Wahrheitsgemäßer Bericht über einen mehrfachen Mord und seine Folgen“. Der Subtitel ist im Laufe der Jahrzehnte untergegangen, der Haupttitel wurde Legende.

Die Form prägte ein neues Genre. Denn in seinem Tatsachenroman bemüht sich Capote um strenge Objektivität bei der Rekonstruktion des brutalen Mordes an der vierköpfigen angesehenen Farmerfamilie Clutter aus dem Städtchen Holcomb in Westkansas, das, wie es schon im ersten Satz des Romans heißt „selbst für die anderen Kansaser ‚hinter dem Mond liegt‘“. Capote hatte eine Meldung über den Mord am 16. November 1959 in der New York Times gelesen und war vier Wochen danach in Begleitung der Schriftstellerin Harper Lee nach Kansas gereist, um sich als Fremder den Fakten zu nähern. Diese journalistische Faktizität verbindet er schließlich mit einer komplexen künstlerischen Romangestaltung. Allein mit der Beschreibung der Täter, einer „mit einem Gesicht aus mehreren, nicht genau passenden Teilen“ und der andere „mit verkümmerten Beinen, die in groteskem Mißverhältnis zum übrigen Körper“ stehen, schafft er mit wenigen Worten, wofür andere ganze Armeen von Adjektiven brauchen.

Sechs Jahre Arbeit am Text

Capote ging besonders den Motiven des Mordes, die Beute belief sich auf 40, 50 Dollar, und der komplexen Lebensgeschichten der Mörder nach. Sechs Jahre pendelte er zwischen Holcomb, diversen Gefängnissen, dem Gericht in Garden City und New York, um soviel Fakten zu bekommen wie möglich.

Wie hat Truman Capote es geschafft, seine ganz gewiß nicht kleinen Eitelkeiten – er war ein großer Smalltalker auf Cocktail-Partys und eher mit salontauglicher Literatur á la „Frühstück bei Tiffanys“ bekannt geworden – aus diesem Buch herauszuhalten? Ganz sicher, indem er sich als Autor nur im Vorwort einbringt, danach läßt er die Fakten sprechen: „Das Material zu diesem Buch stammt, sofern es nicht auf meinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen beruht, aus offiziellen Berichten, oder es ist das Ergebnis von zahlreichen Interviews mit den unmittelbar beteiligten Personen, von Interviews, die sich oft über eine ziemlich lange Zeit erstreckten.“ Anders als die meisten Reporter, nahm Capote die Gespräche nicht mit dem Tonband auf, sondern hatte sein Gedächtnis so trainiert, daß er sich den genauen Wortlaut merken konnte. Im Nachhinein haben mehrere Reporter Capotes Aufenthalt in Kansas zu rekonstruieren und seine Aussagen zu falsifizieren versucht, ohne nennenswerten Erfolg. Das Radikale war, daß Capote die Wirklichkeit bis hin zur Gefühls- und Gedankenwelt seiner handelnden und authentischen Personen darstellen wollte. Künstlerische Gewichtung erhielt der Roman durch das, was der Autor aus seinem schier unüberschaubaren Material auswählte.

Die Wirkung des Buches liegt auch im Aufbau der Spannung. 277 Seiten Zeit läßt sich Capote, ehe die Täter gefaßt und werden und der Tatablauf aufgedeckt wird.

An einigen wenigen Stellen merkt man dem Roman die Collage an, wenn die Übergänge zwischen beschriebenem Umfeld und Interviews stolpern und wie zusammengeklebt wirken.

Faktentreue wird zum Fluch

Da Faktentreue aber zum Stilprinzip seines Tatsachenromans gehört, mordet die Realität den Autor. Die Gewalt geht von der Ordnung des Diskurses aus.

Denn weil die Hinrichtung der Mörder der Farmerfamilie immer wieder aufgeschoben wird, Capote selbst hatte den Angeklagten bessere Anwälte besorgt, konnte der Autor sein Buch nicht vollenden, denn es fehlte der Schlußpunkt. Jeder Autor fiktiver Romane läßt seinen Helden an der dramaturgisch gescheiterten Stelle sterben und fertig. Capote aber brauchte sechs Jahre bis zur Veröffentlichung, denn die Entscheidung, ob Perry Edward Smith und Richard Eugene Hickock, genannt Dick, hingerichtet werden oder nicht, ließ auf sich warten. Wenn Faktentreue zum Stilprinzip des Genres gehört, kann sich die literarische Form in einen Fluch verwandeln. Schließlich wurde die Todesstrafe doch vollstreckt. Capote war dabei, als Perry und Dick gehängt wurden, das Buch erschien bald darauf und wurde ein Welterfolg, eine neue Form der non fiction wurde mit ihm ins Leben gerufen und unter dem Stichwort „New Journalism“ bekannt. Danach passierte das, was viele Autoren kennen: Erst wurde Capote von Kritikern in den Dichterolymp geschrieben – schon die Tatsache, daß er sich sechs Jahre Zeit gelassen hatte, adelte den Autor – um bald danach wieder genüßlich heruntergeschrieben zu werden. Dem Roman konnte das rückwirkend nichts antun, der Person des Autors schon. Capote bekam nie wieder ein Buch zustande. Der Text hatte den Autor gekillt.

Weltweite Verbreitung

Das Buch wurde ein Welterfolg. Auch in der DDR erschien der Roman schon drei Jahre nach Veröffentlichung der amerikanischen Ausgabe und erlebte, eine Neuauflage 1985 eingerechnet, eine für die herrschende Papierknappheit bemerkenswerte Anzahl von fünf Auflagen, versehen mit einer Vorbemerkung des Schriftstellers Walter Kaufmann, in der er schrieb: „Als Truman Capotes ‚Kaltblütig‘ endlich auf dem amerikanischen Büchermarkt angeboten wurde, war das Buch schon in aller Munde und im Nu vergriffen. Auch ich hatte beim Kauf nicht gezögert, und so kam es, daß ich zwei Nächte nicht aus meinem New Yorker Hotelzimmer wich – ich las ‚Kaltblütig.‘“ Damals hat wohl jeder DDR-Leser sich an die Stirn gefaßt. Da kann einer nach New York und verplempert seine Zeit mit Lesen. Aber genau das tat man dann auch, nur eben in Karl-Marx-Stadt oder Doberlug-Kirchhain.

Im Nachhinein fragt man sich, aus welchem Kalkül dieser Roman so problemlos durch die Zensur ging. War es der Wunsch, diese brutale Seite der amerika-

nischen Wirklichkeit könne die Bürger des Landes vom amerikanischen Traum fernhalten? Das Vorwort jedenfalls deutet es an: „Und so wurde seit dem Erscheinen von ‚Kaltblütig‘ immer offenkundiger, daß der in diesem Buch mit nacktem Realismus geschilderte Gewaltakte ein für die USA exemplarisches Verbrechen ist – was die Bedeutung des Werkes von Tag zu Tag erhöhte und mehr und mehr Leser zu einer Stellungnahme zwang.“

Auch Jahrzehnte später wiedergelesen, hat das Buch immer noch nichts von seiner Spannung verloren. Ein Kleinod, auch deswegen, weil das Buch ohne ein eitles Ich auskommt, das die Täter vorführt und sich selbst in ein besseres Licht rückt.

Der damalige Vorwurf, die Position des neutralen Betrachters nie verlassen zu haben und „Kaltblütig“ selbst kaltblütig beschrieben zu haben, hat dem Buch seine Zeitlosigkeit gegeben.

Mai 2006

Truman Capote: Kaltblütig, Rowohlt Tb, 309 S., 8,90 €.

3.5 Carl von Clausewitz | Vom Kriege (Michael Buchmann)

Das legendäre Buch Vom Kriege von Clausewitz hat seinen heterogenen Interpretationen sowohl durch teils widersprüchliche Aussagen als auch durch unklare Aussagen Vorschub geleistet. Tatsächlich wurde dann auch die Rezeption dieses Klassikers lange Zeit von sehr eigenwilligen Interpretationen, um nicht zu sagen Vereinnahmungen, bestimmt.

Der Krieg ist ein Akt der Gewalt und andere Zitate

Verfolgt man die Rezeptionsgeschichte dieses Textes, begegnet man immer wieder Berufungen auf dieselben sich widersprechenden Zitate, die sich im Lauf der Rezeptionsgeschichte zu regelrechten Topoi verdichtet haben. Die bekanntesten favorisierten Zitate der sich widersprechenden Interpretationen seien hier kurz angeführt: „Endlich ist selbst die Totalentscheidung eines ganzen Krieges nicht immer für eine absolute anzusehen, sondern der erliegende Staat

sieht darin oft nur ein vorübergehendes Übel, für welches in den politischen Verhältnissen späterer Zeiten noch eine Abhilfe gewonnen werden kann. Wie sehr auch dies die Gewaltsamkeit der Spannung und die Heftigkeit der Kraftanstrengung mäßigen muß, versteht sich von selbst.“ (Vom Kriege, S. 14). Der Krieg wird laut Clausewitz allein dadurch relativiert, dass er in eine politische „Rahmenhandlung“ eingebettet ist, er besitzt eine Vor- und Nachgeschichte. In der an Kant angelehnten Terminologie von Clausewitz: Kampfhandlungen sind militärische Mittel zum politischen Zweck. Einer anderen Interpretationsrichtung zufolge ist der Krieg Selbstzweck. Man beruft sich bei dieser Radikalität ebenfalls auf Clausewitz: „Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, und es gibt in der Anwendung derselben keine Grenzen; so gibt jeder dem anderen das Gesetz, es entsteht eine Wechselwirkung, die dem Begriffe nach zum Äußersten führen muß.“ (Vom Kriege, S. 11). Diese militaristische Interpretation hat nebenbei gesagt Probleme zu erklären, welchen Wert gewonnene und doch politisch folgenlose Vernichtungsschlachten haben. Das bekannteste Beispiel dürfte in diesem Zusammenhang die durch Hannibal gewonnene Schlacht von Cannae sein, die keine weitreichenden Folgen zeitigte. Ironischerweise hat gerade diese Schlacht Schlieffen zu seinen Angriffsplänen gegen Frankreich inspiriert.

Vernichtungs- und Ermattungskriege bei Delbrück

Hans Delbrück beruft sich in seiner „Geschichte der Kriegskunst“ häufig auf Clausewitz, um seine Gegenüberstellung von „Vernichtungs-“ und „Ermattungsstrategie“ und seine Betonung auf letzterer mit der Anführung einer etablierten Autorität zu untermauern. Denn tatsächlich sieht sich Delbrück selbst in einem wissenschaftlichen „Kampf“ zwischen allen Fronten. Er bringt seine Situation im Vorwort zum letzten Band zum Ausdruck: „Aber es hat Mühe und auch Kampf gekostet, die Idee, daß auf diesem Wege etwas zu gewinnen sei, durchzusetzen. Selbst Leopold Ranke lehnte ihn direkt ab, als ich ihm einmal meinen Plan vortrug; [...] und Theodor Mommsen, als ich ihm den ersten Band überreicht hatte, [...] erklärte mir bei seinem Dank, seine Zeit werde ihm doch wohl kaum erlauben, dieses Buch zu lesen. Da ich auf der anderen Seite auch den Generalstab gegen mich hatte, so wird man mir zugestehen, daß mein Kampf nicht leicht war.“ (Geschichte der Kriegskunst, Bd. 2, Teil 2, S. X). Die Philologen und Historiker brachte er gegen sich auf, weil er die Angaben

der antiken Geschichtsschreiber Polybios und Herodot relativierte oder besser gesagt, weil er die Angaben der antiken Geschichtsschreiber mit ebenso einfachen wie unwiderlegbaren Nachrechnungen als völlig übertrieben bloßstellte, auf die sich allerdings die Autoren des Historismus gestützt hatten. Wenn Delbrück also deren Quellen relativiert, relativiert er damit teilweise auch die Grundlagen der Geschichtsschreibung des Historismus und damit auch deren Ergebnisse sowie den Einfluss und das Ansehen der Autoren. Was den Generalstab betrifft, hatte der ein evidenten Interesse daran, die gleich zu erörternde konkurrierende Clausewitz-Interpretation um Schlieffen und Ludendorff durchzusetzen, denn wenn man von einer „Niederwerfungsstrategie“ oder gar vom „totalen Krieg“ ausgeht, ist der Einfluss des Generalstabs auf die Politik wesentlich größer als bei einer Bevorzugung einer „Ermattungsstrategie“ und eines „begrenzten Krieges“. Diese Haltung gipfelte später in der Ansicht Ludendorffs, der die Politiker spätestens mit eingetretenem Kriegsfall als überflüssig wenn nicht gar als störend ansieht.

Vom Fachbuch zum Sachbuch

Clausewitz „Vom Kriege“ und Delbrücks „Geschichte der Kriegskunst“ sind auch beides Beispiele dafür, wie frühere Fachbücher sich im Lauf der Rezeptionsgeschichte zu populären Sachbüchern, sogar zu Bestsellern des Modernen Antiquariats verwandeln („Vom Kriege“ wird vom Area-Verlag vertrieben, die „Geschichte der Kriegskunst“ von Nikol). Ludendorffs „Der totale Krieg“ ist dagegen ein Sachbuch ganz anderer Art. Sein populärer Anspruch äußert sich explizit bereits im ersten Abschnitt: „[...] ich spreche indes zum Volke und für jedermann im Volke [...] Es [das Volk] muß das Wesen seines Lebenskampfes kennen.“ (Der totale Krieg, S. 3) Das bedeutet, dass das Buch im Gegensatz zu den beiden anderen bereits als populäres Sachbuch angelegt ist. In welchem Sinne es populär sein möchte, kann man dem letzten Satz des Zitats entnehmen; der Text versteht sich nämlich, kurz gesagt, selbst als Teil des totalen Krieges. Es gibt de facto zwei Ebenen des Machtkampfes im Vorfeld des Krieges: sowohl auf der diskursiven Ebene durch die interpretative Vereinnahmung wie in unserem Beispiel, auch Propaganda genannt, sowie auf der Ebene des politischen Machtkampfes.

Ludendorffs totaler Krieg

Ludendorff gibt sich zu Beginn seines Pamphlets den Anschein, als wolle er Clausewitz seine Referenz erweisen: „Der Lehrmeister des Krieges, von Clausewitz, stellt in seinem Werke ‘Vom Kriege’ [...] mit Recht fest, daß der Krieg ein Akt der Gewalt ist, durch den ein Staat einen anderen unter seinen Willen zwingen will. In seinen Betrachtungen denkt Clausewitz nur [!] an die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte durch Schlachten und Gefechte. [...] Was Clausewitz über den Vernichtungsgedanken auf dem Schlachtfelde sagt, wird stets seine tiefe Bedeutung behalten.“ (Der totale Krieg, S. 3). Kurz darauf nimmt er natürlich auf die Schlieffen-Interpretation Bezug und stellt sich damit in eine Traditionslinie mit gleich zwei Autoritäten. Wie aber bereits im obigen Zitat deutlich wird, schränkt Ludendorff die Bedeutung von Clausewitz gleichzeitig ein auf die „Vernichtungsgedanken auf dem Schlachtfelde“ und verfälscht den Inhalt indem er behauptet, Clausewitz denke „nur an die Vernichtung“. Nachdem sich Ludendorff auf den ersten Seiten, die bekanntlich die bedeutsamsten, weil noch (aufmerksam) gelesenen sind, noch die Mühe macht, sich durch argumentative Eskamotage einerseits die Autorität von Clausewitz für sein Modell zu sichern und andererseits die unliebsamen Thesen von Clausewitz inhaltlich auszuhöhlen, wird er einige Seiten später schon deutlicher: „Das Wesen des Krieges hat sich geändert, so muß sich auch das Verhältnis der Politik zur Kriegsführung ändern. Alle [!] Theorien von Clausewitz sind über den Haufen zu werfen. Krieg und Politik dienen der Lebenserhaltung des Volkes, der Krieg aber ist die höchste Äußerung völkischen Lebenswillens. Darum hat die Politik der Kriegsführung zu dienen.“ (Der totale Krieg, S. 10). Ludendorff verfolgt mit dem Bezug auf Clausewitz in seinem Pamphlet drei Taktiken: erstens beruft er sich auf ihn als Autorität und auf die Stellen seines Textes, die scheinbar in das Konzept des totalen Krieges passen. Zweitens versucht er zunächst diejenigen Stellen, die nicht sein Konzept stützen, als historisch überholt darzustellen, später sogar den Autor als solchen und alle seine Thesen. Drittens versucht er den unwiderlegbaren Anspruch von Clausewitz Text an Vernichtungskriege, sie müssten um erfolgreiche Auswirkungen zeitigen zu können in eine Politik eingebettet und ihr untergeordnet sein, mit der hohlen Metapher eines „völkischen Lebenswillens“ zu umgehen und die Unterordnung der Politik und das Militär zu fordern.

Das Sachbuch als Propaganda

Alle vorgestellten Vereinnahmungen lassen sich also auch (!) ihrerseits als instrumentell bzw. taktisch interpretieren. Delbrück verwendet Clausewitz als Autorität im akademischen Kampf, Ludendorff versucht Clausewitz für seinen Kampf zur Übernahme der Politik durch das Militär erst zu verwenden und dann abzutun. Es bleibt also ein wenig glorreiches Kapitel der Sachbuchgeschichte noch zu schreiben: die Popularität des Sachbuchs wurde nicht nur zu Aufklärungszwecken verwendet, sondern auch zur Propaganda. Dabei dürften sich die Unterschiede zwischen beidem auch manches Mal verwischen.

Juli 2008

Clausewitz, Carl von: Vom Kriege, Erfstadt: Area 2003

3.6 Douglas Coupland | Generation X (Andy Hahnemann)

Ich möchte mit einer Geschichte beginnen, denn alles andere wäre unpassend. Sie spielt Ende der 90er Jahre. Es war einer jener heißen und bewegungslosen Berliner Sommertage, in denen es sogar den Hunden der Friedrichshainer Punks ein wenig peinlich war, ihre Haufen mitten auf den Bürgersteig zu setzen. Nur noch in den U-Bahnschächten, ehemaligen Luftschutzkellern und einigen baumgesäumten Parks ließ es sich leben. Wir wählten letzteres. Den von irgendeiner Mitte-Bar gezockten Bacardi-Sonnenschirm hatten wir dabei und eine Tüte eisgekühlter Club-Mate, außerdem drei Bücher. Das mit den Büchern war Costis Idee, sie wollte, dass wir uns Geschichten vorlesen, denn nur so ließe sich die Hitze ertragen, sagte sie, und wahrscheinlich hatte sie Recht. Wir suchten uns einen Platz möglichst weit entfernt von den bekifften Frisbeespielern und Didgeridoo-Italienern. Fang an, sagte sie zu Timo als wir uns auf die Wiese gesetzt hatten und natürlich war es zu heiß, um zu widersprechen. Nachdem er irgendeine Geschichte über argentinische Mafiosi vorgelesen hatte, war ich an der Reihe. Ich weiß nicht mehr was ich las, wahrscheinlich etwas von Hildesheimer, ich las zu der Zeit immer Hildesheimer, wenn es jemand hören wollte. Dann war Costi dran und sie hatte ein kleines gelbes Taschenbuch in der Hand, darauf stand Generation X neben einem poppig ausse-

henden Swimming-Pool und ich dachte, ach, das ist doch bestimmt so ein Yuppi-Mist, hörte gar nicht so richtig hin und stellte mir vor, wie die Wolken aussehen müssten, wenn es welche gegeben hätte. Irgendwann kam ein wenig Wind auf, wir fingen wieder an uns zu bewegen und machten uns schließlich auf den Heimweg.

So ungefähr muss meine erste Begegnung mit Douglas Couplands Generation X. Geschichten für eine immer schneller werdende Kultur ausgesehen haben, ein Buch, das eigentlich schon damals ein wenig veraltet war, umso mehr heutzutage, seitdem noch X weitere Generationen aufgefunden oder proklamiert worden sind. Erst später, als ich anfing, mich für die Zeitgeist- und in der Folge für die Sachbuchforschung zu interessieren, habe ich es mir gekauft. Gerade noch rechtzeitig also, um hier die Generation X als Klassiker vorzustellen, der nicht mehr gelesen, sondern nur noch wiedergelesen wird.

Zur Erinnerung: Die Geschichte spielt zu Beginn der 90er Jahre und handelt von den drei jungen Drop-Outs Andy, Dag und Claire, die sich in einem Bungalow am Rande der kalifornischen Wüste einnisten, Cocktails trinken und im wesentlichen glücklich sind, dem modischen Medien- und Konsumzirkus entkommen zu sein. Ihren Lebensunterhalt verdienen sie mit so genannten McJobs („niedrig dotierte Jobs mit wenig Prestige, wenig Würde, wenig Nutzen und ohne Zukunft im Dienstleistungsbereich“), für die sie hoffnungslos überqualifiziert sind und von denen sie nichts weiter erwarten als das Geld für die nächste Miete. Sie frönen einer Philosophie der lessness („Eine Philosophie, in der man durch den Abbau seiner Erwartungen in bezug auf materiellen Wohlstand wieder mit sich in Einklang gerät“) und – das ihre Lieblingsbeschäftigung – erzählen sich gegenseitig Geschichten, die immer ein Stück weit überdreht ins parabelhafte gleiten wollen und doch niemals so richtig dort ankommen. Erzählt wird der Roman in Episoden, in kleinen Geschichten übers Geschichtenerzählen als Akt der Selbsterhaltung in einer mit kulturindustriellem Müll überfüllten Gegenwart. Es kann eine Kunst sein, die Zeit tot zu schlagen und es ist – in einer Kultur der Geschwindigkeit und Effizienz – in der Tat die einzige Kunst, die ihre Zeit wert ist, so wohl die Botschaft des Buches.

Kurz nach Erscheinen 1991 war klar, hier spricht die Stimme einer Generation, das ist ein Manifest, nicht einfach irgendein Buch, sondern ein Kult-Buch. Nun

sind Kultbücher in vielerlei Hinsicht das genaue Gegenteil von Sachbüchern; Kultbücher gehören unmittelbar in den Kernbestand der wertvollen Literatur und haben in der Regel längst die Seminare und Klassenzimmer erobert. Sie bieten jeder neuen Generation immer wieder ihr Identifikationspotential an und während die (jungen) Menschen wahrscheinlich nie aufhören werden, Hesse, Salinger oder Kerouac zu lesen, ist das Sachbuch mit Ewigkeitswert noch nicht geschrieben.

Andererseits, und das lässt sich besonders prägnant an Couplands Generation X beobachten, haben Kultbücher in der Regel eine Eigenschaft, die sie mit Sachbüchern teilen. Als überaus konzentrierte Zeitzeugen sammeln sie die umher-schwirrenden Sätze, Gefühle, Bilder, Wahrnehmungsweisen, kurz: das kulturelle Wissen ihrer Zeitgenossen auf und archivieren es für die Nachgeborenen. Kultbücher lassen neben der identifikatorischen Lesart, die immer zwischen dem Wesentlichen und dem bloß Zeitbedingten zu unterscheiden weiß, noch eine zweite zu; sie sind auch als selbsterklärende Zeitdokumente oder eben Sachbücher in Fragen vergangener Gegenwartskultur zu lesen. Neben der Geschichte und ihrer Helden finden sich an den Rändern des Textes jene Gesten, die zu keiner anderen Zeit Sinn gemacht hätten und die von denen die „dabei waren“ im Abstand von Jahrzehnten bestenfalls nostalgisch, schlimmstenfalls peinlich berührt belächelt werden.

Coupland hat diesen Imperativ der Archivierung grandios wörtlich genommen und an den Rändern der Seiten ein Lexikon der beginnenden Neunziger Jahre verfasst, das seinesgleichen (in der fiktionalen Literatur) nicht hat. Da finden sich naiv gezeichnete Pop-Art Cappuccinos kurz hinter pseudo-fotokopierten Wandzetteln („Stop History“) und, am allerwichtigsten: das Glossar mit Wörtern wie: „Now-Denial“, „Poverty Jet Set“ oder eben „McJob“, bündig erklärt und mit einem Beispielsatz versehen, wie im Grundwortschatz für Sprachschüler. Sogar die ökonomischen Statistiken und Ergebnisse von Meinungsumfragen werden in einem Anhang mitgeliefert.

Dankbar sind für diese Handreichungen in erster Linie die professionellen Interpreten und Kulturhistoriker, die an so explizit enzyklopädischen Texten auch in Zukunft noch ihre Freude haben werden. Leser, die nicht nach Bedeutungen, sondern nach Bedeutsamkeit suchen, werden sich dagegen schwer tun,

über die zahllosen angehäuften Kleinigkeiten – den Kulturmüll der Vergangenheit – hinwegzusehen, die den Blick auf den Sinn der Geschichte und ihrer Charaktere verstellen. Gerade je genauer diese Kult-Sach-Bücher archivieren und sich so dem Zeitgeist ihrer Entstehung verschreiben, desto weniger wahrscheinlich ist ihr bleibender Erfolg und desto eher sind sie in die Kategorie der „ehemaligen Kultbücher“ einzureihen, an denen eine immer schneller werdende Kultur vorbei gezogen ist. Nicht mehr an den Berliner Pools oder Parks wird man die alternde Generation X finden, sondern in den staubigen und trockenen Lesesälen der Staatsbibliothek.

Juli 2006

Douglas Coupland: Generation X. Geschichten für eine immer schneller werdende Kultur. Aus dem Amerikanischen von Harald Riemann, Goldmann, München 1994.

3.7 Joachim Fest | Der Untergang (Björn Weyand)

Wenn Sachbücher verfilmt werden, verraten ihre Adaptionen mitunter mehr als die Vorlagen selbst über die diegetischen Komplikationen, in die sich das populäre Sachbuch mit jedem neuen Versuch, Faktenwissen in eine unterhaltende und in sich geschlossene Narration zu übersetzen, begibt. Als Joachim Fests Buch *Der Untergang* über die letzten Tage des Hitler-Regimes und des Dritten Reiches nur zwei Jahre nach seinem Erscheinen durch den Produzenten Bernd Eichinger und den Regisseur Oliver Hirschbiegel (der zuvor für seinen Psychothriller *Das Experimentals* ein Regisseur auf Augenhöhe mit Hollywood gelobt worden war) verfilmt wurde, bekam das Publikum nicht nur eine Unzahl von Interviews mit dem Hauptdarsteller Bruno Ganz zu sehen und zu lesen, der mit großer Betroffenheit über seine physiognomische Ähnlichkeit mit Adolf Hitler und über diesen als Menschen räsonierte. Die Zuschauer konnten überdies, so sie diesem Detail Beachtung schenkten, über das Hitler-Porträt auf dem Bunker-Schreibtisch der Magda Goebbels staunen: Es zeigte nicht Adolf Hitler, oder jedenfalls nicht den Adolf Hitler aus den Geschichtsbüchern, es zeigte Bruno Ganz, der aussehen sollte, wie Adolf Hitler ‚als Mensch‘ ausgesehen haben mag. Einige Szenen später führt der Film an einen Schreibtisch Hit-

lers, auf dem sich eine kleine Bronzestatue des Führers befindet – eine historische Devotionalie, diesmal mit den Zügen des Hitler-Hitlers, die sich eben doch ausreichend erkennbar von denen des Bruno-Ganz-Hitlers unterscheiden. Zwischen diesen Ebenen beständig zu vermitteln, zwischen Faktenvermittlung und Erzählung, zwischen der historischen Referentialisierbarkeit der Ereignisse und der narrativen Geschlossenheit ihrer Darstellung, ist die Herausforderung des Films wie der Buchvorlage. Der Film versucht die Authentizität vor allem vermittelt einer Rahmung der Bunker-Erzählung durch zwei kurze Ausschnitte aus André Hellers Interviews mit (der echten) Traudl Junge zu verbürgen und entscheidet sich ansonsten für eine weitgehend ungestörte Kostümfilm-Erzählung.

Die Wiederkehr des Erzählens

Dieser narrative Akzent ist von Joachim Fests ‚historischer Skizze‘ bereits vorgegeben. Programmatisch wendet sich Fest in seinem Vorwort gegen die Bielefelder Schule der sozialgeschichtlich ausgerichteten Geschichtswissenschaften, die „die Bedeutung der Strukturen im historischen Prozeß zu entdecken und, vereinfacht gesprochen, die gesellschaftlichen Verhältnisse für weitaus gewichtiger zu halten begann als die Ereignisse“ (11). Infolgedessen, so Fest, sei die „erzählerische Technik“ in Misskredit geraten, mithin schien alles, was der erzählerischen Darstellung bedurfte, per se vom wissenschaftlichen Diskurs ausgeschlossen. Mehr noch: „Zugleich damit sah sich jeder geschichtliche Stoff von einigem dramatischem Zuschnitt unter Verruf gestellt, als laufe dessen Darstellung zwangsläufig auf eine Art ‚yellow history‘ hinaus“ (ebd.). Es bedurfte also zur Rekonstruktion der letzten Tage Hitlers eines Außenseiters der historischen Zunft, der gegenüber dem Erzählerischen keine Scheu hatte und dennoch als ausreichend seriös für die Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus gelten durfte. Keiner schien dafür so prädestiniert wie der Hitler-Biograf Fest, der sich schon paratextuell als dem Gegenstand würdige Autorität ausweisen und auf dem Klappentext als „Publizist und Historiker“ zugleich bezeichnen durfte.

Doch liegen in Fests Hinweis auf den ‚dramatischen Zuschnitt‘ der Ereignisse im Bunker unter der Reichskanzlei nicht nur Erklärungen für das lange Ausbleiben und Rechtfertigung für die nun nachgeholt Beschäftigung mit Hitlers

letzten Tagen. Vielmehr kehrt in Fests Erklärung zugleich ein Topos der populären Sachliteratur wieder, den C. W. Ceram in *Götter, Gräber und Gelehrte* in die prototypische Formel kleidete, das romanhafte Element gewinne sein Buch „nur aus der Ordnung der Fakten“. In Wahrheit beließ es freilich kein einziges Sachbuch nur bei der Spannung, die aus einer sachlichen Schilderung der Fakten hervorgegangen wäre. Denn neben und vor jeder Faktenvermittlung geht es dem Sachbuch um ganz etwas anderes: Es gehe, so Fest, um das „elementare Vergegenwärtigungsbedürfnis“ (ebd.), das für ihn am Anfang aller historischen Betrachtung überhaupt stehe. Das aber lässt sich nicht allein mit einer aus Fakten gewonnenen Darstellung befriedigen. Sachbücher vergegenwärtigen ihren Gegenstand, indem sie ihn ausschmücken, hier und da eine Kleinigkeit hinzuerfinden und von den Fakten weglassen, was einer kohärenten Erzählung im Wege steht (die zum Teil unsichere Quellenlage wird von Fest zwar einleitend und im Kommentar zur Bibliographie thematisiert, in den darstellenden Kapiteln aber spielt sie kaum eine Rolle).

Schon der Auftakt zu Fests Darstellung zeugt von dem ornamentalen Beiwerk, dessen es bedarf, um aus den rohen Fakten vergegenwärtigte Geschichte werden zu lassen. Das Kapitel Die Eröffnung der Schlacht führt den Leser hinein in die Geschehnisse des sowjetischen Vormarschs auf Berlin: „Um drei Uhr stiegen ein paar Leuchtraketen in den Nachthimmel und tauchten den Brückenkopf bei Küstrin in bengalisches Rot. Nach einem Augenblick beklemmender Stille brach der Donner los, der die Oderniederungen weit hinaus über Frankfurt erbeben ließ. Wie von Geisterhand in Gang gesetzt, heulten mancherorts bis hin nach Berlin die Sirenen los, schrillten Telefone und fielen Bücher aus Regalen“ (15). Der synästhetische Rausch, der Augen, Ohren und Tastsinn gleichermaßen anspricht, lässt die eigentliche Information, die er vorbereitet, wie einen beiläufigen Zusatz erscheinen: „Mit zwanzig Armeen und zweieinhalb Millionen Soldaten, mehr als vierzigtausend Granatwerfern und Feldgeschützen sowie Hunderten von Stalinorgeln, dreihundert Rohren auf den Kilometer, eröffnete die Rote Armee an diesem 16. April die Schlacht“ (ebd.). Und die sieht aus wie ein gut durchchoreographierter Kriegsfilm von Steven Spielberg: „Überall um die Ortschaften Letschin, Seelow, Friedersdorf und Dolgelin schossen gewaltige Feuersäulen hoch und bildeten eine Wand aus Blitzen, aufspritzenden Erdbrocken und herumfliegenden Trümmern“ (ebd.).

Die Biographik vom Ende des 19. am Beginn des 21. Jahrhunderts

Im Zentrum des Interesses jedoch steht in Fests Text wie in Eichingers Verfilmung der in sich zusammenfallende Führer. „Hitler im Bunker – das ist der wahre Hitler!“, zitiert Fest Claus Schenk von Stauffenberg (nicht ohne dem unbedarften Leser zu erklären, dass es sich dabei um den Attentäter des 20. Juli 1944 handele). Damit verspricht eine Lektüre des Untergang bei allem Faszinationswert, der von der Bunkerwelt ausgeht, überdies noch Aufschluss über die zum Führer-Mythos geronnene Personifizierung des Dritten Reiches, ein Psychogramm Hitlers gewissermaßen, aus dem sich zugleich ein Crash-Kurs in Sachen Nationalsozialismus gewinnen lässt. „Tatsächlich“, konstatiert Fest, „verrät die Verbindung von Kälte, weltfernem Vernichtungswillen und opernhaftem Pathos, die Hitlers Entscheidungen der letzten Zeit bestimmen, viel von seinen auffälligsten Wesenszügen, und genauer als aus dem Verhalten dieser Wochen, in denen er sich mehr denn je von der Welt wegspernte, kann man dem, was ihn sein Leben lang trieb, kaum auf den Grund kommen“. Und weiter: „Alles ist noch einmal verdichtet und gesteigert zusammen: sein Haß auf die Welt, die Erstarrung in früh gewonnenen Denkmustern, die Neigung zum Unausdenkbaren, die ihm so lange von Erfolg zu Erfolg verholphen hatte, ehe jetzt alles endete“ (8f.).

Ihren dramatischen Höhepunkt erreicht diese Darstellung in der Schilderung der Lagebesprechung vom 22. April 1945. Hier „zerstoben auf einen Schlag die unausgesetzt verfertigten und zusehends mühsamer aufrechterhaltenen Trugbilder“ (77). Fest spricht daher von einer „dramatische(n) Konferenz“ – und gestaltet sie dementsprechend aus, während gerade hier, wie er im Nachwort gesteht, die Faktenlage besonders unsicher und die Aussagen teils widersprüchlich sind. Der Vergegenwärtigung der Szenerie tut das keinen Abbruch, im Gegenteil. Die Konferenz, die am Nachmittag kurz nach drei Uhr begann und sich bis in den Abend hinein zog, zeigt den Führer anfangs noch gleichmütig gegenüber der Mitteilung über den Durchbruch der Sowjets im Norden der Oderfront. Doch dann schlägt die Situation um. Hitler hatte sich nach der Gruppe Steiner erkundigt: „Als ihm nur hinhaltende oder widersprüchliche Auskünfte zuteil wurden und Krebs zuletzt eingestehen mußte, daß der zur Schicksalswende erhobene Steiner-Angriff überhaupt nicht stattgefunden habe, brach

nach kurzem, benommenem Brüten der Sturm los. In einem Ausbruch, wie ihn keiner der Anwesenden je erlebt hatte, fuhr Hitler plötzlich aus seinem Sessel hoch, warf die farbigen Stifte, die er während der Lagebesprechungen stets bei sich trug, mit einer zornigen Bewegung über den Tisch und begann zu schreien. Seine seit Wochen matte und tonlose Stimme gewann noch einmal etwas von ihrer einstigen Kraft. Nach Worten ringend, erhob er eine Art Generalanklage gegen die Welt, die Feigheit, Niedertracht und Treulosigkeit auf allen Seiten. (...) Zwar versuchte er mehrfach, seine Fassung zurückzugewinnen, doch gleich darauf brach es wieder aus ihm heraus, außer sich schlug er mit der Faust in die offene Hand, während ihm Tränen über die Wangen liefen: Unter diesen Umständen, wiederholte er viele Male, könne er nicht länger führen, seine Befehle seien in den Wind gesprochen, er wisse nicht mehr weiter“ (78f.).

Mit diesem Gefühlsausbruch Hitlers, der im Bild des verzweifelt tränenden Führers kulminiert, führt Fest die Mittel seiner darstellerischen Vergegenwärtigung zweifellos an ihr Extrem (der Film nutzt die emotionale Zuspitzung durch den Tränen-Effekt im übrigen ebenfalls, verlagert sie aber in die Szene, in der Speer ein letztes Mal in den Bunker kommt, um vom Führer Abschied zu nehmen). Doch finden sich schon zuvor Beschreibungen, die weit mehr der Einfühlung in die emotionale Lage Hitlers dienen als nur der Wiedergabe der Ereignisse. „Seit Wochen fühlte sich Hitler vom Unheil verfolgt“ (25), heißt es einmal, und wenig später zitiert Fest eine der Sekretärinnen Hitlers mit den Worten: „Völlig apathisch lag er da, erfüllt nur von dem Gedanken: ... Schokolade und Kuchen“ (35). Fest nimmt gegenüber solchen Zitaten nicht die Distanz des Quellenauswertenden ein, sondern integriert sie vielmehr in seinen Textfluss und macht sich so die in die interne Fokalisierung wechselnde Zeugenaussage geschickt für die eigene Vergegenwärtigungsstrategie zunutze. So erscheint Hitler als Aktant, an dessen Besessenheit von Kuchen und Schokolade der Leser durch die perspektivische Darstellung Anteil nehmen kann.

Solche Verlebendigung ist nicht ohne Vorbild. Die Biographik, und insbesondere die Goethe-Biographik, am Ende des 19. Jahrhunderts – auch sie freilich eine Gegenreaktion auf den aus ihrer Sicht zu sehr auf bloßes Faktenwissen orientierten Positivismus, dem ein Scherer „mangelnde schriftstellerische Fähigkeit“ vorwarf – hatte die Einfühlung in das zu beschreibende Subjekt zur obersten

Tugend erhoben, ja unter „Verstehen an und für sich Einfühlen und Einleben“ begriffen, wie Wilhelm Dilthey es formulierte. Die Rückführung auf das „Allgemeinmenschliche“, auf Regungen wie Freude oder Trauer, galt Diltheys Lebenshermeneutik als der Schlüssel zum Verständnis Goethes, und sie auch ermöglichte jene Strategie der ‚supplementären Vitalisierung‘ (Ch. Rakow), die die Beschreibung des Dichters durch emotive Ergänzungen derart anreichterte, dass es nicht wunder nimmt, dass die Entwicklung dieses biographischen Genres und seiner Verfahren ihren vorläufigen Schluss- und Höhepunkt nicht auf Seiten der faktualen, sondern der fiktionalen Literatur findet: in Thomas Manns Roman *Lotte in Weimar*, für den sein Verfasser sich verbürgte, „dass Goethe alles, was er bei mir denkt und sagt, ganz gut wirklich hätte denken und sagen können“. Wahrscheinlichkeit ist also der Maßstab dieser Literatur, und genau nach den Maßgaben dieser Kategorie ordnet auch Fest sein Material, wenn die Faktenlage ungewiss wird: „Um die Darstellung nicht mit einem ausufernden Anmerkungsapparat zu belasten, wird hier jeweils der Version gefolgt, die von dem oder den glaubwürdigsten Zeugen stammt oder der Wahrscheinlichkeit am nächsten kommt“ (200). Geschichte nur nach den Anforderungen der Wissenschaft betreiben zu wollen, ist, wie der andere große Untergangshistoriker, Oswald Spengler, befand, eben immer etwas Widerspruchsvolles: „Natur soll man wissenschaftlich behandeln, über Geschichte soll man dichten“. Oder zumindest erzählen.

Der „Bonker“

Wie heikel solches Erzählen ist, davon zeugt die Rezeptionsgeschichte von Fests Buch und mehr noch seiner Verfilmung. Was im populären Sachbuch funktioniert, bewegt sich im Film schon an der Schwelle zur unfreiwilligen Parodie. Wenn die Einbildungskraft des Lesers, an die Fests Text immer wieder appelliert, ersetzt wird durch den pathetischen Ernst mimetischer Schauspielkunst, ist popkulturelle Korrekturarbeit vonnöten. Sie ließ nicht lange auf sich warten. Dank YouTube verbreitete sich der Videoclip, der Walter Moers' drittem Adolf-Comic *Der Bonker* auf DVD beigelegt war, schleunigst über das Internet. Ich hock in meinem Bonker zeigt die Hitler-Comic-Figur in der Badewanne (mit Enten), auf der Toilette, vor dem Spiegel und in treuer Begleitung von Blondi. Die Überbietung des sachliterarischen Vergegenwärtigungsbedürfnis-

ses, auf die Eichingers und Hirschbiegels Verfilmung von Fests Untergang setzt, ließ nur eine weitere Steigerung zu: „ADOLF in Bild und Ton, mit Musik, Chantré und Blondi – so lebendig war der Führer noch nie!“

März 2007

Joachim Fest: Der Untergang. Hitler und das Ende des Dritten Reiches. Eine historische Skizze. Berlin: Alexander Fest Verlag, 2002, 208 S., 17,90 €; bzw. als rororo-Tb., 8,90 €.

Ich hock in meinem Bonker von Walter Moers und Thomas Pigor findet sich auf www.youtube.com und auf video.google.de oder gegen Bezahlung im iTunes Store.

3.8 Franz Fühmann | Die dampfenden Häse der Pferde im Turm von Babel (Andy Hahnemann)

Es gibt Bücher aus der ehemaligen DDR, die es gar nicht gegeben haben dürfte, wenn es die DDR wirklich einmal gegeben hätte. Bücher, die den Geist der Nonsens-Poesie atmen und die realsozialistischen Errungenschaften abfeiern als das, was sie waren: nämlich absurde Sprachspiele. Ein Wort mit fünf U? Klumpfußdurchblutung. Ein Wort mit sieben U? Ist doch klar! Kulturbundschulungsunlust. Und was hätte wohl der selige „Johannes Er Becher“ dazu gesagt, SO geschrieben zu werden? Vielleicht hätte er ihn vadohmelt, den Fühmann und zwar ziemlich brasch.

Regenwetter – regelrecht ekelerregend!

„Die dampfenden Häse der Pferde im Turm zu Babel“ ist ein Kinderbuchklassiker von 1978 und damit ein Buch, das nicht mehr von Kindern, sondern nur noch von Erwachsenen gelesen wird, die denken, dass Kinder so etwas lesen sollten und womöglich auch noch Spaß dabei hätten, was vermutlich Unsinn ist. Der Aufbau der Rahmenhandlung erinnert an andere Klassiker der erzählenden Literatur wie das „Decamerone“ oder Xavier de Maistres „Reise um mein Zimmer“: Vier Kinder treffen sich zum Spielen, es ist Regenwetter, es gibt keinen Fernseher (und wenn es einen gegeben hätte, das Programm!) und

die Erwachsenen bleiben unter sich. Zurückgeworfen auf sich selbst und ihre Sprache, machen die Kinder eine Entdeckung nach der anderen. „Regenwetter – regelrecht ekelerregend, sagte Emmanuel, und damit fing’s an“. Die vier Kinder machen eine Reise ins Innere der Sprache und finden ihre Gesetze, die Poesie und eben allerlei phantastischen Wortmüll. Unterstützt werden sie dabei von dem Sprachgeist Küslübürtün, Arthur ‚Atze‘ Schopenhauer und Christian Morgenstern, die ab und an vorbeischaun, um professionelle Hilfestellung zu leisten, d. h. Geschichten zu erzählen, Sprachspiele zu erfinden oder ein wenig linguistisch fachzusimpeln.

Heraus kommt ein wildes Konglomerat von Textsorten: sprachphilosophische Exzerpte aus der MEW, von Herder oder Humboldt, stehen neben Gedichten von Rückert, Rätseln und einer kleinen fingierten Science-Fiction-Story – der ruchlose Aggressor vom schwarzen Weltraumloch, in 258. Fortsetzung. Zusammengehalten wird das alles durch ein Gespräch der Kinder und ihren engagierten Versuchen, durch die Austreibung des alltäglichen Stumpfsinns dem Sprachwitz näher zu kommen (und natürlich durch die hervorragenden Illustrationen von Egberth Herfurth). Der Leser wird beizeiten herzlich eingeladen mitzurätseln: „Mein Erstes ist nicht wenig/Mein Zweites nicht zu schwer/Mein Ganzes läßt dich hoffen/doch hoffe nicht zu sehr.“ (Kommen Sie vielleicht nicht drauf? Die Antwort des Silbenrätsels finden Sie auf Seite 348.)

Sachbuch der Sprachspiele

Dass solch ein Buch drei Titel braucht, leuchtet ein: Es ist ein „Spielbuch in Sachen Sprache“, ein „Sprachbuch voll Spielsachen“ und ein „Sachbuch der Sprachspiele“. Letzteres sollte betont werden: es dürfte wohl kaum ein Buch über die Sprache geben, das unterhaltsamer zu lesen wäre, gleichzeitig so spielerisch wie reflektiert ist. Den Kindern (und den erwachsenen Lesern) werden allerhand nützliche Fachbegriffe angeboten: was eine agglutinierende Sprache ist, wird man nach der Lektüre des Buches nie wieder vergessen, auch Worte wie Hexameter, Ironie, Vokalharmonie werden angelegentlich erklärt, wenn auch jede offensichtliche Systematik vermieden wird. Öfter allerdings werden linguistische Probleme im Kindersprech verhandelt: Der Unterschied zwischen „ichigen“ und „pferdigen“ Worten ist der Linguistik wohlbekannt, wird aber statt benannt, an der Geschichte von Odysseus und Polyphem veranschaulicht.

Dass die Aspekte der Textsemantik dann an Begriffen wie „ficken“, „Votze“ und „bumsen“ erörtert werden, ist schon ein starkes Stück; manchem Pädagogen dürfte da – wie den jungen ProtagonistInnen auch – der Kiefer sperren.

Happy-Aua

Wichtiger aber als all die gelehrten Überlegungen und Fachtermini ist Fühmann dies: es geht darum, die Lust an der Sprachfindung zu demonstrieren. Die Begeisterung der Kinder über jedes neu gewonnene Wort, über jede dem Unsinn abgerungene Bedeutung ist der eigentliche Inhalt des Buches. Es geht um die Inszenierung eines spielerischen, auch immer erotischen Verhältnisses zur Sprache: „Caroline aber wusste einen Drei-u-er, nämlich: „Purpurglut“, und dies Wort war so schön, dass sie vor Stolz selbst purpurn glühte. Aber auch den anderen gefiel es.“ Das Verhältnis zur Sprache, das die Kinder entwickeln, ist keins der regelhaften Unterwerfung und des Unterworfenwerdens, sondern ein zwangloses, das sich im uranfänglichen „Alles geht“ begründet und sich nicht von Verboten, sondern geheimen Anziehungen und poetischen Entsprechungen leiten lässt. Eine Utopie? Sicher.

Aber genau hier liegt auch der Unterschied etwa zu der sprachkritischen Angestelltenprosa eines Bastian Sick. Die Autorität seiner „Happy-Aua“-Glossen ergibt sich stets aus der bedingungslosen Unterwerfung unter das Gesetz der Sprache und dem gnadenlosen Bashing aller Fehl- und Übertritte. Das mag für manche brüllend komisch sein, wirkt aber im Vergleich zu Fühmanns poetisch dampfenden Hälsen eher wie ein verquälter Sadomasochismus, der an die Stelle des Sprachspiels den Sklavenvertrag setzt. Versöhnend könnte man vielleicht sagen: Der Fühmann ist dem Sick seine bessere Hälfte.

In diesem Fall halten wir's also mit der ollen DDR, die es nicht gegeben hat, weil dort Sätze wie dieser geschrieben worden sind: „Die fortschrittliche Pionierin Annegret aber lief indes zur Schule im Hemd, die geheimnisvolle Schrift eingenäht im Herzen, Vertrauen zum Kollektiv auf der Stulle, Harzer Käse um den Hals, eine Kette aus Mondgestein durch die Nase, tief die würzige Luft atmend.“

November 2007

Franz Fühmann: Die dampfenden Häse der Pferde im Turm von Babel. Ein Sprachspielbuch mit Bildern von Egberth Herfurth, Hinstorff: Rostock 2005, 359 S., 19,90 Euro.

3.9 Heinrich Harrer | Sieben Jahre in Tibet (Michael Schikowski)

Meine Ausgabe von Harrers Weltbestseller "Sieben Jahre in Tibet" stammt von 1952. Es ist die Erstausgabe, die der Vorbesitzer mit einigen zurückhaltenden Unterstreichungen versehen hat. Das Buch ist zweifellos alt, der Umschlag beschädigt und eingerissen. Ist es auch veraltet? Nein, das sicher nicht. Inzwischen ist im Jahr 2006, dem Jahr, in dem Heinrich Harrer verstarb, die 28. Auflage bei Ullstein erschienen. Gegenüber der Erstaufgabe sind lediglich drei Kapitel, Vierzehn Jahre danach, Der Freiheitskampf der Tibeter und Ausklang sowie ein Namen- und Sachregister hinzugekommen. Offensichtliche kleine Irrtümer Harrers wurden auch in dieser Auflage nicht berichtigt, Druckfehler allerdings korrigiert.

Heinrich Harrer beginnt seinen Bericht unvermittelt mit seiner Internierung in das englische Lager Dehra-Dun in Indien. Das liest sich gleich zu Anfang, als hätte ihm ein Lektor die Vorgeschichte weggestrichen. 1939 ist er zusammen mit Peter Aufschnaiter, Hans Lobenhoffer und Ludwig Chiken Teilnehmer der Nanga-Parbat-Expedition in Indien. Nach dem erfolgreichen Abschluss dieser von der Deutschen Himalaja-Stiftung organisierten Expedition, brach der zweite Weltkrieg aus. Bei Harrer gibt es dazu schon auf der ersten Seite seines Berichts das aufschlussreiche Detail, dass der zweite Weltkrieg damit begann, dass "England nun tatsächlich Deutschland den Krieg" (S. 9) erklärte! Der Überfall Deutschlands auf Polen, der den Kriegseintritt durch frühere Garantien Englands auslöste, bleibt bei Harrer auch später unerwähnt und gar der 3. September 1939 ausdrücklich als "Tag des Kriegsausbruchs" genannt (S. 127).

Zusammen mit Peter Aufschnaiter erreicht Harrer nach fast zwei Jahren und über 2000 Kilometern unter entbehrungsreichen und schwierigsten Bedingungen die Hauptstadt Tibets, die für Ausländer verbotene Stadt Lhasa. Dort findet

Harrer später eine Anstellung als Lehrer des jungen Dalai Lama. Mit der Besetzung Tibets durch China und der Flucht Harrers nach Indien endet der Bericht.

Ein schnörkelloser Abenteuerbericht

Wenn man dieses Buch heute liest, stellt man unverhofft fest, dass die Lektüre doppelt lohnt. Zunächst ist Harrers Abenteuerbericht aus Tibet ein Buch, wie es in solchen Fällen sein soll: ganz schnörkellos, sehr sachlich und mit der Überlegenheit des staunenden Europäers geschrieben. Ein wenig wie Mark Twains Yankee an König Artus' Hof, woran man mehr oder weniger Gefallen finden mag. Was in diesen Berichten an Tiefenschärfe der Beschreibungen gelegentlich fehlen mag, wird durch die Fülle der Ereignisse aufgewogen. So liest man unaufhaltsam weiter und weiter.

Auf der zweiten Ebene aber, und das ist der springende Punkt, offenbart sich dieses Buch an vielen Details der Beschreibung von Menschen und Kultur als typisches Produkt seiner Zeit. Die Zustimmung, die sich der Autor vor über fünfzig Jahren erscrieb, kann man auf vielen Seiten dieses Buches mitlesen. Und auch heute wird man das Bewusstsein nicht los, hier ein Sachbuch vor sich zu haben, dessen Nimbus des unbestrittenen Klassikers auf jeder Seite präsent ist.

Tibets Theokratie

Die Kriegs- und Heimkehrer-Generation in Deutschland und Österreich konnte sich im tibetanischen Abenteuer dieses erfolgreichen Bergsteigers und sich unpolitisch gebenden Geographen, der als Beobachter in seinen Urteilen so zeitgemäß blieb, gut wiedererkennen. Dazu zählt zunächst, dass Harrer ohne eigene Schuld auf der Flucht ist. Er ist auf der Flucht vor den Alliierten, die mit seinem Heimatland, dem Deutschen Reich, im Krieg stehen. Wie für viele in den Resten dieses Großdeutschland von 1952 blieb auch für Harrer im Grunde die Zeit stehen. Entgegen Harrers gelegentlichen Beteuerungen politischer Abstinenz, finden sich einige Kernbegriffe der nationalsozialistischen Ideologie und Propaganda: ("Opfertum", S. 72, "Vorsehung", S. 79, von "Khampas ver-seuchte Gegend", S. 89, "Überbevölkerung", S. 160). Entscheidender ist, dass Harrer an der Diktatur der Mönche Tibets nichts erkennt, was es aus seiner Sicht zu tadeln gäbe. "Wieder einmal konnten wir eine Organisation bewun-

dern, die man in diesem riesigen, unwegsamen Land nicht erwartet hätte." (S. 98) Mit welchen Voraussetzungen diese Organisation verbunden ist, erläutert Harrer nicht. Bewunderndes Erstaunen ist Harrers gleichbleibende Reaktion auf die Theokratie Tibets: "Die Macht der Hierarchie war doch unbegrenzt." (S. 125) Dem "Orden der Tsedrungs" (144) widmet er ein eigenes Kapitel. Neben steten Hinweisen auf die streng nach Rängen gegliederte Gesellschaft Tibets (S. 153) verweist er auch auf die soziale Durchlässigkeit dieser Gesellschaft; so gibt es bei einem Ritus bei Regenmangel "keinen Standesunterschied mehr" (S. 157) und "es ist immerhin möglich, dass auch ein Mann aus dem Volke – weder Adelige noch Lebender Buddha" – den höchsten Rang im Staat erreichen kann (S. 203). Auch dies einer der populär gewordenen Vorzüge der nationalsozialistischen Diktatur.

Die Abschottung nach außen und Unterdrückung der Individualität deutet Harrer als Erhaltungsmaßnahme um: "Die Regierung versucht auch, durch gewisse Vorschriften dem Eindringen fremder Moden entgegenzuwirken. Nicht als Eingriff in die persönliche Freiheit des einzelnen, sondern zur Erhaltung der alten, wunderschönen Tracht." (S. 116) Zu Konsumartikeln: "Man bekommt in Lhasa zwar jede Zigarettensorte der Welt zu kaufen, aber in Ämtern, auf der Straße, bei Zeremonien ist das Rauchen streng verboten, und wenn die Mönche zu Neujahr das Regiment führen, ist sogar der Verkauf von Zigaretten unterbunden." (S. 141) Alles Maßnahmen, die im Falle Harrers ohne Wirkung blieben – auf dem Schutzumschlag der Erstausgabe ist er mit Zigarette abgebildet. "Es gibt keine Polizei in unserem Sinn", heißt es an anderer Stelle, "doch werden Übeltäter immer öffentlich bestraft. Die Strafen sind ziemlich drastisch, aber in ihrer Art das einzig Richtige bei der Mentalität der Bevölkerung." (S. 65) Welcher Art diese Mentalität sei, verrät Harrer an dieser Stelle nicht. Einer Kindsmörderin, zu hundert Peitschenhieben bestraft, wurde die Strafe durch Geldgeschenke und Bitten "der Leute" vermindert, die Harrer, dessen Wertesystem darin ganz und gar nationalsozialistisch geprägt ist, "persönlich eher zu schwach erschien". (S. 66) "Aber wie überall treibt das Bettlerunwesen seine Auswüchse. Als ich meinen Damm baute, unternahm die Regierung den Versuch, die Gesunden unter diesen Herumlungernden zur Arbeit heranzuziehen. Siebenhundert Arbeitsfähige unter den mehr als tausend Bettlern Lhasas wurden zusammengetrieben und gegen Essen und Lohn beim Bau

eingesetzt. (...) Nicht Arbeitsmangel und Not zwingt diese Menschen zum Betteln, meist auch nicht körperliche Gebrechen, sondern pure Faulheit." (S. 214) Neben den sprachlichen Mängeln Harrers tritt hier nun mehr als deutlich ein Charakterzug hervor, der mit Unbarmherzigkeit vielleicht richtig beschrieben ist.

Ein anderes Deutschland

Im Bereich des Religionsvergleichs taucht immer wieder der Katholizismus auf (S. 60), darin jedoch sehr distanziert, so als seien die antikatholischen Affekte der nationalsozialistischen Ideologie bei Harrer noch lebendig: "Lhasa ist für den Tibeter dasselbe wie für den gläubigen Katholiken Rom." (S. 103, vgl. auch S. 133 und S. 213 f.) Ohne jeden sittlichen Kommentar, den man im sogenannten Mief der 50er erwarten könnte, bleiben auch seine Erläuterungen zur "Vielmännerei" und "Vielweiberei" (S. 80, vgl. auch S. 160 zu verworrenen Familienverhältnissen), dagegen meint er an anderer Stelle bedauernd: "Leider ist Homosexualität eine häufige Erscheinung." (S. 178) Es gibt neben der Bettelei, nur eine Erscheinung dieser Theokratie, die Heinrich Harrer kritisiert, das ist ihr mangelhaftes Interesse an technischem Fortschritt. (S. 135, S. 162). Den Zusammenhang zum politischen System Tibets stellt in beiden Fällen nicht her.

So mag den Lesern dieses Tibet auch wie ein anderes Deutschland erschienen sein, das, wie Harrer von Tibet sagt, "seine große Zeit schon hinter sich hat" (S. 135), in der aber noch "die gesunde Kraft des Volkes" (S. 196) spürbar ist und in dem man sich "von Kriegeruhm und Macht immer mehr und mehr der Religion" (S. 135) zuwendet. Das Buch endet mit einer für die Zeitgenossen des Kalten Krieges hoch aktuellen Bedrohung. Tibet wird durch die "Rotchinesen" besetzt. Von der Rücknahme der nationalsozialistischen Säkularisierung in der Adenauerzeit merkt man begrifflicherweise bei Heinrich Harrer, der Lhasa erst 1950 verließ, nichts. Auch gibt es nur wenige Anspielungen, die der humanistischen Bildungswelt entstammen. So sticht die Bezeichnung "Cicerone" (S. 203) für einen Fremdenführer besonders heraus. Stattdessen bietet er konventionelle Hinweise auf "die ewige Hetzjagd" (125) der westlichen Welt und über Tibet räsoniert er: "hier hetzt noch keine Zivilisation den Menschen von früh bis spät" (S. 214). Mit Verallgemeinerungen ("wie alle Soldaten der Welt" S. 128)

erspart er sich eigene Beobachtungen oder Nachforschungen. In den salbungsvollen Schlussworten der ersten Auflage heißt es dann: "Es ist mein großer Wunsch, mit diesem Buch ein wenig Sympathie und Verständnis zu wecken für ein Volk, dessen Wille, in Freiheit und Frieden leben zu dürfen, in der Welt bisher so wenig Beachtung gefunden hat." (S. 264) Wenn man das Buch von den Begriffen dieses letzten Satzes her liest, stellt man fest, dass in ihm buchstäblich an keiner einzigen Stelle von Verständnis, Freiheit und Frieden die Rede war.

Man muss sich auch nach der Lektüre des Buches immer wieder in Erinnerung rufen, dass Heinrich Harrer seine Flucht nach Lhasa zusammen mit einem Partner, einem Kollegen, einem Freund vollbracht hat, mit Peter Aufschnaiter. Von diesem, den er immer nur Aufschnaiter, niemals Peter nennt, erfährt man allerdings nur an vereinzelt Stellen. Diesem Eindruck mag widersprechen, dass es im Buch ein Bild von Peter Aufschnaiter gibt, das Harrer mit dem Satz "Mein Freund Peter Aufschnaiter bei Vermessungsarbeiten" (S. 124/125) untertitelt, allein, das Gesicht von Aufschnaiter befindet sich vollständig vom Vermessungsgerät verdeckt. Er tritt so selten in Erscheinung, dass es schwer fallen würde, das Verhältnis dieser beiden Männer zu beschreiben. Dass es immer Harrer ist, der zum Leser spricht, denn wörtliche Rede gibt es in diesem Buch an keiner Stelle, verschärft diesen Eindruck noch weiter. Auch von seinen eigenen schriftlichen Aufzeichnungen macht Harrer nur ein einziges Mal direkt Gebrauch. (S. 93) Die Tagebuchstelle, die er angibt, wird allerdings mehr aus sentimental als inhaltlichen Gründen zitiert, denn es ist Silvester 1945. Eine von Harrer selbst ausgerichtete "Weihnachtsparty" in Lhasa, bietet ihm die Gelegenheit, über Gefühle, die er als "weich" beschreibt, zu berichten: "Eisern hatte ich bisher alle weichen Gefühle beherrscht, aber jetzt kamen mir fast die Tränen in die Augen." (S. 173)

Nachrichten aus der Heimat

An vielen Stellen dieses Buches ist das, was es nicht berichtet oder durch Streichungen des Lektors wegfiel, fast bedeutsamer als das, was es berichtet. Heinrich Harrer erspart seinen Lesern bis heute, was die von ihm damals verschlungenen englischen illustrierten Zeitungen mit Sicherheit gezeigt haben, nämlich die Bilder aus deutschen KZ. Er spricht dagegen an dieser Stelle lediglich von

“entmutigenden Neuigkeiten” (S. 75) und an anderer Stelle: “Mit Begeisterung stürzten wir uns auf einen Berg von Zeitungen. Von den Neuigkeiten, die wir da erfuhren, waren wir allerdings weniger begeistert. In der ganzen Welt brodelte es, unsere Heimat durchlebte schwere Zeiten, und dann gab es Bilder von deutschen Kriegsgefangenen bei Zwangsarbeit in England und Frankreich ...” (S. 107) “Europa mit seinen Wirren lag so ferne. Oft schüttelten wir den Kopf, wenn wir beim Radio saßen und Nachrichten hörten. Sie ermutigten nicht zur Heimkehr ...” (S. 146) Harrer vermeidet es von Österreich als dem neuen demokratischen Staat nach 1945 zu sprechen, er spricht lieber unverbindlich von Europa, als sei für ihn der “Anschluss” Österreichs an Deutschland noch lebendig. Was sind das für Nachrichten, die nicht zur Heimkehr ermutigten? Welche Nachrichten über Deutschland gingen denn nach 1945 um die Welt? Es sind Nachrichten über das wahre Gesicht des Dritten Reiches, über die Nürnberger Prozesse und über Auschwitz. Dann sind es Nachrichten über ein besetztes, hungerndes und zerstörtes Deutschland. Schließlich Nachrichten über ein geteiltes, westliches und östliches, ein demokratisches und sozialistisches Deutschland. Man hätte sich hier auch zur Rückkehr aufgerufen fühlen können. Harrer nicht. In diesem Deutschland und in einem Österreich mit Westbindung, ist für Harrer kein Platz. Denn es sind andere “Träume des Lebens” (S. 9) mit denen seine Jugend begann.

Hier ist Gelegenheit ein wichtiges Stilmittel Harrers, die Kennzeichnung einer Auslassung durch drei Punkte, hervorzuheben. Vielleicht wusste der Vorbesitzer meiner Erstausgabe sofort, was das für Träume waren, die Harrer hier schon im ersten Satz des Buches in drei Punkten unausgeführt lässt. Vielleicht wusste er auch sofort die erste Seite des Buches richtig zu deuten, in der der Kriegbeginn wie eine Nagelprobe unter Gesinnungsgenossen wirkt, denen offensichtlichere Mittel nicht mehr erlaubt sind.

Tibet ruft

Das Thema Tibet war für die deutsche Öffentlichkeit keine Neuentdeckung. Ganz im Gegenteil. Heinrich Harrer konnte mit einer interessierten und vorinformierten Lesergemeinde rechnen. Ernst Schäfer veröffentlichte 1937 Unbekanntes Tibet, 1938 Dach der Erde, 1942 Tibet ruft und 1943 Geheimes Tibet. Ernst Grob, Ludwig Schmaderer und Herbert Paidar veröffentlichten 1938 den

Titel Drei im Himalaja und 1940 Zwischen Kantsch und Tibet. 1938/39 startete eine Tibet-Expedition unter der Leitung von Ernst Schäfer. Dessen Dokumentation dieser Reise wurde 1942 unter dem Titel Geheimes Tibet gezeigt. Im Fahrwasser dieser Bücher, die auch nach 1945 vielfach nachgedruckt wurden, ist Harrers Erfolg weniger verwunderlich.

Die Zeit Harrers in Tibet und der verbotenen Stadt Lhasa ist, nach der Ersteigung der Eiger Nordwand und die Erkundung der Diamir-Flanke im Himalaya, sein dritter großer Erfolg. Im Bewusstsein dieser neuen Leistung, eines Husarenstücks, wie man vielleicht damals gesagt hätte, gibt es für ihn kaum einen Grund, über seine Entwicklung selbstkritisch zu reflektieren. Er entsprach damit nicht nur seinen eigenen Erwartungen, sondern auch den seiner Leser. Er beginnt und endet seine Reise als immer derselbe Heinrich Harrer ohne je irgendetwas hinzugelernt zu haben. An keiner Stelle seines Berichts zeigt er die Größe, die es braucht, Irrtümer, Missgeschicke oder Zweifel einzugestehen. Er hat immer alles richtig gemacht. Er ist immer er selbst. Auch Tibet bestärkte ihn nur darin, sich vor allen Anfechtungen zu bewahren. Nur formuliert er es so, als sei dies vorher anders gewesen: "Aber ich habe in diesem Land gelernt, die Ereignisse der Welt mit Ruhe zu betrachten und mich nicht von ihnen in Zweifel stürzen und hin- und herwerfen zu lassen." (S. 58)

Hinter Stacheldraht

Die glänzende Karriere Harrers war mit dem Aufstieg des Dritten Reiches eng verbunden und in Tibet fand Harrer offensichtlich das Land, das ihm mehrere Möglichkeiten zugleich bot:

Er musste sich in Lhasa nicht mit dem wahren Gesicht des Nationalsozialismus und dem Untergang des Dritten Reiches beschäftigen. Ausgerechnet nach "Rommel" (S. 109) will er in Lhasa gefragt worden sein. Andere Namen aus Deutschland werden von ihm nicht genannt.

Es gelingt ihm, seine Karriere, die ihn schon einmal bis zum "Führer" Adolf Hitler, brachte, mit einem "Leben am Hofe des Dalai Lama" fortzusetzen, wie es im Untertitel des Buches verheißungsvoll heißt.

Die Strapazen und Leiden der Flucht durch Tibet ermöglichen es ihm, sich von aller Schuld, wenn es sie denn gab und wenn sie ihn denn belastet hätte, zu exkulpieren. Diese Strapazen werden umgekehrt motiviert durch die stete Erinnerung daran, dass er auf der Flucht ist. Periodisch kehren im Buch die Erinnerungen des Lesers daran wieder, dass Harrer bei seiner Rückkehr nach Indien oder der Abschiebung durch Tibet das Lager drohe (S. 62, S. 104, S. 120, S. 145). Gerade diese von ihm so häufig wiederholte Motivierung der enormen Strapazen und Anstrengungen wird von ihm nun in der Neuausgabe "vorweg" (sic!) widerrufen: "Eines möchte ich vorweg klarstellen: Die Briten behandelten uns nach den Vorgaben der Genfer Konvention. Hinter Stacheldraht zu sitzen war in keiner Weise etwas Unerträgliches." (S. 436 der NA) Zu Anfang seiner Flucht war sein Ziel zunächst die "japanische[n] Linien" (S. 62), die Einfluss-sphäre Japans, des Verbündeten des Großdeutschen Reichs zu erreichen.

Die Finanzierung seiner zweijährigen Reise durch Tibet lässt Heinrich Harrer nahezu ganz im Dunkeln. Später heißt es dann: "Das Geld liegt in Lhasa wirklich auf der Straße!" (S. 174). Nur am Rande erwähnt Harrer, dass er auf der Reise nach Lhasa Geld verlieh und zwar "gegen die übliche 33prozentige Verzinsung". Aber das wird wie so vieles, was da "üblich" ist, nicht weiter kommentiert und im übrigen ist er hier das Opfer: "Später sollte ich das bereuen, denn die Rückgabe verzögerte sich, und das hätte beinahe unsere heimliche Abreise verhindert." (S. 65) Wie die Bedingungen der Finanzierung, bleiben auch die Verbindungen aus Tibet heraus im Dunkeln. Irgendwo im Buch ist nebulös von einem Kontaktmann die Rede (S. 117). Harrers Beziehungen zu den Tibetern spiegeln sich insgesamt am besten darin, wie er den Dalai Lama beschreibt: "Seine Haut war viel heller als die des Durchschnittstibeters, und noch um einige Schattierungen lichter als die des Lhasa-Aristokratie. Seine sprechenden, kaum geschlitzten Augen zogen gleich in ihren Bann; sie sprühten vor Leben und hatten nichts von dem lauernden Blick vieler Mongolen." (S. 233) Von dieser Beschreibung her ist diese Reise durch Tibet bis nach Lhasa, die Reise eines Kämpfers, der durch sein Gastland wie durch Feindesland zieht, der sich mit einer Mischung aus Klugheit, Unverschämtheit und Verachtung für die Tibeter auf dem Land und in der mittleren Bürokratie durchsetzt und es schließlich erreicht, von der politischen Elite des Landes wahrgenommen und anerkannt zu werden. Von diesem Ende her betrachtet, ist seine Strategie, nach

seinesgleichen mit stets hellerer Haut zu suchen, erfolgreich und rechtfertigt alles.

Tourist, Sportlehrer und Hoffotograph

Im Unterschied zu seinen schreibenden Vorläufern und Nachfolgern ist es Heinrich Harrer gelungen, sich fast unwidersprochen als Forscher und Berater des Dalai Lama zu vermarkten. Lhasa wird schon früh in seinem Bericht als "das verlockendste Ziel für jeden Forscher" (S. 76) bezeichnet. Gerade von dem "Forscher" Harrer erfährt man allerdings wenig in diesem Buch. Häufiger gibt es Hinweise darauf, dass etwas von Interesse sein könnte, aber leider "jede Spur [...] verwischt" (S. 213) sei und der "Plan scheiterte" (S. 216). "Ich war wohl der erste Europäer, der im Potala und im Sommergarten des Gottkönigs wohnen durfte." (S. 195) Mehr als den Forscher findet man in Harrer den Touristen, der sich daheim etwas darauf zugute hält, dass er der erste oder der von ganz wenigen gewesen sei, der einer Zeremonie beiwohnen durfte, die "wohl noch kein Andersgläubiger gesehen hat" (S. 206, s.a. S. 232)

Wenn man genauer nachliest, entdeckt man in Harrer weniger der Forscher als den "ehemaligen Sportlehrer" (S. 205), der den beschäftigungslosen Adligen Lhasas Unterricht in Schwimmen (S. 159), Tennis (S. 174) und Eislaufen (S. 210) erteilt. Ein Sportfest der Tibeter schildert er zunächst nach den mitteleuropäischen Maßstäben (S. 138).

Der "Berater" des Dalai Lama beginnt als privilegierter Hoffotograf (S. 211) und erteilt ihm später Unterricht. Auch hier sind die Informationen nur spärlich, aber immerhin wird deutlich, dass Harrer den jungen Dalai Lama unterrichtete. Als Berater des Dalai Lama kann Harrer im Sinne einer nur sehr weiten Auslegung des Begriffs angesehen werden. Es gibt in seinem Buch keinerlei Hinweise darauf, dass er den Dalai Lama in irgendeiner Sache zu etwas geraten habe. Die Erläuterungen Harrers zur außenpolitischen Lage Tibets sind oberflächlich. (S. 200f.) Auch am Ende des Buches erläutert er die politische Lage kaum über das Notwendige hinaus. (S. 250f.)

Bei seiner Vortragstour mit vielen Bildern war Harrer 1952 auch in Köln. Die Kölnische Rundschau titelte den Bericht über ihn im Duktus des Wir-sind-wieder-wer "Ein Deutscher Berater des Dalai Lama" und verschweigt, dass

Harrer Österreicher ist. In Köln begegnete ihm auch der Vorbesitzer meines Exemplars von *Sieben Jahre in Tibet* und erhielt so eine Signatur Harrers mit tibetanischem Schriftzeichen.

Januar 2007

Heinrich Harrer: Sieben Jahre in Tibet. Mein Leben am Hofe des Dalai Lama, Berlin: Ullstein Verlag, 2006, 28. Auflage, 447 Seiten, 18,95 Euro.

3.10 Douglas R. Hofstadter | Goedel, Escher Bach (Martina Gröschl)

Wien, 1931. Der gerade einmal 25-jährige Mathematiker Kurt Gödel veröffentlichte in den Monatsheften für Mathematik und Physik eine Arbeit, die als die am häufigsten zitierte Arbeit zur Mathematischen Logik des 20. Jahrhunderts in die Geschichte eingehen soll: Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandter Systeme I.

Aus ihr geht hervor, dass sich formale Systeme, sofern sie ein gewisses Maß an Komplexität erreichen, nicht vollständig und widerspruchsfrei aus ihren Axiomen aufbauen lassen. So oder so ähnlich – denn damals wie heute gibt es außerhalb der Fach-Community wenige, die diese Arbeit tatsächlich gelesen geschweige denn verstanden haben. Selbst die Community brauchte eine Zeit, um ihre Konsequenz zu begreifen: dass absolute Sicherheit in der Mathematik wohl für immer verloren war.

Aus innermathematischer Sicht waren Gödels Ergebnisse revolutionär und etwas womit die Mathematiker und Mathematikerinnen lernen mussten umzugehen. Aber auch philosophisch waren und sind sie vielseitig einsetzbar: Sie können als Beweis für den Triumph des menschlichen Geistes ebenso herhalten, wie für sein Scheitern. Endgültig zu einem außermathematischen Problem wurden sie jedoch mit der Entwicklung der Rechenmaschinen. Denn sie führten direkt zu einer entscheidenden Frage: Ist es möglich, Maschinen zu konstruieren, die so intelligent sind wie der Mensch?

All dies wäre noch kein Garant dafür gewesen, dass der Name Gödel in die Welt der Außerwissenschaft entwischt. Doch vor dreißig Jahre geschah zweierlei: Computerbildschirme begannen in den Schlafzimmern – vorwiegend männlicher – Jugendlicher zu flackern und sich inflationär auszubreiten. Und Douglas G. Hofstadter veröffentlichte sein Buch Gödel, Escher, Bach.

Kaum jemand hat das Buch zu Ende gelesen

Bestseller, Kultbuch, Pulitzer-Preis – der Rest ist Geschichte. Eine Geschichte, die wohl nicht nur die sonst wenig mit Interesse verwöhnte Mathematik-Community überraschte.

Warum dieser Erfolg, kann man sich fragen? Mit 800 Seiten plus hat das Buch dostojewskische Dimensionen; wobei einmal lesen für die wenigsten ausreichen wird, die schwierige Thematik, vor allem rund um Gödels Ergebnisse, zu verstehen. Darüber hinaus macht es größte Probleme herauszufinden, worum es bei GEB – wie Gödel, Escher, Bach liebevoll von seinen Fans genannt wird – insgesamt überhaupt gehen soll. Über Hofstadters Detailverliebtheit verliert sich leicht der Überblick und die Klarheit der Darstellung lässt ebenso zu wünschen übrig.

Das lässt nichts Gutes für die Rezeption ahnen: Böse Zungen behaupten, Gödel, Escher, Bach hätte dasselbe Schicksal erleiden müssen, wie Stephen W. Hawkings späterer Bestseller Eine kurze Geschichte der Zeit: dass kaum jemand das Buch je zu Ende gelesen hat. Eine kleine Umfrage im Bekanntenkreis bestätigt diesen Verdacht – obwohl die Befragten dem Werk wohlwollend bis begeistert gegenüberstanden und keineswegs zur damals ebenfalls existierenden Gruppe jener gehörten, die der Computer-Euphorie mit skeptischer Befremdung gegenüber standen und nicht nachvollziehen konnten, warum sich die Forschung zur Künstlichen Intelligenz gerade den Menschen als Vorbild nimmt.

Eine Botschaft in der Wüste

Die Frage des Verständnisproblems ist keine subjektive. Auch Hofstadter fühlte sich und sein Werk unverstanden. Im Vorwort zur Ausgabe zum 20-jährigen Jubiläum kritisiert er die zahlreichen Verkennungen und schreibt: „Manchmal

habe ich das Empfinden, ich hätte in der Wüste eine Botschaft von eminenter Bedeutung verkündet und niemand hätte mich gehört.“ Nun ist es einmal so, dass ein Buch nicht mehr dem Autor gehört, sobald er es in den Markt entlassen hat. Und will man hart sein, kann man entgegenen: „Dann hätten Sie sich besser klarer ausgedrückt.“ In jedem Fall kann sich ob des Erfolgs von Gödel, Escher, Bach das Mitleid in Grenzen halten. Und Hofstadter nutzte die Gelegenheit des 20-jährigen Jubiläums für eine Präzision seines Anliegens: „GEB ist der sehr persönliche Versuch zu erklären, wie beseelte Wesen aus unbeseelter Materie entstehen können.“ Außerdem wesentlich zu wissen: Es geht in Gödel, Escher, Bach nicht um Gödel, Escher oder Bach und Gödels Ergebnisse sind zwar wichtig, dienen aber nur als Modell.

Der Beginn eines neuen Zeitalters

Trotz der prinzipiellen Erschwernisse, das Buch erstens überhaupt einmal zu lesen, zweitens zu verstehen und drittens in seinem Kern zu erfassen, scheint klar, was den Erfolg von Gödel, Escher, Bach zum Zeitpunkt seines Erscheinens ausmachte. Es war der Beginn eines neuen Zeitalters und zahlreiche verheißungsvolle Verlockungen lagen in einer von Pioniergeist geschwängerten Luft. Man träumte von und schauderte ein wenig vor künstlichen Intelligenzen auf Menschenniveau und von den entsprechenden gesellschaftlichen Implikationen. All das bediente Hofstadter perfekt. Dazu kommt, dass Jahrhundert- bis Jahrtausendgenies prinzipiell bestsellerfördernd sind. Selbst wenn es eigentlich gar nicht um sie geht – es darf nur keiner bemerken, was im Fall von Gödel, Escher, Bach scheinbar, und wie bereits erwähnt zu des Autors Leidwesen, geglückt ist. Ebenso zuträglich ist die wohl dosierte Einflechtung des Zeitgeistes in Form von John Cage und Zen-Buddhismus.

30 Jahre nach Erscheinen

Und heute? Der Computer hat viel von seinem Flair verloren. Er ist zum Arbeitswerkzeug verkommen, verseucht von unschönen Dingen wie Computerkriminalität und Spam. Die eigentliche Revolution waren nicht Künstliche Intelligenzen – die sich zurzeit irgendwo zwischen Ameise und Kakerlake positioniert haben –, sondern war das Internet. Die Realität hat das Buch eingeholt.

Doch selbst 30 Jahre nach Erscheinen wird Gödel, Escher, Bach nach wie vor gekauft, ist fixer Bestandteil der Mathematikpopularisierung und wird in Logik-Vorlesungen als Literaturtipp empfohlen. Die Gründe? Zum einen gibt es nun einmal wenige Bücher, die Gödels Ergebnisse allgemein verständlich und lebendig darzustellen versuchen. Zum anderen begleiten anfangs schwer fassbar und sich im Laufe der Zeit immer mehr verdichtende Gefühle die Lektüre: Dieser Mann hatte eine Mission. Dieser Mann hat etwas Einmaliges geschaffen. Dieser Mann hat sich aus Perspektive des Jedermanns an Fragen zum Wesen des Menschseins gewagt, die ansonsten nur hochkarätigen Berufsphilosophen vorenthalten bleiben. Und das mit einer Unbefangenheit, die ihresgleichen sucht: Wer sonst traut sich, als Experte für Mathematische Logik, Künstliche Intelligenz, Teilchenphysik, Hirnforschung oder Molekularbiologie aufzutreten und munter darauf los zu analogisieren? Der durchschnittliche Wissenschaftler in jedem Fall nicht. Und natürlich ziehen Jahrhundertgenies auch heute: So veröffentlichte der Klett-Cotta Verlag, dem bereits die deutsche Erstveröffentlichung im Jahr 1985 zu verdanken ist, zum 100. Geburtstag von Kurt Gödel am 28. April 2006 eine Sonderausgabe von Gödel, Escher, Bach.

März 2009

Hofstadter, Douglas R.: Gödel, Escher, Bach: an Eternal Golden Braid. Basic Books, New York, 1979. Deutsche Erstausgabe: Gödel, Escher, Bach – ein Endloses Geflochtenes Band, Klett-Cotta, Stuttgart, 1985. Letzte Auflage: Klett-Cotta, Stuttgart, 2008, 896 S., 35,00 Euro, ISBN 978-3-608-94442-6.

3.11 Heinrich Eduard Jacob | Kaffee (Erhard Schütz)

“Als Coffee Table Books werden im Verlagsgeschäft solche Bücher und Bildbände bezeichnet, die großformatig und mit aufwändigen Fotografien, jedoch mit verhältnismäßig wenig Text ausgestattet sind. Der Begriff wird vor allem in Großbritannien und den USA verwendet.” – so kann man’s bei Wikipedia lesen. Nun, das vorliegende Buch ist definitiv kein Coffee Table Book – es ist zwar ziemlich gewichtig, quantitativ wie qualitativ, aber es ist mitnichten groß-

formatig und hat zwar Karten und Zeichnungen vorzuweisen, jedoch keine Fotografien. Und vor allem: Sehr, sehr viel Text. Text zudem, der sich gewissermaßen historisch akkumuliert hat. Dazu gehört auch der Hinweis auf eine Standardbibliographie zum Thema, nämlich: Kaffee. Die – Richard v. Hünersdorff u. Holger G. Hasenkamp: Coffee. A Bibliography, 2 Vol., London 2002 – enthält immerhin an die 15 000 Titel – wovon der vorliegende resp. sein Vorgänger, der selbst schon eine respektable Bibliographie enthält, nur ein einziger, zugleich aber wohl einer der gewichtigsten ist. Machen wir es nicht unnötig kompliziert.

Heinrich Eduard Jacobs Buch, Sage und Siegeszug des Kaffees. Die Biographie eines weltwirtschaftlichen Stoffes, für Sachbuchhistoriker ein Meilenstein, 1934 bei Rowohlt in Berlin erschienen, alsbald aber nur noch über einen Exilverlag in Mährisch-Ostrau zu haben, und das auch bloß noch für wenige Jahre, 1952 bei Rowohlt, nun in Reinbek, mit einer Nachschrift und einem Ausblick des Autors noch einmal aufgelegt, ist nun wieder zu haben. Es erscheint in einer löblichen Reihe zur "Stoffgeschichte" unter dem Titel: Kaffee. Die Biographie eines weltwirtschaftlichen Stoffes. Der alte Titel war in seinem blumigen Pathos den Herausgebern wohl zu peinlich. Was sie am Titel beschnitten, das haben sie an Text dem Buch hinzugefügt. Und das ist, nach Gottfried Benn, teils teils.

Der Publizist Jacob

Heinrich Eduard Jacob (1889–1967), der mit dem einschlägigen Kaffeeröster und dem familialen Bestseller auf dessen Spuren nichts zu tun hat, sondern seine Karriere vor allem auf die Anstellung beim berühmten Berliner Tageblatt stützte, für das er seit 1927 aus Wien berichtete – Texte, die zu sammeln sich noch immer lohnen würde -, Jacob war neben seiner reichlichen publizistischen Tätigkeit auch ein fast notorischer Buch-Autor. Auch diese Bücher teils teils. Etwas bekannter geblieben ist sein drastischer, über seine Kolportageoberfläche hinausgehender Filmbranchen-Roman Blut und Zelluloid (1930), unbedingt immer noch lesbar ist sein Reisebericht (damals für das BT): Mit dem Zeppelin nach Pernambuco (1932), in dessen Gefolge er ein Gutteil seiner Materialien zum vorliegenden Buch gewann.

Kaffee war damals ein besonders spektakulärer Stoff – nicht viele in Deutschland konnten sich ‚echten Bohnenkaffee‘ leisten. Um so drastischer wirkten die Berichte, wie Brasilien, der damalige Hauptlieferant, unvorstellbare Mengen an Rohkaffee verbrannte, um die Weltmarktpreise zu halten. Ins Meer gekippter Weizen und verbrannter Kaffee dürften damals, vielleicht noch jenseits der Massenarbeitslosigkeit, die wichtigsten Fanale gegen den Kapitalismus gewesen sein.

In der Ahnengalerie des Sachbuchs

Jacob hat jedenfalls auf dieser Folie und mit eigenen Beobachtungen – die zu den stärksten Partien gehören – sein Buch geschrieben, das freilich historisch viel weiter zurück. In einem späteren Artikel zum Thema Sachbuch bezeichnete er den Kaffee als den „semitischen Gegengott des Weins“.

Jacobs „Sage“ gehört nicht von ungefähr in die Ahnengalerie des Sachbuchs. Zum einen steuert es kräftig einer Beobachtung entgegen, der man für Jacobs Zeit nicht widersprechen mag, daß nämlich just dort, wo es wichtig wird, die Quellen zur Geschichte des Kaffees nur tröpfeln, aber in eher arabesken (um im Bildfeld zu bleiben) Details dafür um so kräftiger sprudeln. Zum anderen ist da seine rückstands- und nebenwirksamkeitsfrei unterhaltsame Seriosität, die ihn nicht ganz unberechtigt klagen ließ, daß die Wiederauflage 1952 etwas mehr an Publikumsgunst hätte verdient haben können. Cerams „Götter, Gräber und Gelehrte“ war in diesem Jahr der Rowohltsche Renner. Während Ruinen nicht verlockend rochen und als historisch abgehangen leichter interesseloses Wohlgefallen auf sich zogen, investierten die povren Nachkriegsdeutschen eher in echte Bohnen statt in ein Buch über Kaffee.

Die demokratische Variante der Rohstoffliteratur

Jacob lieferte mit seinem Buch die durch und durch liberale, demokratische Variante zu einerseits der stramm kommunistischen Biographie des Dings als entwicklungsromanesker call to arms bolschewistischer Revolution, andererseits zu der erst noch einsetzenden Tatsachenromanliteratur, der Facharbeiterfeierabendlektüre des Nationalsozialismus. Das war, zumal in jenen Zeiten, eine heillose Gratwanderung – und um so bewundernswerter.

Und ebenso begrüßens- und hervorhebenswert ist auch das Unternehmen, Jacobs Kaffee-Sage vielleicht nicht zum Siegeszug zu verhelfen, aber doch der Vergessenheit zu entreißen, zumal sich mit Jens Soentgen ein besonderer Kenner dessen angenommen hat.

Ebenso begrüßenswert ist – neben der gediegenen Ausstattung, die ja heutzutage für solche Unternehmungen nicht selbstverständlich ist –, die historische, aktuelle (die vor Starbucks nicht Halt macht) wie gediegen fachliche und schließlich auch noch sachbüchliche („Seine Sprache wirkt oft pathetisch, sie läßt kaum eine rhetorische Figur aus und ist reich an Ornamenten.“) Einordnung, die in den ausführlichen Vor- und Nachtexten unternommen wird.

Indes kriegt man bei aller coffinierten Euphorie etwas stumpfe Zähne, so wie bei zuviel Genuß der schwarzen Brühe, wenn man die nachgetragenen hypokritischen Beckmessereien der Herausgeber liest. Nicht nur, dass Jacobs sich vorhalten lassen muß, die seinerzeit auch von deutschen Reiseberichterstatern mit Faszination beobachtete Freigiebigkeit an amerikanischer Dünnkaffeeplempe ignoriert, mithin „eurozentristisch“ argumentiert, sondern auch in Sachen Alterität nicht das rechte Gespür gehabt zu haben. Was man ihm generös zugesteht, eben doch nur ein „Kind seiner Zeit“ gewesen zu sein, das wollen wir den verdienstvollen Wiederentdeckern auch gewähren – denn ihre Bemerkung zur Sprache und versierten Rhetorizität Jacobs könnte man leicht als Ressentiment gegenüber bildungsbürgerlicher Überlegenheit werten. Vor allem aber die – offenbar „political“ überkorrekt gemeinte Formulierung, „Türken, Juden und andere Fremde“ möchte man mit dem Mantel der Barmherzigkeit bedecken.

Sei's drum. Ein bißchen Salz, so wußten's schon die Großmütter, würzt den Kaffee.

Januar 2007

Heinrich Eduard Jacob: Kaffee. Die Biographie eines weltwirtschaftlichen Stoffes. Stoffgeschichten Band 2, München: oekom verlag, 2006, 360 Seiten, 24,90 Euro.

3.12 Walter Kiaulehn | Berlin. Schicksal einer Weltstadt (Rainer Rutz)

Nicht *well rounded global city* wie London, New York, Paris, Mailand, Madrid oder Moskau, nicht *worldwide leading city* wie Osaka, Singapur, Sydney, München oder Frankfurt, sondern *subnet articulator city*: Das ist Berlin im Big Game der Weltstädte. Zumindest, wenn man dem 2004 veröffentlichten Ranking der *leading cities in globalization der World Cities Study Group & Network der Loughborough University* in Mittelengland folgt. Zur Erläuterung: *Subnet articulator city*, oder Teilnetzprägende Stadt, das ist in diesem Ranking etwa gleichbedeutend mit einem Fußball-Regionalliga-Verein. Jedenfalls ist es nicht das, was eine stets zum Selbstverliebtsein tendierende Stadt wie Berlin hören möchte. Eine Stadt, die sich gern als Drehscheibe für ganz besonders viele, ganz große, ganz besonders ausgebuffte Dinge der Welt sehen würde. Eine Stadt, die immer etwas zu laut „Hier“ schreit und dann doch meist übergangen wird. Eine Stadt, die trotzig eine glamouröse Zukunft beschwört und doch immerfort zurückschaut auf jene Jahre und Jahrzehnte, als man tatsächlich noch eine ganz große Nummer war. Wenn auch – wie der jüngste, gewohnt plakative *Spiegel*-Titel *Berlin – Comeback einer Weltstadt* zu beweisen scheint – das Urteil über die Stadt mittlerweile gnädiger ausfällt als noch vor ein paar Jahren, die Zeiten, in denen Berlin eine *well rounded global city* war, eine Metropole, die nicht nur auf kulturellem, sondern auch auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet Weltrang beanspruchen konnte, liegen lange zurück.

Ein Karussell als Sachbuch

Walther Kiaulehns *Berlin. Schicksal einer Weltstadt*, 1958 zum ersten Mal im Münchner Biederstein-Verlag erschienen, handelt von diesen Zeiten, es handelt von der Weltstadt Berlin zwischen der Reichsgründung 1871 und dem Reichstagsbrand 1933. Es berichtet vom koketten Berlin der Claire Waldoff und Marlene Dietrich, dem Berlin der Skandalnudeln und Krawallschachteln, dem Berlin der internationalen E- und U-Kultur, der Boom-Town Berlin, die – dämonisiert und vergöttert – für wenige Jahre den Ort von Modernität und Kulturindustrie schlechthin versinnbildlichte.

Kiaulehn entfaltet in seinem Berlin-Buch das pittoreske Panorama einer Weltstadt zwischen Anmut und Hässlichkeit, zwischen Großstadtidylle und Groß-

stadtmonstrositäten, zwischen Kurfürstendammhäusern mit gefälschten Palastfassaden und Weddinger Mietskasernen mit Gemeinschaftsklosetts auf der Treppe.

Berlin. Schicksal einer Weltstadt ist keine chronologische Abhandlung. Jedes der einundzwanzig Kapitel behandelt ein thematisches Sujet. Ein Kapitel greift dabei ins nächste. Kiaulehn notiert im Nachwort, dass er das Gestaltungsprinzip des Buches dem Rummelplatz entlehnt habe: „Ich wollte ein großes, schönes Karussell des Berliner Lebens machen, eines von der unvergeßlichen Art unserer Kinderzeit.“ Und: „Ich habe mein Karussell ganz alleine machen müssen, habe alles selber entworfen, geschnitzt und bemalt und zusammengesetzt. Es ist klar, daß man dabei nach Vorlagen arbeitet und gleichzeitig die einzelnen Szenerien, so genau wie nur möglich, der Wirklichkeit nachbildet.“

Und so rauscht hier der „Seelenreiz der Großstadt“ samt „Tempo, Tempo“, U-Bahn, Berliner Luft und KaDeWe vorüber, dann aber auch das „rote Berlin“ mit seinen Proleten. Das Karussell präsentiert die vergessenen Literaten der Stadt und die vergessenen Hohenzollern-Prinzessinnen, die vergessenen Bankiers und die vergessenen Bauherren, die Berliner Speisekarte, die Durchschnittsmaße der Berlinerin und das ehemalige Zeitungsviertel. Über den antisemitischen Hofprediger Stoecker weiß Kiaulehn ebenso anschaulich zu unterrichten wie über Lasalle und Liebknecht, über „Aschinger“ ebenso wie über das Publikum und das Interieur des „Haus Vaterland“. Gerichts- und Polizeianekdoten reihen sich an wahre oder halb wahre Liebes- und Gaunergeschichten, detailreiche Miniaturen Berliner Stars und Sternchen an fachkundige Ausführungen zu Literatur und Architektur. Vervollständigt wird dieser Rundblick durch gelegentliche Schlenker in die Prä-Weltstadt-Zeit Berlins, in die Zeit, als Berlin noch ein Fischerdorf war, die Zeit des Alten Fritz, die Zeit des Biedermeier.

So pathetisch das Schicksal im Untertitel dröhnt, das im damaligen Klappentext „Bericht“ genannte Buch selbst ist aus anderem Holz geschnitzt. Es ist ein leichtfüßig-charmant und doch kundiges, ein unterhaltsames und durchaus belehrendes Buch. Dass die Opernsoubrette Johanna Eunicke und der Maler Franz Krüger, genannt Pferdekrüger, das hübscheste Berliner Liebespaar aus dem Biedermeier war, gehört zwar in die Kategorie des komplett unnützen

Wissens, dennoch liest man's gern. Und auch mit der Entstehungsgeschichte des Tingeltangel kann man zu fortgeschrittener Stunde noch punkten. Bei alledem stört weder das gelegentliche Verschwimmen von Faktizität und Fiktion noch das Kollektivsingular, wenn immer wieder von „dem“ Berliner und „der“ Berlinerin die Rede ist und es etwa über die Grundzüge Berliner Theaterpolitik heißt: „Der Hang des Berliners zum Theater ist ebenso stark wie seine Schwäche für verbilligte Eintrittspreise.“

Voller Bewunderung bemerkte Gabriele Tergit einmal über den Autor: „Kiaulehn schrieb als ein Ziseleur der Sprache wie jeder Humorist, aber mehr noch war er ein Genie der Geselligkeit, ein Causeur. Die Anregungen die er um sich streute, hätten genügt, mehrere Zeitungen zu füllen“. In diesem Fall füllten sie fast 600 Buchseiten.

Das große Schwurgericht der Literatur

„Das große Schwurgericht der Literatur, das insgeheim alle fünfzig Jahre zusammentritt – keiner kann sagen wie und wo – verurteilt im Schnellverfahren ganze Reihen von Schriftstellern samt ihren Büchern zum Tode des Vergessens. Es gibt keine Revision gegen diese Urteilssprüche, und kein Lamento hilft. Gut! Dennoch erschrickt man bei dem Blick zurück, wie viele auf der Strecke geblieben sind.“ So Kiaulehn bei einer Runde seiner Karussellfahrt von 1958. Heute, fast fünfzig Jahre nach der Erstausgabe, gilt es auch für dieses schöne, bis Ende der 1960er Jahre überaus erfolgreiche Buch. Die vor gut zehn Jahren von Beck noch einmal neu aufgelegten 3.000 Exemplare von *Berlin. Schicksal einer Weltstadt* sind bislang nicht ausverkauft. Dass es – wenn dann in einigen Jahren das letzte Exemplar dieser nun wahrlich nicht riesigen Auflage über den Ladentisch gegangen sein wird – überhaupt noch einmal eine Nachauflage geben wird, ist kaum anzunehmen. Der Band ist offenbar nur noch etwas für Liebhaber. Wie der Autor. Denn auch der ist weitgehend in Vergessenheit geraten. 2000, anlässlich Kiaulehns 100. Geburtstag, hieß es treffend in der FAZ: „Manche Schriftsteller gehen in die Ewigkeit ein. Andere ins Antiquariat. Walther Kiaulehn gehört, auch wenn einige seiner Bücher immer wieder aufgelegt werden, zu den Letzteren.“ Dabei war der gelernte Elektromeister Walther Felix Kiaulehn, 1900 in Berlin geboren, seit 1924 Lokalredakteur beim Berliner Tageblatt und hier Erfinder der Berlin-Seite, zwischen 1930 und 1933

gefeierter Feuilletonredakteur bei der *B.Z. am Mittag*, einst bekannt wie ein bunter Hund. Er war einer der Starreporter Berlins, immer an den großen Affären, Zelebritäten und Prozessen der Zeit als Augenzeuge beteiligt. 1932 veröffentlichte Rowohlt eine erste Sammlung seiner Feuilletons, 1938 folgte eine zweite. Zwischendurch erschien 1935 bei Ullstein sein erstes viel beachtetes Sachbuch, *Die eisernen Engel. Eine Geschichte der Maschinen von der Antike bis zur Goethezeit*, einer jener zeittypischen „Romane einer Wissenschaft“. Nebenbei verdingte sich der vormalige Liebling des Berliner Feuilletons der 1920er Jahre im ‚Dritten Reich‘ als Kunstmaler und Wochenschau-Sprecher. 1940 schließlich landete er bei *Signal*, der millionenfach verbreiteten NS-Auslandsillustrierten, als Kriegsberichterstatter, Reisereporter, Feuilletonist, militärwissenschaftlicher Mitarbeiter und zuletzt als Durchhaltepropagandist aus der in Schutt und Asche gelegten Hauptstadt des ‚Tausendjährigen Reiches‘.

Die Schatten der Vergangenheit

Das Ende des *Signal* markierte dann auch das Ende der großen Karriere Kiaulehns. Die für die Propagandatrompete des NS-Regimes verfassten Artikel klebten fortan wie Kaugummi an ihm. Kiaulehn verlässt Berlin, schlägt sich als Schauspieler und Vorwortverfasser durch – und eigentlich hätte er sich schon in der frühen Nachkriegszeit in jene Schlange von Schriftstellern einreihen können, die gemeinsam mit ihren Büchern zum Tode des Vergessens verurteilt werden. Wären da nicht seine alten Freunde Ernst Rowohlt und Erich Kästner gewesen. Die sorgten dafür, dass es für den versierten Feuilletonisten ab Anfang der 1950er Jahre wieder leicht aufwärts ging. Kiaulehn wurde leitender Redakteur des *Münchener Merkur* und mit *Berlin. Schicksal einer Weltstadt* gelang ihm 1958 tatsächlich ein vom Lesepublikum goutierter Wurf.

Dass Kiaulehn sein Berlin-Karussell nicht mit Szenen des ‚Dritten Reiches‘ bemalt und seine schöngeistige Stadtführung mit dem Jahr 1933 beendet hat, begründete er im Nachwort so: „Ich habe mir die Frage, was denn eigentlich ‚berlinisch‘ sei, immer wieder vorgelegt, und als ich der Antwort einigermaßen sicher war, habe ich das Buch so geschrieben, wie es hier vorliegt; und darum muß es auch mit dem Reichstagsbrand aufhören, denn alles, was nachher kam, entzog sich jedem Berliner Maß. Es war nicht berlinisch.“ Berlinisch meint bei

Kiaulehn jenes bestimmte Etwas, das der Stadt ihren eigenen Zug, ihr eigenes Profil gab.

Auch wenn Kiaulehn mehrfach betont, dass er keine persönliche Erinnerung an Berlin schreiben wollte, denn: „Persönliche Erinnerungen von Berlinern an Berliner gibt es wie Sand am Meer.“ *Berlin. Schicksal einer Weltstadt* ist ein persönlich gefärbtes Buch. Und so entledigte sich hier ein Autor mit dem Ende seiner Erzählung im Jahr 1933 auch der Schatten seiner eigenen Vergangenheit. Fünfzehn Jahre zuvor hatte der gleiche Autor als Redakteur des *Signal* nämlich sehr wohl wieder und immer wieder das Berlinische am „Widerstand“ der Reichshauptstadt gegen den „anglo-amerikanischen Bombenterror“ herausposaunt, den besonderen „Witz“ der Berliner und ihre Keckheit in Ruinenlandschaften, ihre ausgeprägte Sachlichkeit beim Ruf nach Vergeltung und Rache, ihr ewigwährender Vitalismus und Optimismus.

Ein Kind der fünfziger Jahre

Nun ist das mit der Aufrichtigkeit von Schriftstellern so eine Sache. Man kann die aus den Endjahren des ‚Dritten Reiches‘ überlieferte Durchhaltepropaganda des ehemaligen Sozialdemokraten Kiaulehn für verwerflich halten, für opportunistisch, für schändlich oder auch für raffiniert im Sinne eigenen Durchhaltens. Mit dem hier vorliegenden Buch hat dies nur insofern zu tun, als man die Verwerfungen und Brüche in Kiaulehns Lebenslauf im Hinterkopf behalten muss, möchte man den Unwillen des Autors verstehen, die Zeit nach 1933 zu gestalten, jene Zeit, in der Berlin eben durchaus noch einige Jahre eine Weltstadt blieb. Trotz Reichstagsbrand. Und obwohl sich zu Modernität und Kulturindustrie der Terror gesellte.

Berlin. Schicksal einer Weltstadt ist in der Verbreitung der Legende von der überirdisch-unabwendbaren ‚Machtergreifung‘ 1933 wie der bemüht begründeten Aussparung der NS-Zeit unverkennbar ein Kind der 1950er Jahre. Auch die wiederkehrenden Auslassungen zur Berliner Nachkriegsplanung lesen sich heute wie Klagen aus einem fernen Universum. So heißt es etwa über die „treuherzige Frankfurter Allee, die früher auf das Rosetheater hinschlenderte“, sie mache „jetzt so, als ob sie schlankweg bis nach Moskau möchte“. Das Hansviertel im Westen der Stadt kommt nicht besser weg: „Gäbe es noch die al-

ten, klugen Juden in Berlin, dann würden sie sagen: Das sind so Sachen zum Leidtun!“

Dennoch, ja, vielleicht auch wegen dieser Zeitbezogenheit bleibt *Berlin. Schicksal einer Weltstadt* ein lesens- und liebenswertes Sachbuch, ein amüsanter, ein kurzweiliger, bisweilen auch schrulliger Bericht aus verflossenen Tagen, ein hervorragend komponierter und hervorragend geschriebener Schmöker – im besten Sinn.

März 2007

Walther Kiaulehn: *Berlin. Schicksal einer Weltstadt*. Berlin, München: Biederstein, 1958, 596 Seiten. Letzte, nach wie vor im Handel erhältliche Auflage [91.-93. Tsd.], München: Beck, 1997, 596 Seiten, 29,90 Euro.

3.13 Victor Klemperer | Tagebücher 1933–1945 (Carola Schiefke)

5.000 Seiten, teils mit Schreibmaschine getippt, teils in winziger, nur schwer lesbarer Handschrift: Jahrzehntlang lagerten die Aufzeichnungen des 1960 verstorbenen Romanistikprofessors Victor Klemperer im Archiv der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden, von ihrem Verfasser selbst nie zur Veröffentlichung vorgesehen. In den 1990ern gewann der Germanist Walter Nowojski in Zusammenarbeit mit Klemperers Witwe Hadwig den Aufbau-Verlag für sein Projekt, Klemperers Tagebücher an die Öffentlichkeit zu bringen. Nach Transkription und Kürzungen blieben immer noch stattliche 1.700 Seiten übrig, verteilt auf zwei gewichtige Bände im Schuber, die im Sommer 1995 erschienen, zum stolzen Ladenpreis von 98 DM. Und was dann geschah, hatte nicht einmal der Herausgeber selbst erwartet: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten, eine Zusammenstellung aus Victor Klemperers Tagebuchnotizen von 1933 bis 1945, wurde ein beispielloser Verkaufserfolg.

Bereits im Herbst 1995 wird Victor Klemperer postum der Geschwister-Scholl-Preis verliehen. In den Feuilletons überschlägt man sich vor Begeisterung; das Literarische Quartett spricht im Dezember desselben Jahres ein hymnisches Lob auf das Buch aus, gerade rechtzeitig vor dem Weihnachtsgeschäft. Es fol-

gen eine siebentägige Gesamtleistung in den Münchner Kammerspielen im Januar 1996, eine sechs CDs umfassende Hörspielproduktion des DeutschlandRadios, zwei Dramatisierungen für die Bühne (jeweils als Monolog für eine Ein-Mann-Inszenierung) und eine 12teilige Verfilmung der ARD, die 1999 ausgestrahlt wird. Der Aufbau-Verlag veröffentlicht in schneller Folge auch Klemperers Tagebücher von 1918-1932 sowie 1945-1959, außerdem einen Bildband über Klemperer und seine Zeit. Eine digitale Gesamtausgabe der Tagebücher 1933-1945 mit Faksimile und Transkription und einem Umfang von 15.000 Druckseiten erscheint 2006 bei Directmedia Publishing. Im Sommer 2007 meldet der Aufbau-Verlag 300.000 bisher verkaufte Exemplare von *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten* – die zahlreichen Lizenz- und Teilausgaben bei Bertelsmann, der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft oder der Spiegel-Edition gar nicht eingerechnet. Zusätzlich liegen mittlerweile Übersetzungen in 15 Sprachen vor.

Eine authentische Stimme

Eine Erklärung für den Erfolg des Titels ist sicher im Zeitpunkt der Veröffentlichung zu sehen: Das Erscheinen der Tagebuchausgabe im Jahr 1995 fiel – exakt 50 Jahre nach Kriegsende – in eine Zeit, in der man sich in Deutschland verstärkt mit der Vergangenheit auseinandersetzte. Die Frage nach der Verantwortung und der Schuld des Einzelnen wurde neu gestellt. Auch die erste Fassung der Ausstellung *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944* (zu sehen von März 1995 bis Herbst 1999) des Hamburger Instituts für Sozialforschung sowie Daniel Jonah Goldhagens umstrittenes Buch *Hitlers Willing Executors* (deutsche Ausgabe: *Hitlers willige Vollstrecker*, 1996) lösten in diesem Zusammenhang kontroverse Debatten aus. Eine authentische Stimme aus der Zeit der faschistischen Herrschaft wurde hier im richtigen Moment hörbar gemacht.

Ausgesprochener Lesegenuss

Noch dazu handelte es sich nicht um irgendeine Stimme. Der Dresdener Wissenschaftler Klemperer, geboren 1881, war als junger Mann zum Protestantismus übergetreten und empfand selber keine innere Bindung an seine jüdische Herkunft, aber nach der Rassenideologie der Nationalsozialisten war und blieb

er Jude. Das „Dritte Reich“ überlebte er nur dank seiner Ehe mit einer „arischen“ Frau, der Pianistin Eva Schlemmer. In der Nacht des britischen Bombenangriffs auf Dresden im Februar 1945 konnten beide aus der Stadt fliehen, kehrten nach Kriegsende aber in ihr Haus in Dresden-Dölzchen zurück. Klemperer blieb bis zu seinem Tod 1960 in der DDR und setzte seine Lehrtätigkeit als Romanist fort. Der Autor Victor Klemperer war der westdeutschen Leserschaft bis zum Erscheinen seiner Tagebücher kaum ein Begriff – sehr wohl aber dem ostdeutschen Publikum. In LTI (Lingua Tertii Imperii), erstmals 1947 in Berlin/Ost erschienen, verarbeitete der gewissenhafte Philologe Teile seiner Tagebuchaufzeichnungen zu einer präzisen Kritik der „Sprache des Dritten Reiches“. Hier zeigt er, wie sich die allmähliche Veränderung der Mentalität und des Denkens unter der Nazi Herrschaft in der gesprochenen und geschriebenen Sprache abzeichnet. Eine Art Kultbuch sei LTI in der frühen DDR gewesen, nicht nur unter Literaten, so Walter Nowojski. Dass Klemperer auch im Westen zahlreiche Leser fand, verdankt er sicher auch seinen Stärken als Autor: Bei ihm handelt es sich um den Glücksfall eines Philologen, der sowohl ein hervorragender Beobachter als auch ein großer Erzähler ist. Wäre der Gegenstand seiner Berichterstattung nicht eine so dunkle Epoche der deutschen Geschichte, müsste man Klemperers Tagebücher als ausgesprochenen Lesegenuss bezeichnen.

Eine dritte Erklärung der Erfolgsgeschichte von Klemperers Tagebüchern liegt also in der Qualität des Textes selber. Im Gegensatz zu vielen anderen Veröffentlichungen über die NS-Zeit wird hier nicht Weltgeschichte geschrieben, nicht mit großen Namen und großen Zahlen geprotzt, sondern ein Alltagsleben erzählt, das mit seinen authentischen Details das Grauen der Judenverfolgung überhaupt erst nachfühlbar macht. „Es kommt nicht auf die großen Sachen an, sondern auf den Alltag der Tyrannei, der vergessen wird. Tausend Mückenstiche sind schlimmer als ein Schlag auf den Kopf. Ich beobachte, notiere die Mückenstiche...“, schreibt Klemperer am 8. April 1944. In einer zentralen und vielzitierten Passage aus dem Eintrag vom 2. Juni 1942 listet er die Maßnahmen und Verbote auf, die für ihn eine fortschreitende Verkleinerung seines Aktionsradius bedeuteten, eine geradezu kafkaeske Einengung der Lebensmöglichkeiten: den Ausschluss aus der Universität; die Beschlagnahmung des Eigentums – in seinem Fall das mühsam ersparte eigene Haus und das Auto, aber

auch die Schreibmaschine, sein tägliches Arbeitsgerät; die Zwangsumsiedlung in sogenannte Judenhäuser, um auf engstem Raum mit fremden Menschen zusammenzuleben; das für ihn katastrophale Verbot der Benutzung von Leihbibliotheken; die immer weitergehenden Verbote, am öffentlichen Leben teilzunehmen, Verkehrsmittel zu benutzen, Straßen und Plätze überhaupt nur zu betreten; ein moralisches und buchstäbliches Aushungern durch Sondersteuern und Entzug von Lebensmittelkarten; und, immer präsent, die ständige Angst vor Hausdurchsuchungen und Deportation ins Konzentrationslager.

Greifbarkeit der Ereignisse durch ihre Personalisierung

Für eine ältere Lesergeneration sind seine Tagebuchaufzeichnungen damit ein wertvolles Dokument, das ihnen einen Zugang zu ihrer eigenen Geschichte ermöglicht hat. Ein Dokument, aus dem sich die Geschichte vieler Opfer rekonstruieren lässt, aber auch die Geschichte der Täter.

Die Faszination für die jüngere Lesergeneration liegt dagegen in einem anderen Punkt. Geschichte lässt sich offenbar besonders wirkungsvoll durch die Nähe zu einer Person und ihrem Schicksal vermitteln: Ereignisse der Vergangenheit werden greifbar durch Personalisierung, nachfühlbar durch die Identifikation mit diesem Menschen und seinem Leben. Wer die 1.700 Seiten von Anfang bis Ende liest, verbringt eine geraume Zeit mit Klemperer und erlebt seinen Alltag minutiös mit. Erzählzeit und erzählte Zeit rücken ganz nah zusammen und entfalten einen identifikatorischen Sog, dem man sich kaum entziehen kann.

Die Einfühlung und Betroffenheit, die hier entsteht, legt den Vergleich mit dem Tagebuch der Anne Frank nahe. Sie markiert aber auch den Unterschied zu einem weiteren bemerkenswerten sprachlichen Kunstwerk, das sich der Dokumentation der Jahre 1943-1945 widmet: Walter Kempowskis Echolot-Projekt. Nicht dass dieses keine Betroffenheit erzeugen würde – im Gegenteil, Kempowskis monumentale zehnbändige Collage authentischer Textzeugnisse offenbart auf ganz eigene Weise den Schrecken, die Unbegreiflichkeit und groteske Absurdität jener Zeit. Aber die gleichsam postmoderne Gebrochenheit ihrer disparaten Teilstücke illustriert vor allem die Gleichzeitigkeit des Unvereinbaren und macht jede Einfühlung unmöglich. Klemperer bettet seine Erfahrungen, so erschütternd sie auch sein mögen, immer noch in die Kohärenz ei-

ner großen Geschichte ein – einer Geschichte, die man weitererzählen und, wenn es sein muss, eben auch verfilmen kann. Das Echolot kann man nicht erzählen. Das Echolot ist unverfilmbar. Ein vergleichbarer Erfolg bei der Leserschaft ist damit von vornherein ausgeschlossen.

Die Kanonisierung Klemperers

Zehn Jahre „nach Klemperer“ sind zwei weitere Tagebuchausgaben erschienen, in denen jüdische Verfolgte des Naziregimes zu Wort kommen: Mihail Sebastians Aufzeichnungen Voller Entsetzen, aber nicht verzweifelt. Tagebücher 1935-1944 (2005) und, mit zwei Bänden fast Klemperer-Format erreichend, Willy Cohns Kein Recht, nirgends. Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums 1933-1941(2006). Ist die Klangfarbe der Titel schon an Klemperer angelehnt, nehmen Werbetexte explizit Bezug auf das erfolgreiche Vorbild: „Neben den Dresdner Tagebüchern Victor Klemperers gibt es keinen vergleichbaren Erlebnisbericht“, schreibt der Böhlau-Verlag über seine Willy-Cohn-Ausgabe. In diesem zynischen Sinne scheint Klemperer kanonisch geworden zu sein: Alles Leiden und Schreiben anderer Holocaust-Opfer muss sich nun an ihm messen lassen.

Januar 2008

Victor Klemperer: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Bd. 1, Tagebücher 1933 – 1941, 763 S.; Bd. 2., Tagebücher 1942 – 1945, 928 S., Berlin: Aufbau 1995, 34,95 € (Tb. im Schubert)

3.14 John Reed | Eine Revolutionsballade. Mexico 1914 (Hannes Bajohr)

Als 1919 das Buch erschien, das John Reed auf einen Schlag berühmt machen sollte, stand im Vorwort zur amerikanischen Ausgabe: „Dies ist ein Buch, das ich in Millionen von Exemplaren verbreitet und in alle Sprachen übersetzt wissen möchte. Es gibt eine wahrheitsgetreue und äußerst lebendige Darstellung der Ereignisse.“ Die Ereignisse waren Oktoberrevolution und bolschewistische Machtübernahme, das wohlwollende Vorwort schrieb niemand geringerer als Wladimir Iljitsch Lenin selbst. Mit „Ten days that shook the world“ sicherte

sich John Reed einen Platz im publizistischen Olymp, ein Grab an der Kremelmauer und einen Film mit Warren Beatty.

Reed, der 1920 aus den USA in die Sowjetunion flüchtete, wo er an Typhus starb, hatte mit 33 Jahren alles erreicht, was er erreichen konnte: Er hatte als meistgefragter Auslandsreporter der USA an mehreren Kriegen teilgenommen, hatte zwei Revolutionen erlebt, mehrere Zeitschriften aus der Taufe gehoben und die erste kommunistische Partei der USA gegründet. Vor allem aber hatte er ohne Unterlass geschrieben.

Drei Jahre, bevor Reed die Revolution im fernen Russland begleitete, wandte er sich der in einem Nachbarland zu: Im Dezember 1913 wurde er von der New Yorker Zeitschrift Metropolitan nach Mexiko geschickt, das zwei Jahre nach der Revolution wieder im Bürgerkrieg zu versinken drohte. Der frühere Revolutionär General Huerta hatte gegen seine ehemaligen Mitstreiter geputscht, die nun in einer disparaten Koalition gegen ihn zu Felde zogen. Reed blieb nur wenige Monate in Mexiko, aber in dieser kurzen Zeit scheint er Unglaubliches erlebt zu haben: Er nahm an vorderster Front an den Kämpfen teil, wurde verwundet und schrammte mehrmals am sicheren Tod vorbei – wenn man ihm Glauben schenkt. Aber glaubt man einem, dem ausgerechnet Lenin Wahrheits-treue bescheinigt, der es doch selbst mit der Wahrheit selten allzu genau nahm? Gesundes Misstrauen sollte da das mindeste sein.

Malerisches Morden

Die Fakten spielen in Reeds Prosa tatsächlich auch nur eine marginale Rolle: Sie liefern den allergrößten Plot, um den sich zwischen Anekdoten aus dem Revolutionärsalltag und feinfühligem Landschaftsbeschreibung viel finden lässt, das unüberprüfbar bleiben muss. Der Leser folgt Reed durch ein Mexiko, das voll ist von romantischer und bisweilen pittoresker Wildheit: Alte Indiofrauen, die mit bloßen Händen glühende Kohlen aus dem Feuer nehmen, um sich damit ihre Zigarillos anzuzünden, werden von Reed ebenso eindringlich beschrieben, wie Offiziere, die sich als Revolverhelden gerieren und auch schon mal Untergebene dafür erschießen, dass sie nicht die Uhrzeit wissen. Rauchende Hütten, ewig Mais mahlende Frauen, bunte Gewänder in der untergehenden Sonne hinter den Dünen der mexikanischen Wüste: Das ist die Kulisse, der sich

Reed annimmt und die er ausdauernd beschwört. Daneben geht es aber vor allem um eines: Um echte Kerle, die mit Krieg und anderen Misslichkeiten ganz hervorragend zurechtkommen. Da ist als erster Pancho Villa, Revolutionsheld und General, der nicht schläft, romantisch als einsamer Gerechter beschrieben wird, als militärischer Autodidakt, der seine unterlegene Armee durch Geschick und Hinterhalt ohne Verluste vom Feld ziehen kann, auch wenn er zuvor drei Tage auf der Hochzeit eines seiner Offiziere durchgetanzt hat.

Natürlich ist das Ganze keine Geschichte des Mexikokriegs, sondern immer die Geschichte des Reporters Reed, der aus diesem Krieg berichtet: Denn nicht zuletzt Reed selbst gehört zu diesen echten *hombres*. Mit lässigem Understatement erwähnt er, wie er auf Zureden seiner *Companeros* eine ganze Flasche mexikanischen Schnaps austrinkt; oder wie er barfuß vor den marodieren Truppen der feindlichen Seite kilometerweit und ohne Wasser durch die Wüste flieht und selbst die Einheimischen ihm die zurückgelegte Strecke nicht glauben wollen. Der Leser glaubts ihm gerne, denn es ist schön erzählt.

Der Abenteuer-Stellvertreter

Auch eine eigentümliche Blutgier zeichnet den Reporter Reed aus, der der „guten Story“ mehr einräumt als der eigenen Unversehrtheit. Uns so passt sich auch der Männlichkeitswahn gut in die Strategie der Authentifizierung ein: Ich, John Reed, fürchte weder Tod noch Teufel, um Dir, lieber Leser, die Wahrheit, die ganze Wahrheit zu berichten. Dass er dabei immer wieder auf sein journalistisches Ethos pocht ist aber nicht die einzige Maßnahme, mit der er seine Augenzeugenschaft zu beglaubigen sucht. So wird auch des Langen und Breiten von den Verbrüderungsszenen berichtet, die er mit den Soldaten in Pancho Villas Kompanie feiert. Mit einem freundet sich Reed besonders dick an. Er sei, schreibt er seinen Lesern gerührt, bis zum Ende sein allerbesten Gefährte gewesen. Freilich stirbt der gute Freund schon bald darauf im Kampf – was ihm aber nur noch zusätzliche Glorie zu verleihen scheint.

Der amerikanische Titel, „*Insurgent Mexico*“, wurde in der deutschen Erstübertragung fast getreu übersetzt: Als „*Mexiko in Aufruhr*“ erscheint das Buch 1972 im Dietz-Verlag in Ostberlin. Die Neuauflage trägt nun einen zug-

kräftigeren Titel: „Revolutionsballade“. Ob beabsichtigt oder nicht: der Titel ist entlarvend. Das Balladeske, das der faktualen Darstellung hartnäckig widersprechen will, bietet einen angemesseneren Zugang zu Reeds Text, als die bloße Unterstellung einer beinahe ungebrochenen Realitätsdarstellung im Spiegel einer dramatisierenden Beschreibung: Die Revolutionsballade ist positionierend, subjektiv und verherrlichend. So wie für jede Schlacht sofort, nachdem die Läufe schweigen, von den Companeros eine eigene Ballade gedichtet wird, ist auch Reed ein Balladenschreiber – nur dass er eben nicht für das Lagerfeuer schreibt, sondern für die Leserschaft daheim in den USA, die sich beim Lesen ein wenig Revolutionsromantik ins prosaische Uptown-Dasein holen kann. Und nebenbei natürlich die Marke Reed zu schätzen lernt.

Im Vorwort von Hans Christoph Buch wird die Episode erzählt, wie Reed vom mitreisenden Zeichner zurechtgewiesen wird: Alles habe sich ganz anders abgespielt, als von Reed geschildert. Daraufhin habe jener auf ein Bild des Kritikers gewiesen und gesagt: „Das Bündel, das sie trug, war nicht ganz so dick, und der Mann hatte keinen vollen Bart!“ So wie der Maler eben kein Fotograf sein muss, ist der Reporter nun mal kein Historiker.

Auch wenn davon abgeraten sei, „Eine Revolutionsballade“ als Geschichtsbuch in Sachen Mexikanischer Revolution zu lesen: Spannend ist sie ohnehin – da muss sie nicht auch noch wahr sein.

Mai 2006

John Reed: Eine Revolutionsballade. Mexico 1914, Die andere Bibliothek, Band 247, Eichborn, Berlin 2006, 32 €.

3.15 David Riesman | Die einsame Masse (Erhard Schütz)

David Riesmans (1901–2002) *The Lonely Crowd*, 1950 erschienen, seit 1953 im Paperback, gilt mit ca. 1, 5 Millionen verkauften Exemplaren als das erfolgreichste soziologische Buch in der amerikanischen Verlagsgeschichte. Immer wieder wird kolportiert, wie in den frühen Fünfzigern zum Standard des party talks die Frage gehört habe: Are you inner-directed or other-directed? Der Ti-

tel, der vom Verlag gewählt wurde, und dessen Formel im Text so überhaupt nicht auftaucht, hat es u.a. auf die Titelseite des Time Magazines gebracht und ist 1967 schließlich von Bob Dylan in den Versen verewigt worden: „Standing next to me in this lonely crowd / Is a man who swears he’s not to blame.“ Mein deutsches Exemplar der Rowohlts Deutsche Enzyklopädie stammt aus dem nämlichen Jahr und verzeichnet das 85. Tausend. Viel entschiedener, als die Zahlen es vermuten lassen, war das Buch auch in Deutschland einflußreich, sein Titel ein Slogan geworden. Allerdings hatte es mit Beginn der Studentenbewegung hierzulande rapide an Interesse verloren, denn zum einen gehörte es zu jener Sozialwissenschaft, die a) degoutant populär und b) vermeintlich typisch amerikanisch handgreiflich war, so wie es kurz darauf Theodor W. Adorno in seinen Wissenschaftlichen Erfahrungen in Amerika (1968/69) anekdotisch mit der ihm gestellten Frage illustrieren sollte: „Dr. Adorno [...] Please tell me: are you an extrovert or an introvert?“ – klarer Fall: „[]Verdinglichtes Bewußtsein“>. Wiewohl doch Riesman immerhin in diesem Falle zumindest klar gestellt hatte, daß man die Ansicht amerikanischer Eignungsprüfer nicht gelten lassen könne, nach der man für Verkäuferjobs Extrovertierte und als Buchhalter Introvertierte suchen müsse.

Hinzu kam als Faktor der Abwehr, daß Helmut Schelsky – alsbaldiger Autor des erfolgreichen Buchs über die Skeptische Generation (1957), Intellektuellenhasser und einer der konservativen Antipoden der Kritischen Theorie – eine Einleitung zur deutschen Ausgabe geschrieben hatte. Die Taschenbuchausgabe war mit einem „Enzyklopädischen Stichwort“ versehen: „Gesellschaft und Intellektuelle in den Vereinigten Staaten“. Das entsprach dem Tenor, in dem Schelsky das Buch gelesen wissen wollte, nämlich als durchaus suspekt und von Suspektem handelnd. Zunächst schon, weil es ein Bestseller, zudem ein wissenschaftliches, aber kein „gelehrtes Werk“, nämlich „zu ‚literarisch‘ geschrieben“ war. Sodann dadurch, daß Riesman in den USA „der Liebling der Intellektuellen“ geworden sei.

Was für Typen sind Amerikaner?

Interessant war das Buch für Schelsky, weil es zeigte, wie „der Amerikaner“ ist und somit als „Deutung unserer modernen industrialisierten Welt überhaupt“ verstanden werden konnte. Es zeige nämlich einen Typus der Nivellierung, des

Opportunismus, des Konformismus und des „politischen Desinteressement[s]“, das in Deutschland damals gerade heftig unter dem Slogan „Ohnemichel“ diskutiert wurde. Riesman zeige, „daß die Verbraucherhaltung zur dominanten Reaktionsform der Zeitgenossen geworden ist“. – „So brauchen wir uns nicht zu wundern, daß sich bereits auch in Deutschland Partei- und Wahlversammlungen mit Kaffee, Kuchen und Unterhaltungsmusik gratis als zugkräftiger erweisen, denn solche mit ideologischen Programmreden.“ Riesmans Buch ist für Schelsky mithin nicht nur ein Buch über ‚den Amerikaner‘, sondern implizit auch eins über die drohende Amerikanisierung Deutschlands. Damit sind ein paar Stichworte zu dem aufgerufen, um was es in Riesmans Buch am Ende gehen könnte. Vorderhand aber geht es um ein einfaches und eben darin immens populär gewordenes „Grundschema“ aus drei Persönlichkeitstypen: Traditionsgeleiteter, innengeleiteter und außergeleiteter Typus.

Der traditionsgeleitete Typus

Symptomatisch für die Rezeption des Buchs ist, daß der erste Typus darin so gut wie keine Rolle spielte. Noch in den Nachrufen auf Riesman war allermeist nur vom innen- und außergeleiteten Typ die Rede. Dabei gehört der traditionsgeleitete Typus durchaus wesentlich in die nicht weniger als welthistorisch gedachte Konstruktion, die Riesman vorgelegt hat. Diese Konstruktion geht im Kern so: In Gesellschaften mit geringer Bevölkerungsdichte in großen Gebieten oder hohem „Bevölkerungsumsatz“ aufgrund der Sterblichkeitsziffern – das ist wesentlich die ferne Vergangenheit -, machten die Menschen, was ihre Vorfahren machten. Derart bildete sich der traditionsgeleitete Typ aus, dessen Verhaltenskonformität durch ein Regelsystem aus verschiedenen Einflußsphären (Alters- und Geschlechtsgruppen, Sippe, Kaste, Stand usw.) geprägt war und eine relativ hohe gesellschaftliche Stabilität garantierte. Dieser Typ lief auf längst gebahnten, immer wieder gegangenen Wegen.

Der innengelenkte Typus

Mit der Ausbildung bevölkerungsreicher Gesellschaften bei beschleunigtem Wirtschaftswachstum – das ist wesentlich die Zeit seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert und die noch Gegenwart -, entstand der innen-gelenkte Typus, der das tut, was über Eltern (und Schule) ihm als Norm beigebracht wurde, und

von dem er meint, daß er selbst es müsse oder wolle. Dafür prägte Riesman die Formel, daß er einem „seelischen ‚Kreiselkompaß‘“ folge, und selbst dann noch, wenn die Tradition, die Eltern, die sein Verhalten geformt haben, seine Verhaltensweisen nicht mehr kontrollieren (können). Der Innengeleitete ist mit anderen Worten gut protestantisch: gewissensgeprägt, sparsam, zu Askese und Langfristigkeit fähig, bestimmt durch Selbstbeobachtung, Selbstsorge und ein „dauernde[s] ‚Knappheits-Bewußtsein‘“.

Der außengeleitete Typus

Nun aber, in Gesellschaften mit schwindenden Bevölkerungszahlen und steigender materieller Fülle, mithin in der unmittelbaren Gegenwart der Nachkriegszeit und auf die Zukunft hin, kommt machtvoll der dritte, der außengeleitete Typus auf. Folgte der Innengeleitete einem Kreiselkompaß, so ist der Außengeleitete mit einer „Radar-Anlage“ ausgestattet. Er orientiert sich unablässig an dem, was Umwelt, peer-group oder mediale Vorbilder tun. Er entscheidet sich kurzfristig und ständig neu, getrieben vom Wunsch nach Anerkennung und Zuwendung. Stand dem Traditionsgeleiteten die Kultur als monolithische Macht gegenüber, hielt der Innengeleitete zur Bezugskultur auch dann Verbindung, wenn er sich nicht in ihr bewegte, so bezieht der Außengeleitete seine Signale aus einem (medial) entschieden erweiterten und zugleich in sich wesentlich unterschiedlicheren kulturellen Umfeld. Er, der sich an „Moden“ orientiert, ist die pivotale Figur einer Konsumkultur. Die Heimat dieses Typus sei „in Amerika zu finden“, aber dort weniger durch „Besonderheiten auf dem amerikanischen Schauplatz“ bestimmt als durch „Kapitalismus, Industrialisierung und Verstädterung“. Zwar gab es zeitgenössisch durchaus konkurrierende Markierungen des nämlichen sozialpsychologisch wirksamen Phänomens der erhöhten Konsumorientierung – Erich Fromms ‚Markt-Charakter‘, C. Wright Mills „fixer“ (Mittler) oder Arnold Greens „Middle Class Male Child“ -, aber nur Riesmans other-directed-person wurde zu dem soziologischen Hit.

Verhaltensstile und Einfluß durch peer groups

Mit diesen basalen Informationen über die drei Sozialtypen haben wir erst gut ein Zehntel der insgesamt 300 engbedruckten Seiten hinter uns. Was nun folgt,

sind systematische Ausarbeitungen – zunächst zum Charakterwandel durch den Einfluß von peer groups oder durch die Verschiebung des prägenden Einflusses von Märchen hin zur Technik, von der Produktions- zur Freizeit, so dann zu den entsprechenden Verhaltensstilen der Typen gegenüber der Politik, nämlich Gleichgültigkeit, Moralismus und Informationssammlung. Bei letzterem gelang Riesman noch einmal, erfolgreich einen griffigen Begriff zu prägen, den des information-dopester, im Deutschen nur unzureichend mit „Informationssammler“ wiedergegeben, während der aus dem seinerzeit Umgangssprachlichen hergeleitete Begriff im Original zwischen den Konnotationen Suchtstoff, Trottel und der Verdoppelung des Informationsbegriffs changiert, sozusagen: ein Informations-Stoffel. Der information-dopester ist das intellektuelle Derivat der other-directed-person. Gut dialektisch kehrt er, der den Moralismus und seine Entscheidungen hinter sich läßt, in der Indifferenz seiner Tätigkeit auf anderer Stufe zur thetischen Gleichgültigkeit des Traditionsgeleiteten zurück, wie eben auch hier die zeitlich-diachrone Dimension der Orientierung durch die räumlich-synchrone ersetzt ist.

Anpassung und Autonomie

Hieran schließen sich in einem dritten großen Kapitel die Überlegungen zur Charakterologie der drei Typen an, die Frage nach Anpassung und Autonomie, in der dann auch die Einsamkeit der Masse, wenngleich nicht als Begriff, aber der Sache nach ihren Ort hat, nämlich darin, daß die Fixation auf die je anderen, auf das Erleben und die Dazugehörigkeit, seine fluide, flexible und amorphe Persönlichkeit den Einzelnen „seelisch verarmen“ läßt und ihm die Fähigkeit nimmt, sich aus sich heraus produktiv zu beschäftigen und Ziele zu setzen. Sein permanentes Buhlen um Anerkennung ist daher auf der Kehrseite vom Gefühl beständiger Isolation getrieben. Diese Ausarbeitung der griffigen Grundfigur folgt zugleich dem Muster aller erfolgreichen Einführungen griffiger Interpretationsmuster, indem sie zunächst distinkte Typen gegeneinander aufstellt, dann aber zunehmend auf Gleichzeitigkeiten, Übergänge, Kombinationen und Variationen hinweist. So führt Riesman z. B. an, daß es gerade in den Erzählungen, resp. Märchen der Traditions-Lenkung signifikant viele Helden, Sonderlinge und einen „aufrührerischen Ton“ gegeben habe, was aber nicht seiner These von der autoritativ hergestellten Konformität widerspreche, son-

dern gerade in der Funktion der „Entlastung“ und Aufgabe, Vielfalt zumindest imaginativ zu erhalten, seine These belege. Auf genau diese Weise werden Ordnungssuggestionen und Komplexitätsversprechen im Buch erfolgreich in der Waage gehalten.

Die am weitesten reichende Wirkung hat wohl seine Deskription des kulturellen Wandels weg von der Zentrierung um Produktion, hin zur Konsumtion gehabt. In seinen Worten zusammengefaßt: „Wie die Energien des innen-geleiteten Menschen ständig in die Produktion gelenkt wurden, so werden die gewaltigen Energien des außengeleiteten Menschen jetzt den sich immer mehr ausweitenden Gebieten des Konsums zugeführt.“

Kinder als Konsumenten

Riesman beschreibt den Typus des other-directed gewissermaßen als professionalisierten Konsumtionsproduzenten und Gratifikationsdistributeur. Und dabei beobachtet er die Funktion der sich verändernden Musikkultur ebenso genau wie etwa die zunehmende Bedeutung der Kinder für den Konsum, indem er darauf hinweist, „wie begabt sie als Verbraucher sind“. Von hierher schreiben sich nicht nur die Praktiken, Kinder systematisch als Konsumenten zu entwickeln, sondern auch die gesellschaftskritisch gemeinten Thesen von der zunehmenden Infantilisierung der Konsumgesellschaften. Überhaupt ist Riesmans dritter Typus sowohl in die intellektuelle Folklore eingegangen wie von enormem Einfluß auf die Ausarbeitung von Theorie und Praxis konsumistischer Kultur gewesen. Dies oft unerkannt oder ungenannt. Nahezu alles, was seither zum kollektiven Narzißmus, zu Konsum- oder zur Erlebnisgesellschaft geschrieben worden ist, beruht auf Denkfiguren und Exempeln Riesmans – die freilich ihrerseits eine Tradition, etwa in Thorstein Veblens Untersuchung zur leisure class haben.

Zwei deutsche Ausbeuter Riesmans sollen abschließend genannt sein: Zunächst Helmut Lethen, der seinen „Radartyp“ in den Verhaltenslehren der Kälte direkt von Riesman, immerhin unter Quellenangabe, übernommen, ihn lediglich nach Europa ver- und historisch tiefer gelegt hat. Vor allem aber Norbert Bolz, der sich bei Riesman ohne großen Dank reichlich bedient hat, sei es nun in seinen-

Konformisten des Andersseins (1999), sei es in seinem Konsumistischen Manifest (2002)

August 2006

David Riesman [; Reuel Denney u. Nathan Glazer]: Die einsam Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters. Mit einer Einführung in die deutsche Ausgabe von Helmut Schelsky, Darmstadt, Berlin u. Neuwied: Luchterhand 1956; [TB: Reinbek: Rowohlt 1958]; [The Lonely Crowd: A Study of the Changing American Character, 1950]

3.16 Maxim Rodinson | Islam und Kapitalismus (Felix Struening)

Der Nahe und Mittlere Osten, eigentlich die ganze islamische Welt, liegt heute wirtschaftlich weit hinter Europa, den USA oder Ländern wie China und Indien zurück. Der von der UN herausgegebene Arab Human Development Report dokumentiert dies seit 1999, seit 2002 sogar jährlich: Miserable Bildung, schlechte wirtschaftliche Infrastruktur, kein freier Markt. Schon 1966 hat sich der Orientalist Maxime Rodinson ausführlich mit der Frage beschäftigt, ob der Islam als Religion die Schuld daran trägt. Denn in den islamischen Ländern hatte einst ein blühender Handelsmarkt existiert: „Die mohammedanische Welt hat nicht nur einen kapitalistischen Sektor gekannt, sondern dieser Sektor war wahrscheinlich auch der am weitesten ausgedehnte und der entwickeltste vor der Entstehung des Welthandels, wie ihn die westeuropäische Bourgeoisie schuf, und dieser übertrifft ihn nicht vor Beginn des 16. Jahrhunderts.“

Fragestellung & Antwort

Maxime Rodinson erarbeitet sich mit ausführlichem Stellenkommentar zu Koran und Sunna, Textzeugnissen und Fatwas (islamische Rechtsgutachten) die Verbote und Gebote Allahs. Grundsätzlich sind Privateigentum, Handel, Erben und Lohnarbeit erlaubt, untersagt hingegen der Handel mit unreinen Produkten wie Schweinen oder Alkohol, Versteigerungen und andere Geschäfte, bei denen das Verhältnis von Ware und Gewinn nicht definiert ist. Außerdem ist der *riba*, also Zins verboten, allerdings streiten sich die Rechtsgelehrten bis

heute, welche Art von Zins gemeint ist. Dadurch hat sich eine umfangreiche Literatur zum Umgehen der koranischen Verbote herausgebildet, wie der Autor an zahlreichen Beispielen der islamischen Geschichte zeigt. Zugleich umgehen die meisten muslimischen Unternehmer die Abgabe der Almosensteuer, eigentlich auch von ihrem heiligen Buch vorgeschrieben.

Das vorislamische Mekka war geprägt durch starken Handel und zinstragende Darlehen, so wie auch der Prophet Mohammed Händler war. Durch die Islamisierung der arabischen Stämme erfolgte die Erschließung von bisher unzugänglichen Regionen, außerdem wurden alle Gesellschaftsschichten eingebunden und völlig neue Waren kursierten. Eine bis dahin unerreichte Ökonomisierung der Gesellschaft mit mehr Privateigentum trat ein, sogar umfangreicher als im Römischen Reich. Im Gegensatz zu China und Japan, die Maxime Rodinson aufgrund der ähnlichen soziokulturellen Bedingungen immer wieder zum Vergleich heranzieht, schaffte der Nahe und Mittlere Osten jedoch nicht den Sprung vom Reichtum im Mittelalter zu einem funktionierenden modernen Kapitalismus. Aus der anfänglich sehr guten wirtschaftlichen Entwicklung der islamischen Gebiete schließt der Autor, dass nicht der Islam jenen Fortschritt verhinderte. Stattdessen seien soziale und politische Faktoren ausschlaggebend gewesen, nicht zuletzt der europäische Kolonialismus: „Die europäische Überlegenheit erzwang das Eindringen europäischen Kapitals, und dieses begann, den mohammedanischen Orient zu industrialisieren. Das einheimische Industriekapital entwickelte sich nur nach dem Vorbild des europäischen Kapitalismus, es ahmte nach und ließ sich in der Regel beherrschen.“ Maxime Rodinson übersieht dabei aber, dass der Kolonialismus nur entstehen konnte, als die islamischen Länder schon wirtschaftlich und militärisch unterlegen waren.

Der Autor und sein Ansatz

Schon der Titel „Islam und Kapitalismus“ verrät den marxistischen Ansatz und die Anspielung auf Max Webers Theorie zur Wechselwirkung des europäischen Kapitalismus mit der protestantischen Arbeitsethik. Maxime Rodinson (1915-2004) ist der breiten Öffentlichkeit kaum ein Begriff, unter Islamwissenschaftlern hat er jedoch eine herausragende Stellung inne. Zwar Jude, war er dem jüdischen Glauben fern und wandte sich aktiv gegen die zionistischen Bestrebungen in Israel. Nach vielen Jahren in der Kommunistischen Partei kehrte er

auch dieser den Rücken, um ihren Dogmen zu entgehen, allerdings ohne seine sozialistische Einstellung jemals aufzugeben. Als Marxist erschließt er sich die Gesellschaft über Wirtschaft und Klassenphänomene, Klassenkampf-Vokabular prägt seine Schreibweise. Immer schwingt ein marxistisches Gerechtigkeitsparadigma mit, er will Privilegien abschaffen und strebt den Sozialismus an. Gleichzeitig grenzt er sich immer wieder von sowjetischen Autoren und Islamwissenschaftlern ab. Stattdessen ermöglichen ihm seine Erfahrungen im libanesischen Exil und sehr gute Arabischkenntnisse ausführliche Quellenstudien, durch die er eine Art Introspektive der islamischen Literatur auch für sein Schreiben übernimmt.

Der zeitliche Kontext

Als das Buch 1966 auf Französisch erschien, war die Literatur zum Islam und Nahen und Mittleren Osten geprägt von kolonialer Sichtweise und Vorurteilen. „Orientalismus“ von Edward Said musste noch geschrieben werden, als Maxime Rodinson mit dem Bild des homo islamicus aufräumen wollte. Heute herrscht natürlich ein viel differenziertes Bild vom Islam und seinen regionalen Ausprägungen vor. Zum anderen ist heutzutage der marxistische bzw. sozialistische Ansatz längst überholt. Man darf nicht unterschätzen, dass zum Erscheinungszeitpunkt die UdSSR noch existierte, der Kalte Krieg war in vollem Gange und die islamische Revolution im Iran hatte noch nicht stattgefunden, ganz zu schweigen vom 11. September 2001. Heute setzen die Golfstaaten durch den ständig steigenden Erdölverbrauch Milliarden um und das schariakonforme Islamic Banking gilt als einer der Zukunftsmärkte. Diese Fakten konnte der Autor natürlich noch nicht berücksichtigen und es stellt sich die Frage, ob seine Argumentation heute etwas kritischer wäre.

Auch müsste ein Sachbuch zum diesem Thema derzeit wesentlich konzentrierter gefasst werden. So dreht sich das letzte Kapitel – immerhin 50 Seiten – fast nur um das marxistische Menschen- und Gesellschaftsbild und auch sonst schweift Maxime Rodinson gerne weit ab. An einigen Stellen macht dies auch Sinn, wenn er z.B. religiöse Thematiken, wie das alttestamentarische Verhältnis von Vernunft und Glaube thematisiert, oder den Koran als Wirtschaftsbuch und Allah als den perfekten Kaufmann, der mit den Menschen im Vertrag steht, interpretiert. Viele seiner Erkenntnisse sind auch höchst aktuell, so ver-

suchen bestimmte Organisationen als Konkurrenz zu Dollar und Euro den islamischen Golddinar wieder einzuführen, da dies die einzige von Mohammed erlaubte Währung sei: „Gott hat die beiden Mineralien, das Gold und das Silber, geschaffen, damit sie als Wertmaßstab für jegliche Anhäufung von Reichtümern dienen.“ Mit dem E-Dinar (www.e-dinar.com) gibt es bereits jetzt ein elektronisches Zahlssystem, das sich auf diese Gold- und Silberdeckung stützt.

Nachfolger

In der Nachfolge von Maxime Rodinson stehen vor allem Autoren wie Gilles Kepel und Oliver Roy. Mit ihrer soziologischen Sichtweise erklären sie islamische Phänomene sehr ähnlich, allerdings ohne das sozialistische Dogma ihres Vorgängers. Auch Dan Diner arbeitet mit diesem Ansatz, wenn er z.B. das Ausbleiben technischer Innovationen in der islamischen Welt am Geldüberfluss durch das Erdöl und der späten Einführung des Buchdruckes festmacht.

Schließlich zeigt Islam und Kapitalismus deutlich die Schwächen des marxistischen Ansatzes, Gesellschaftsphänomene über wirtschaftliche Faktoren und Klassenmodelle zu erklären: Während es laut Maxime Rodinson keine Korrelation von Islam und Wirtschaft gibt, hat der politische Islam und der extremistische Islamismus einen enormen Einfluss auf die Gesellschaft – ob nun im Nahen und Mittleren Osten oder hier in Europa. Ein Faktor, den der Autor mit seiner Herangehensweise massiv unterschätzt hat.

Oktober 2007

Maxime Rodinson: Islam und Kapitalismus, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1986 (1966 franz. Original), 416 Seiten, 10 Euro.

3.17 Alice Schwarzer | Der kleine Unterschied (Claudia Johann)

Als Alice Schwarzer 1975 ihr erstes und wohl auch meist diskutiertes Buch veröffentlichte, gingen zwei Wellen durch das Land: die eine schäumte vor Empörung, die andere spürte das erste Mal einen Schimmer von Hoffnung und machte sich bereit zum „Überschlag“.

Viel diskutiert und in ihrer Person diffamiert, stellten die Medien Schwarzer wenig schmeichelhaft als „hässlich wie die Nachteule mit dem Sex einer Straßenlaterne“ (AZ, München), als „Mannweib“ und „Männerhasserin“ (Bild) dar. Auch die Diskussion mit Esther Vilar im Jahre 1975, die die ARD sendete, löste heftige Reaktionen aus: Bild berichtete von einer Person, die mit „dem stechenden Blick durch die Brille guckt wie eine Hexe im bösen Märchen“ und der Spiegel gar sprach von der Frau mit dem „aggressivem Intellekt“ und „beunruhigendem Männerverstand“.

Nach eigenen Aussagen aber bekam Schwarzer auch tausende von Briefen, in denen die Leserinnen und Leser ganz persönlich Stellung nahmen. Nicht wenige darunter drückten ihren Dank aus, für das, was Alice Schwarzer mit ihrem Buch ins Rollen gebracht hatte.

Alice Schwarzer, heute Journalistin, Herausgeberin und Verlegerin löste damals einen Skandal aus, der trotz unzähliger Diskussionen, bis heute nicht vollständig geklärt scheint.

In ihrem Buch *Der kleine Unterschied* mit dem provokanten Untertitel *Frauen über sich – Beginn einer Befreiung* schaffte sie es, jenen in ihrem Selbstverständnis unterdrückten Frauen eine Stimme zu geben. Obwohl die Frauen hier nur von ihrem alltäglichen Leben berichteten, einem Leben, das viele Frauen neben ihnen teil(t)en, war die männlich dominierte Öffentlichkeit empört, genauer gesagt: sie fühlte sich aufs Schlimmste denunziert.

Alice Schwarzer sprach vor gut 30 Jahren ein Thema an, das an Aktualität bis heute nicht eingebüßt hat. Das Ziel der Neuen Frauenbewegung, die sich in ihren Anfängen, was den deutschsprachigen Raum betraf, hauptsächlich auf dieses Buch bezog, war und ist Gleichberechtigung, Respekt sowie die Auflösung von Hierarchien im Allgemeinen und in Bezug auf die Geschlechterthematik im Speziellen. Als Schwarzer 1969 nach Paris kam, lernte sie Simone de Beauvoir und andere Aktivistinnen kennen, schloss sich ihnen an und initiierte gemeinsam mit ihnen die Frauenbewegung „Mouvement de libération des Femmes“. Drei Jahre später übertrug sie jene Ideen nach Deutschland, wo sie in der Abtreibungskampagne im Stern, nach französischem Vorbild, erstmalig für Aufsehen sorgte. Doch ähnlich ihrem Vorbild Simone de Beauvoir, die mit ih-

rem Werk *Das andere Geschlecht* in Frankreich auf eine vergleichbare öffentliche Ablehnung stieß, ließ sie sich in ihrem Kampf gegen die Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes nicht beirren. Die Vehemenz der unterschiedlichen Reaktionen verwies auf die Aktualität jener von Schwarzer auf den Plan gerufenen Thematik. Denn selbst in ihrer Ablehnung erhielten das Buch und die damit ins Leben gerufene zweite Frauenbewegung eine mediale Aufmerksamkeit, die den kleinen Unterschied Schwarzers noch heute zu einem viel gelesenen Bestseller in zwölf Sprachen macht. Dabei wurde das Buch im Vornherein von zahlreichen Verlegern mit der Begründung des mangelnden Interesses der Bevölkerung am Thema abgelehnt und auch der Fischer Verlag veröffentlichte es in einer nur kleinen Erstauflage.

Erst nachdem zehntausende von Frauen das Buch lasen, begannen die Printmedien auf Schwarzers Titel aufmerksam zu werden, begleitet von erstaunlich unsachlicher Polemik wie etwa in der *Süddeutschen Zeitung*: „Hier hat eine ‚frustrierte Tucke‘ andere frustrierte Tucken schamlos exploriert, um einen Bestseller zu schreiben.“ Aber auch begleitet von Anerkennung.

Doch was machte gerade dieses Buch so wichtig? Warum fühlten sich gerade mit diesem Buch so viele Frauen angesprochen und verstanden? Die eine Erklärung ist wohl in der Nähe zu jeder einzelnen Leserin zu finden. In ihrem Buch schildert Alice Schwarzer Gespräche mit 16 Frauen, die teils in Zitaten, teils im wiedergebenden Erzählstil festgehalten sind. In diesen Gesprächen erzählen die Frauen von ihrem Leben, ihren Problemen und auch von Lösungen, die sie gefunden haben, um ihre jeweilige Situation zu verbessern oder zu ändern. Wichtig ist hierbei die Vielfältigkeit des sozialen Hintergrundes aus dem die Betroffenen kamen. Es spricht nicht nur die „frustrierte Hausfrau“ an, sondern auch Studentinnen und allein stehende, berufstätige Frauen. Dabei legte Schwarzer gerade auf die Thematisierung der Sexualität ihren Fokus, wobei die interviewten Frauen auch gleichgeschlechtliche Erfahrungen oder sogar die offene Wahl einer solchen Beziehung ansprachen. Sexualität wird hier klar als die steuernde Instanz überhaupt betrachtet, eine, die neben gesellschaftlichen Hierarchien auch das private Leben der betreffenden Personen bestimmt. Nach jedem Gesprächsausschnitt folgt eine kurze Lagebeschreibung durch die Autorin selbst und oft eine direkte Stellungnahme der Frau zum Umgang mit dem

durch Schwarzer Gesagten. Das Buch erscheint durch die so intimen Erzählungen der Protagonistinnen persönlich und nah am Lebensalltag der Frauen.

Doch auch die Neuigkeit und Brisanz des Angesprochenen spielten eine maßgebliche Rolle. Ein Buch dieser Art, eines, das diese Gruppe der Gesellschaft und ihre Probleme anspricht, existierte vorher so noch nicht im deutschen Sprachraum. Wenn auch der Öffentlichkeit vielleicht so nicht bewusst, war es ein Thema von extremer Aktualität, sprach das Buch doch Themen an, mit denen jede Frau und vielleicht auch einige Männer sich, primär insgeheim, schon länger auseinandersetzen. Natürlich musste der Beginn eines solchen neuen Diskurses auf Widerstand stoßen, einer, der die alten Hierarchien in Gefahr brachte, wobei Widerstand nicht zuletzt auf Seiten der betroffenen Akteure selbst auftrat. Viele Frauen negierten die Einwürfe Schwarzers vehement und tun dies noch heute, wie etwa als prominentestes Beispiel der damaligen Zeit die schon benannte Esther Vilar. Nicht zuletzt war Alice Schwarzer eine von denen, die in Deutschland mit am Aufbau und an der öffentlichen Anregung des Bewusstseins der kulturellen Formung von Geschlechtsidentitäten, deren Normierung und Aufrechterhaltung, beteiligt waren. Sicher war sie nicht die erste, doch stellte sie im deutschsprachigen außerwissenschaftlichen Bereich die Weichen für dieses Thema. Eines, das in den folgenden Jahren – und schließlich bis heute – große Bedeutung erlangte, wenn auch in den öffentlichen politischen Debatten nicht immer die Fortschritte, die auf diesem Gebiet vollzogen wurden, erkennbar sind. Schwarzer aber war somit die erste, zumindest erste massenwirksame Protagonistin der deutschen feministischen Bewegung.

Als vielleicht sogar wesentlichstes Element, das sich bereits beim Erscheinen des Kleinen Unterschiedes abzeichnete, sei die prägnante Selbstinszenierung Schwarzers nicht zu unterschlagen. Durch permanente Medienpräsenz und steten Aktionismus zog Schwarzer konsequent die mediale Aufmerksamkeit auf sich und damit auf jene von ihr verfolgten Themen und Probleme. Wenn auch journalistisch nicht immer korrekt, versteht sie es, zu polarisieren und ihre Meinungen zu verbreiten. Mit gezielt eingesetzter rigider Haltung, die ihr Anfangs vorgeworfen wurden, gelingt es ihr, festgefahrene Strukturen aufzurütteln. Ob Schwarzer also gegen das Verbot der Abtreibung mobil machte, den

Stern für seine sexistischen Titelseiten verklagte oder gegen den Sadomasochismus kämpfte, sie sorgte dafür, nicht in Vergessenheit zu geraten.

Alle Faktoren zusammen machen den Kleinen Unterschied zu einem Buch, das nicht nur in verschiedenste Sprachen übersetzt wurde, sondern noch heute nicht aus dem Gedächtnis verschwunden ist, ja sogar immer noch Aktualität aufweist. Dies nicht nur in Ländern wie Korea, wo Der kleine Unterschied gerade vor vier Jahren erschien, sondern auch in Deutschland selbst, wo momentan wieder Diskussionen um traditionale Lebensweisen und Partnerkonzepte geführt werden, die in diesem Buch schon vor 30 Jahren angeklagt wurden.

August 2008

Schwarzer; Alice: Der kleine Unterschied und seine großen Folgen. Frauen über sich – Beginn einer Befreiung, Frankfurt am Main: S. Fischer 1975, 243 S.; Letzte Auflage: Frankfurt am Main: Fischer TB 2002, 307 S., 9,90 Euro.

3.18 Wilhelm Weischedel | Philosophische Hintertreppe (Felix Struening)

Ein Kanon dient dem Erinnern dessen, was wir als wertvoll und sinnvoll erachten. Oder, wie es der Literaturkritiker Fritz J. Raddatz im Vorwort der Zeitbibliothek der 100 Sachbücher ausdrückte: „Gibt es in unserem Begreifen von Geschichte eine Tradition, die nicht nur versunkenes Gedankengut bewahrt in Vitrinen, Museen und Bibliotheken? Gibt es im Verhalten der Menschen zueinander Hergebrachtes, das sie – wenn schon nicht als verbindlich, dann doch – als gemeinsame Orientierung begreifen? Gibt es in der Fühlweise der Zeitgenossen einen – nein: nicht Codex, aber – Besinnungseffekt auf das bisher von der Menschheit Geleistete? Wirkt das alles weiter, ins Heute hinein?“

Wilhelm Weischedels Die philosophische Hintertreppe verfolgt genau dieses Ansinnen. In hoch konzentrierter und zugleich verständlicher Form nimmt er den Leser mit zu den großen Denkern unserer Kultur. Allerdings nicht den mühseligen Weg über die Vordertreppe und all jene schwerverständlichen Werke der Philosophie. Er schmuggelt sich stattdessen – der Titel ist Programm – über die Hintertreppe direkt in Schlaf- und Wohnzimmer Voltaires, Schlegels

und Wittgensteins. Wilhelm Weischedels Anliegen: Herauskrystallisieren, was von den Denkern und ihren Gedanken bewahrt werden muss. Eine Prozedur, die maßgeblich für sein eigenes Philosophieren war und durch systematisches Destillieren eine haltbare denkerische Position herausbilden sollte.

Dem Skeptizismus verpflichtetes Denken

Nach dem Studium der Theologie und Philosophie promovierte Weischedel 1933 bei Heidegger, nahm aber während des Dritten Reiches Abstand zur Position seines Lehrers. Nach dem Zweiten Weltkrieg lehrte der Autor an der Universität Tübingen und an der Freien Universität Berlin. Weischedels Denken ist eine eigene existenzphilosophische Position, die dem Skeptizismus verpflichtet ist. In kritischer Distanz zu den kirchlichen Institutionen versuchte er gegen die nihilistischen Positionen seiner Kollegen eine philosophische Theologie zu formulieren. In seinen Werken leistet Wilhelm Weischedel eine kritische Auseinandersetzung mit dem Gottesbegriff. Dabei reicht seine Perspektive von der Ablehnung theologischer Dogmatismen in *Abschied vom Christentum* bis zur problemgeschichtlichen Erörterung in seinem Hauptwerk *Der Gott der Philosophen*. Allerdings ist ein Großteil von Weischedels Werken unveröffentlicht oder mittlerweile vergriffen, der unedierte Nachlass lagert in der Staatsbibliothek Berlin. Bekannt wurden lediglich das Hauptwerk und eben *Die philosophische Hintertreppe*.

Schwerpunkt auf der Metaphysik

Auch dieses Buch beschäftigt sich vor allem mit der philosophischen Suche nach Gott, also der Metaphysik. Andere Bereiche der Philosophie, wie z.B. das politische Denken bei Aristoteles oder Plato werden nahezu ausgeklammert. So könnte man das Buch auch mit dem ironischen Titel: *Der gescheiterte Gottesbeweis* versehen. Doch Weischedel selbst erklärt dies so: „Wenn die Griechen von ihren Göttern sprechen, dann meinen sie damit vielmehr die hintergründige Tiefe der Wirklichkeit.“ Und mit den Griechen beginnt auch *Die philosophische Hintertreppe*, denn als diese ihre Mythen bezweifeln und hinterfragen, fängt für den Autor das philosophische Denken an. Mit Thales im 6. Jahrhundert vor Christus einleitend, eilt er mit Sieben-Meilen-Stiefeln durch die Geschichte der Philosophie: Sokrates, Platon und Aristoteles, weiter zu Augusti-

nus, Thomas von Aquin und Meister Eckhart. Dann ist er schon bei Descartes, Spinoza und Voltaire. Knapp zehn Seiten der Taschenbuchausgabe müssen für Rousseau reichen, bei Kant werden die umfangreiche Kritik der reinen Vernunft ebenso wie die der praktischen aus dem Zimmer verbannt. Der Leser trifft Schopenhauer, Marx und schließlich Heidegger, den Doktorvater des Autors. Insgesamt kommen 34 Philosophen auf den knapp 300 Seiten zur Sprache.

Philosophie hat jedem etwas zu bieten

Weischedel ordnet die Denker in ihren jeweiligen Zeitgeist ein, erwähnt Biografisches, erzählt Anekdoten. Mittels Fakten, überlieferter Geschichten und einem Schuss Phantasie inszeniert der Autor das Leben der Philosophen als Kontaktmöglichkeit für den Leser, dieser hat sozusagen die Möglichkeit, am Leben der Denker persönlich teilzunehmen. Der Eindruck entsteht, alle würden am Bild des Menschen, an einer Philosophie des Menschen arbeiten. Durch das dabei immer wieder anklingende Pathos des Existenzialismus vermittelt Wilhelm Weischedel dem Leser das Gefühl, am Weltgeschehen mitzuwirken.

Dass Die philosophische Hintertreppe die Originalwerke der Denker nur auszugswise konsultiert und stattdessen ihre zentralen Elemente herauskristallisiert, dient einerseits dem verhältnismäßig geringen Umfang des Werkes, andererseits dem Verständnis des Laienlesers. Mit einer klar verständlichen Sprache zeigt er vor allem die Wirkung der Werke auf das Leben jener, die sich damit beschäftigten. Weischedel hält es hier mit Meister Eckhart: Ein Lebensmeister sei noch immer besser als 1.000 Lehrmeister. Der Autor vermittelt eine Art Gefühl von Philosophie, seine Begeisterung ist förmlich lesbar. Er zeigt, dass Philosophie nicht nur für den (universitären) Elfenbeinturm gedacht ist, sondern jedem etwas bieten kann. Schließlich ginge es nicht um die Dinge, sondern um das Wesen der Dinge: „Die alte und bleibende Wahrheit ist, dass alles Wirkliche nicht nur ein vordergründiges Gesicht trägt, sondern hintergründig von einem Tieferen durchwaltet ist.“ Und weiter: „Aber wer es nicht riskiert, den Grund, auf dem er steht, zu verlieren, in der verwegenen Hoffnung, einen tieferen und sichereren Grund zu erlangen, der wird nie wissen, was das Philosophieren seit seinen ersten Anfängen bedeutet.“

Als Nachschlagewerk wenig tauglich

Beurteilungen des Gedachten schwingen eher süffisant im Nebensatz mit oder klingen zwischen den Zeilen an. Ein Deutungskanon wird also nur indirekt mitgeliefert. Wilhelm Weischedel verzichtet ganz auf Fußnoten und eine Bibliografie. Das kommt der Verständlichkeit eines Einführungswerkes in die Philosophie zu Gute, hat aber den Nachteil, zugleich schnelles Vergessen zu fördern. Als Nachschlagewerk taugt Die philosophische Hintertreppe also wenig, wahrscheinlich soll sie das auch gar nicht. Im universitären Bereich wird das Buch strikt abgelehnt, dennoch hat Weischedels emotionaler Schreibstil Hunderttausende fasziniert, das Taschenbuch liegt 2006 bereits in der 35. Auflage mit einer Auflagenhöhe von 770.000 vor. 1966 erstmals erschienen und 1973 erweitert, war Die philosophische Hintertreppe das erste Werk seiner Art.

Der Blick auf die nachfolgende Konkurrenz zeigt wenig Erfrischendes. Ein willkürlicher Griff in das Regal mit Einführungen in die Philosophie fördert Nachahmer der verschiedensten Klasse zu Tage. So versucht Jörg Zittlau durch Titelnachahmung auf das Erfolgsmodell aufzuspringen: Die philosophische Rolltreppe (2004) erklärt 40 Denker und philosophische Themen im Lexikonstil. Und so, wie man eine Rolltreppe nicht selbst hinaufsteigen muss, erhält der Leser alles kurz vorgekaut, ohne eigene Denkarbeit leisten zu müssen. Die Faszination für die Philosophie an sich bleibt dabei auf der Strecke. Stephen Law hingegen baut sein Buch Warum die Kreter lügen, wenn sie die Wahrheit sagen (2004) auf philosophischen Fragestellungen auf und verknüpft die Themen sehr gut miteinander. Allerdings ist sein Schreibstil sehr belehrend und von oben herab, ein Gefühl, das Wilhelm Weischedel niemals bei seinen Lesern verursacht. Einen gut verständlichen Zugang liefert Robert Zimmer mit Das Philosophenportal (2004), allerdings thematisiert er nur 16 Themen und Autoren. Umso umfassender ist dafür ein Projekt des Philosophischen Institutes der Universität Graz unter der Federführung von Anton Grabner-Haider: Die wichtigsten Philosophen (2006) portraitiert 55 europäische Denker und zuzüglich 15 der jüdischen Kultur. Das Werk weist eine hohe Aktualität auf (bis Jaques Derrida) und stellt die jeweiligen Werke der Philosophen gesondert vor. Erwähnt werden muss natürlich auch Jostein Gaarders Sofies Welt. Hier funktioniert die Personalisierung der Philosophievermittlung ähnlich wie bei Wei-

schedel, nur das zusätzlich mit einer literarischen Rahmenhandlung und einer verstärkten Dialogisierung gearbeitet wird.

Mit *Die Philosophische Hintertreppe* ist es Wilhelm Weischedel gelungen, die Faszination für ein ansonsten schwer zugängliches Thema zu wecken. Sein Werk bleibt ein auf den philosophischen Laien ausgerichtetes Sachbuch und versteigt sich nicht in die Tiefen umfangreicher Fachbücher. So umfasst etwa eine der kürzesten Geschichten der Philosophie für den universitären Gebrauch von Franz Schupp drei Bände und über 1.600 Seiten. Es ist also durchaus beachtlich, wie Wilhelm Weischedel verdichtet und betont, ohne der Philosophie ihre Wirkkraft auf das Denken des Lesers zu nehmen. Die philosophische Hintertreppe ist schon im Titel Programm für das populäre Sachbuch schlechthin. Denn dies ist schließlich die hohe Kunst des Sachbuches: Über die Hintertreppe den Leser in komplexe Sachverhalte einzuführen, gleichzeitig die Sprache der Fachrichtung zu sprechen und doch verständlich zu bleiben. Bleibt nur mit der Widmung des Autors selbst zu schließen: „Eines ist jedoch entscheidend: dass: wer sich auf den 34 Aufstiegen hat führen lassen, den Abstieg nicht vergesse. Soll dieser nicht ein gleichgültiges Hinuntergehen oder gar ein Hinunterfallen sein, dann muss in ihm erhalten bleiben, was im Aufstieg erfahren worden ist. Nur im bewahrenden Abstieg werden die Einsichten, die auf der Etage der Philosophen gewonnen wurden, auch für das Erdgeschoss des alltäglichen Lebens, ja vielleicht sogar für den Keller der Wirklichkeit fruchtbar.“

Januar 2008

Wilhelm Weischedel: „Die philosophische Hintertreppe“, 1966, erweitert 1973, aktuell: 35. Auflage, München: dtv 2006, 8,50 €. Auflagenhöhe: 770.000

4 Forschungsliteratur

4.1 Non Fiktion 1/2007 | Sachen und Sachlichkeit – die 1920/30er Jahre: Kurzrezensionen

Matthias Uecker: Wirklichkeit und Literatur. Strategien dokumentarischen Schreibens in der Weimarer Republik. Oxford, Bern u. a.: P. Lang 2007. 567 Seiten. 84,00 Euro.

Dass die Zwanziger Jahre von einem Dokumentarenthusiasmus sondergleichen erfüllt waren, das steht fest. So fest, dass seit den einschlägig daran geknüpften Wiederbelebungsbegeisterungen der Siebziger Jahre, als der Dokumentarismus noch einmal wunschhaft mit jener Sehnsucht nach gesellschaftlichen Veränderung verbunden wurde, die ihm seinerzeit schon nicht gelungen war, so recht niemand mehr als allenfalls von Fall zu Fall sich damit befasst hat. Matthias Uecker, hinreichend jung (Jg. 1962) und mehr als zureichend ausgewiesen dazu – u. a. durch Arbeiten über die Weimarer Republik und über Alexander Kluge –, um nicht unbefangen, aber mit der nötigen Distanz und Kenntnis daran zu gehen, hat nun eine voluminöse Rekonstruktion jener dokumentarischen Jahre und ihrer – bei näherem, Ueckers Hinsehen – gar nicht so naiven Vorannahmen vorgelegt.

Er begreift die Jahre der Weimarer Republik als „zwar keinen Beginn, wohl aber einen seltenen Höhe- und Verdichtungspunkt“. Keineswegs ohne sich von den politischen Implikationen der damaligen dokumentarischen Hoffnungen einfach loszusagen, aber in wohlthuend nüchterner Distanzierung stellt er erst einmal fest, dass diese Literatur und ihre Situation inzwischen sehr historisch geworden sind.

Entsprechend bemüht er sich um eine Rekonstruktion der zeitgenössischen Literaturverhältnisse. Und auch wenn er auf das schlagend illustrative Material, das es dazu gibt, etwas zu sehr verzichtet, um sich an streng systemische Überlegungen zu halten, so hat hier das Buch doch eine erste Stärke, indem es das Literatursystem der Weimarer Republik aus dieser spezifischen Perspektive

des Versuchs, es in einer gerade auch ökonomisch krisenhaft erfahrenen Situation zu verändern, transparent und so begreifbar macht.

Systematisch entfaltet Uecker sodann – seine zweite Stärke – auf einer breiten Materialbasis die zeitgenössischen Diskurse, in denen versucht wurde, das Verhältnis von Literatur und Wirklichkeit neu zu bestimmen, ebenso wie die damit zusammenhängende Veränderung und Umbestimmung der Autorenrolle. Unumgänglich kommt dabei die Funktion der neuen Medien Fotografie, Film und Rundfunk, ins Spiel. Und auf dieser Folie werden dann die unterschiedlichen Autoren – solche von Kriegsromanen wie Reportagen, Reportageromanen wie Zeitromanen: Edlef Köppen wie Erik Reger, Johannes R. Becher wie Arnolt Bronnen und Alfred Döblin, E. E. Kisch wie Joseph Roth und Heinrich Hauser, nicht zu vergessen, diejenigen die meist vergessen werden, nämlich dokumentarische Dramatiker (Berta Lask, Ernst Toller u. Friedrich Wolf) – ausführlich und eingehend so dargestellt, dass sie eine klare ästhetische Kontur bekommen.

Daraus ist eine ebenso klar argumentierende wie umfassende Darstellung entstanden, die auf ihre Weise vorbildlich ist und wohl ein länger anhaltendes Standardwerk werden wird. Und wenn etwas neben dem strikt asketischen Ernst der Darstellung, der konsequent auf die Befassung mit den vielerlei windigen Figuren im Sog des damaligen modischen Trends verzichtet, zu monieren ist, dann nur, dass Siegfried Kracauer vielleicht nicht ganz so zentral vorkommt, wie man es sich von dessen Bedeutung her gewünscht hätte. Aber zu Kracauer gibt es ja auch sonst genug. (Esch)

Kerstin Barndt: Sentiment und Sachlichkeit. Der Roman der Neuen Frau in der Weimarer Republik. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2003. 229 Seiten. 43,50 Euro.

Die Personifizierungen der weiblichen Angestellten und Studentinnen der Weimarer Republik hießen Helene und Gilgi. „Wir passieren Stationen vom Sportgirl bis Gretchen, / Studentin Helene bis Lesbosmädchen“, schrieb die Zeitschrift UHU über die Heldinnen der Zeit, die u.a. Romanfiguren aus der Werkstatt der Schriftstellerinnen Vicki Baum und Irmgard Keun waren. Während Keuns Romane, wenn auch mit erheblicher Verspätung, in den Kanon der

literarischen Moderne aufgenommen wurden, werden die Weimarer Romane von Vicki Baum von der Forschung bis heute als trivial abgetan. Dem arbeitet Kerstin Barndt mit ihrer Studie entgegen.

Sie geht mit ihren Untersuchungen des literarischen Feldes den kontroversen Auseinandersetzungen über die Rolle der Frau und weibliche Kultur nach, die der Erfolg der Romane von Frauen in der Weimarer Republik auslöste.

Stellvertretend werden drei populäre literarische Werke in den Mittelpunkt gestellt: Vicki Baums stud. chem. Helene Willfüer (1928) sowie Gilgi – eine von uns (1931) und Das kunstseidene Mädchen (1932) von Irmgard Keun, alle drei Zeitromane, deren Hauptfiguren die „Neuen Frauen“ verkörperten, die als „Multiplikatoren im Rationalisierungsprozess“ (15) galten.

Es war ein literarischer und finanzieller Erfolg, der ohne die Leserinnen gar nicht möglich gewesen wäre, so eine von Barndts Thesen, standen Autorinnen, Romanfiguren und Leserinnen doch in einem engen Wechselverhältnis. Zum anderen haben auch die veränderten Produktionsbedingungen von Büchern, u.a. die Herstellung von preiswerten Taschenbüchern und die Krise der Hochliteratur, zum Erfolg der Bücher beigetragen.

Den von Helmuth Lethen in seinen Verhaltenslehren der Kälte beschriebenen drei Prototypen der Weimarer Moderne, „kalte Persona“, „Radartyp“ und „Kreatur“ setzt die Autorin die Neue Frau entgegen, „um die vermeintliche ‚Männlichkeit‘ der Kultur der Neuen Sachlichkeit zu prüfen“. (2) Ziel ihrer Studie ist es auch, das Urteil der Neuen Sachlichkeit als einer männlichen Kultur und das der Neuen Frau als Girl, dem die Germanistik bis zur Herausbildung der Frauen- und Geschlechterforschung nachhing, nachhaltig zu revidieren.

Barndt geht der Mittlerfunktion der Romane der Neuen Frau zwischen literarischer Moderne und Populärkultur nach, – dem „gutgemacht Mittleren“ (22) als Verbindung von neusachlicher Erzählweise und Melodramatik, das wichtig für den Anschluss der Moderne an die Masse der Leserinnen und Leser war.

Die Romane von Baum und Keun gehörten zu jenen Zeitromanen, die dem Alltag der Gegenwart unmittelbar verpflichtet waren und Probleme verhandel-

ten, die ihre Zielgruppe unmittelbar angingen. Dazu gehörten ungewollte Schwangerschaften angesichts des verschärften § 218 genauso wie die Vereinbarkeit von Partnerschaft und Erfolg im Beruf. Die populären Figuren bündelten Bilder moderner Weiblichkeit, jenseits der Klischees von Kurzhaarschnitt, Hängekleid, Zigarette und Angestelltendasein.

Die gut lesbare Untersuchung weist den Roman der Neuen Frau als einen eigenständigen Beitrag der Literatur der Weimarer Republik nach. (AG)

Heiner Boehncke, Michael Crone (Hrsg.): Radio Radio. Studien zum Verhältnis von Literatur und Rundfunk (= Frankfurter Forschungen zur Kultur- und Sprachwissenschaft, Bd. 9). Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang 2005. 357 Seiten. 46,80 Euro.

Schon in den ersten Zeilen des Vorwortes lauert für den Rezensenten und den unvorbereiteten Leser das Erschrecken. Da heißt es nämlich: Bei den hier abgedruckten Aufsätzen „handelt es sich um überarbeitete Hausarbeiten der Studierenden“, die in einer Seminarreihe zur Literaturgeschichte des Radios an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt entstanden sind. Hausarbeiten stehen gemeinhin nicht in dem Ruf, publikationswürdig zu sein, und um es kurz und knapp zu sagen: auch bei den hier versammelten wäre – gemessen an wissenschaftlichen Kriterien – in dieser Hinsicht kein Handlungsbedarf zu konstatieren gewesen.

Nun sind die Kriterien für Studienprojekte nicht unbedingt die der Wissenschaft und natürlich ist es sinnvoll, den Studierenden die Möglichkeit zu geben, ihre Arbeiten einer breiteren Öffentlichkeit – und so professionell gestaltet wie möglich – vorzustellen. Initiativen wie die von den Herausgebern Heiner Boehncke und Michael Crone, beide Mitarbeiter des Hessischen Rundfunks und Hochschuldozenten, sind deshalb zu begrüßen, nur haben sie ihre Sache in diesem Fall leider nicht besonders gut gemacht.

Viele der präsentierten Texte entsprechen schon in formaler Hinsicht (Zitate, Quellen) nicht vollständig den Ansprüchen, die an eine Hausarbeit gestellt werden, und erreichen sprachlich kaum das Niveau, das publizierte Texte haben

sollten. Auch im Layout des Bandes treten gravierende Fehler auf. Und Themen wie „Das Radio als Propagandamittel im Dritten Reich“ oder „Oralität und Radio – ein kulturhistorischer Überblick“ sind schlicht zu groß, um in einigermaßen präsentabler Form bearbeitet zu werden. Eine professionelle Redaktion und eine intensivere wissenschaftliche Betreuung hätten den Wert der einzelnen Texte, des Bandes und nicht zuletzt wohl auch den didaktischen Wert der gemeinsamen Seminararbeit gesteigert. (AH)

Astrid Deilmann: Bild und Bildung. Fotografische Wissenschafts- und Technikberichterstattung in populären Illustrierten der Weimarer Republik (1919-1932). Osnabrück: Der Andere Verlag 2004. 552 Seiten. 147 Abb. 73,90 Euro.

Die geschichtswissenschaftliche Dissertation von Astrid Deilmann wendet sich einem von der historischen Forschung bisher kaum beachteten Thema zu: dem Zusammenhang von Wissenspräsentation und medientechnischer Entwicklung. Ihr Untersuchungsinteresse richtet sich auf die Frage nach den spezifischen Vermittlungsleistungen fotografischer Darstellung für die Wissenschafts- und Technikberichterstattung in der Weimarer Republik. Sie möchte nicht nur die „bisherigen Forschungsergebnisse zur Wissenschaftspopularisierung um den Zeitraum der Weimarer Republik erweitern“ [9], sondern auch die Möglichkeiten des vernachlässigten Bereichs der historischen Bildforschung ausschöpfen und erweitern.

Dieser Ansatz ist vielversprechend und notwendig, denn spätestens seit Ende des 19. Jahrhunderts avancierte die Fotografie zu einem Massenmedium, das in mehrfacher Weise die Verbreitung und Rezeption von Wissen veränderte: Sie beförderte nicht nur den rasanten Aufstieg der Illustriertenpresse und eine damit verbundene „Demokratisierung von Informationen“ [90], sondern hatte auch wesentlichen Anteil an der Etablierung eines Weltbildes, das durch „Technikmanie“ [384] und unbedingten Glauben an die Erfolge des wissenschaftlichen Fortschritts gekennzeichnet war. Als Ergebnis und Sinnbild technischer Entwicklung und aufgrund ihrer vermeintlich objektiven Wiedergabe von Wirklichkeit, vermochte die Fotografie wirksam ein Narrativ zu verbreiten, das

in der durch Kriegsniederlage und Wirtschaftskrise verunsicherten deutschen Gesellschaft Konsens und Verbindlichkeit schuf.

Deilmann rekonstruiert diese komplexen Zusammenhänge unter Heranziehung der auflagenstärksten Zeitungen der Weimarer Republik. Sie wertet sämtliche Jahrgänge der Arbeiter-Illustrierten Zeitung (AIZ), der Kölnischen Illustrierten Zeitung (KIZ) und der Berliner Illustrierten Zeitung (BIZ) aus und fasst die Ergebnisse ihrer Analyse in vier thematischen Blöcken zusammen. Diese betreffen die Präsentation neuer verkehrs- und medientechnischer Möglichkeiten, die Darstellung der Konsequenzen von Rationalisierung und Psychotechnik auf Arbeitsabläufe und Alltagsleben, die fotografische Ausstellung „deutscher Höchstleistungen“ und die Inszenierung herausragender Akteure aus dem wissenschaftlichen und technischen Bereich. Deilmann kann zeigen, dass für alle Zeitschriften Wissenschaft und Technik eine Projektionsfläche vielfältiger Bedürfnisse darboten und unterschiedliche Interessen bedienten. Während die Darstellungen in der KIZ und BIZ die Macht und den legitimen Führungsanspruch Deutschlands stützen wollten, zielte die AIZ darauf ab, den Leser in seinem „Glauben an die sozialistische Idee und die Revolution“ zu bestärken [395]. Neben der Vermittlung explizit politischer Aussagen ging es in der Berichterstattung vor allem auch um die Beglaubigung wissenschaftlicher Tätigkeit, um die Herausstellung ihres Nutzens für Gesellschaft, Gesundheit und Wirtschaft. Indem Deilmann verdeutlicht, mit welchen Mythen und Assoziationen einzelne Wissensgebiete (vornehmlich Flugtechnik, Medizin und Hygiene) verknüpft und aufgewertet werden, leistet sie auch einen Beitrag zur Faszinationsgeschichtsschreibung ausgewählter Phänomene.

Die eigentliche Stärke der Arbeit besteht aber darin, dass Deilmann nicht bei einer inhaltlichen Beschreibung der Bildbeiträge stehen bleibt, sondern danach fragt, wie fotografische Darstellungen aufgrund ihrer Gestaltungsweisen Wissen zurichten und konstruieren. Sie kommt zu dem Befund, dass Wissenschaftsfotografie „die Welt durch die Form der Abbildungen“ interpretiere [147]. Ausschnitt, Format, Perspektive, Beleuchtung, Kontrast und Bildkomposition prägten entsprechend ihrer Auswahl und Verkopplung die Bildinhalte. Darüber hinaus erfuhr die Ausdrucksfähigkeit der Fotografie eine zusätzliche Modifikation von Seiten der Illustriertenredaktionen. Durch Platzierung im

Layout und durch Verbindung mit einem Begleittext ließen sich zusätzliche Bedeutungen eintragen. In einigen Abschnitten gelingt es Deilmann, das Verhältnis formaler Strategien und fotografischer Vermittlungsleistung bzw. Wirkungsweise überzeugend darzulegen. So kann sie zeigen, wie durch Kopfhaltung und Gesichtsausdruck, durch Anknüpfungen an tradierte Muster der Portraitmalerei, durch sorgfältige Auswahl der Perspektive und Beleuchtung eine Glorifizierung und Heroisierung der Wissenschaftsakteure erreicht wird. In den meisten Fällen tritt jedoch die formale Analyse der Fotografien hinter einer bloßen Beschreibung zurück. Vor allem das Zusammenspiel fotografischer und anderer Bild- und Sprachmedien und die daraus entstehenden Bedeutungsüberschüsse spielen in der Untersuchung kaum eine Rolle.

Es erscheint auch fraglich, ob die gewählte Systematisierung den Anspruch einlösen kann, eine „Typologie der fotografischen Technik- und Wissenschaftsberichterstattung in Illustrierten der Weimarer Zeit“ [12] zu entwerfen. Deilmann fällt es sichtlich schwer, die thematische Fülle zu bändigen. Sie kontextualisiert zwar umfassend, verliert aber häufig aufgrund der umfangreichen historischen Bezüge die Fragestellung nach der Medienspezifik aus dem Blick. Eine Beschränkung auf wenige Themenkomplexe hätte möglicherweise mehr gebracht, denn dann wäre Raum geblieben, um die zugrunde liegenden fotografischen Strategien der „Inszenierung und Konstruktion von Wissen“ zu anderen medialen Präsentationsformen – etwa zum Text, zur Ausstellung oder zum Film – in ein Verhältnis zu setzen. Dessen ungeachtet eröffnen die mannigfach aufgezeigten Bezüge eine Reihe neuer Untersuchungsperspektiven für eine Forschung, die sich mit Popularisierungsprozessen in der Weimarer Republik befasst, und andererseits stellt der Anhang mit seinen 147 fotografischen Abbildungen umfangreiches Quellenmaterial zur weiteren Bearbeitung bereit.
(dm)

Gustav Frank, Rachel Palfreyman, Stefan Scherer (Hrsg.): Modern Times? German Literature and Arts Beyond Political Chronologies. Kontinuitäten der Kultur 1925-1955. Bielefeld: Aisthesis 2005. 450 Seiten. 45,00 Euro.

In den letzten Jahren war, wann immer über die Literatur im Nationalsozialismus diskutiert wurde, regelmäßig wahlweise von einer „anderen“, „autochthonen“, „reaktionären“ oder „organischen“ Moderne die Rede. Der Sammelband „Modern Times?“ erweitert das Spektrum einmal mehr um den nicht ganz unähnlich klingenden Begriff der synthetischen Moderne. Der Verdacht liegt nahe, dass hier seinerseits ein sehr moderner Prozess des labeling um sich greift, der, aus marktstrategischen Gründen, für dasselbe Produkt noch eine weitere Marke in die Welt setzt. Was ist also gemeint und warum noch eine weitere Moderne?

Zunächst einmal wollen die HerausgeberInnen des Bandes jenseits der üblichen politischen Zäsuren mit dem Begriff der synthetischen Moderne versuchsweise eine Epoche der Literatur bezeichnen wissen, die etwa von 1925-1955 angedauert haben soll. Gekennzeichnet ist der Zeitraum durch die „gemeinsame Signatur der Werke dieser Jahre“, durch „die Behandlung ein und derselben Problematik und in der Wahl vergleichbarer Modi der Textorganisation“, mithin durch ein und denselben „epochalen Stil“ [9]. Der Zusammenhang der neuen Epoche soll sich dabei primär aus der „kulturellen Eigenlogik“ [394] ergeben; die Betonung liegt auf dem gemeinsamen Repertoire an Formen und literarischen Strategien, die alle Texte der Zeit (mit einigen wenigen Ausnahmen) teilen sollen. Nicht klar formuliert ist, aber deutlich wird, dass die literaturwissenschaftliche Debatte um die Spezifik der Moderne in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert nicht mehr als Appendix der Diskussionen um Technik und Literatur geführt werden soll, sondern als allgemein ästhetische, die nicht an besondere Motivkomplexe gebunden ist. Was ist also die ästhetische Signatur der synthetischen Moderne?

Um 1925, so die Argumentation, reagiert die Literatur auf das Historischwerden der Avantgarden und bildet eine Formenwelt aus, in der das gesamte Spektrum an Verfahrensweisen als Inventar literarischer Gestaltung erkannt wird, gleichzeitig aber der sozialen und ästhetischen Destabilisierung durch das Festhalten an der metaphysischen Idee einer höheren, ganzheitlichen Synthese

entgegengearbeitet wird. Kurz: kennzeichnend ist eine „Dialektik von Ordnungszerfall und Ordnungssehnsucht“, von „Krisenbefund und Reintegrationswunsch“, oder auch: „Rückkehr zur Einfachheit bei gewahrter Modernität der Verfahren“ [411, 412, 414].

Dabei erweist sich der Begriff der synthetischen Moderne selbst als höchst synthetischer, der die zentralen Signalvokabeln aufnimmt, mit denen in den letzten Jahren die kulturhistorische Forschung vorangetrieben wurde (Krise, Kontingenz, Normalisierung usw.), und als einer, mit dem sehr verschiedene Phänomene auf einen Nenner gebracht werden: Essentialistische Zuschreibungen, überzeitliche Entwürfe, die Sehnsucht nach einem Kollektiv oder der großen Erzählung erweisen sich alle als Aspekte ein und desselben Rückversicherungsmechanismus. Und natürlich lassen sich blendende Beispiele finden, für eine Literatur, die sich in der Doppelung von Zerfall und Neuordnung einrichtet. Karl Aloys Schenzingers Tatsachenromane etwa oder die Industriereportagen Heinrich Hausers (diskutiert von Hans Krahl und Matthias Uecker) scheinen wie gemacht, um die Stichhaltigkeit der Epochenbestimmung zu belegen. Gerade bei der Betrachtung faktographischer Literaturformen entbehrt der Begriff der synthetischen Moderne somit nicht einer gewissen Suggestivität.

Anderes passt weniger gut und wird (das sei zum Lob der fast durchweg gelungenen Aufsätze gesagt) auch nicht passend gemacht. Egal, ob es um Dada und Konkrete Poesie (Madleen Podewski) geht, die Faszination von Ruderalflächen (Helmut Lethen) oder Gottfried Benns Modernismus (Hans J. Hahn), allemal ist das Interessante das, was über die Zeitformel von der synthetischen Moderne hinausgeht und die jeweils spezifischen Kontinuitäten markiert. Hier verschwimmen die Grenzen nach vorne wie nach hinten. Und es scheint fast so, als wollten die Herausgeber den produktiven Eigensinn ihrer Autoren mit einem großen Begriff kontern, der Ordnung und Einheit garantiert, wo keine zu finden ist. Wäre ihr Sammelband dann nicht selber ein Produkt der synthetischen Moderne? (ah)

Ulrich Kittstein: „Mit Geschichte will man etwas“. Historisches Erzählen in der Weimarer Republik und im Exil (1918-1945). Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. 378 Seiten. 48,00 Euro.

Wohl in Reaktion auf den postmodernen Panfiktionalismus Hayden Whites bemüht sich Kittstein einleitend um eine saubere und geradezu chirurgische Trennung der fiktional-literarischen von der wissenschaftlichen historischen Erzählung. Dafür bemüht er neben White auch noch Aristoteles, Arthur C. Danto, Jörn Rüsen, Roland Barthes, Northrop Frye, Hermann Lübke, Daniel Fulda, Ansgar Nünning u.v.m. Das Ergebnis ist ein gut lesbarer informativer, wenngleich recht langatmiger Überblick, der indes auch nur zu dem Ergebnis kommt, dass historisches Erzählen in der Geschichtswissenschaft und im Roman praktiziert wird, beides jedoch aufgrund des „logischen Status des fiktionalen Diskurses“ kategorial unterschieden sei. Leider gerät dabei das gleichermaßen fiktionale wie wissenschaftliche Schrifttum, also der gesamte Bereich populärer Geschichtsschreibung im weitesten Sinne völlig aus dem Blick. So gelingt zwar ein überzeugendes und anschauliches Bild der historischen Biografien und Romane von Autoren wie Döblin, Feuchtwanger, Brecht, Stefan Zweig oder Heinrich Mann in Auseinandersetzung mit den maßgeblichen geschichtstheoretischen und -philosophischen Positionen, doch kann in der Untersuchung eines der populärsten Schriftsteller der Weimarer Republik, Emil Ludwig, nur die bekannte Debatte zwischen Ludwig und der zünftigen Geschichtswissenschaft nachgezeichnet werden, ohne Ludwig in seinem Konkurrenzumfeld zu Autoren wie Valeriu Marcu, Paul de Kruif, René Fülöp-Miller oder Werner Hegemann zu situieren. Auch die für Kittstein „entscheidende Frage“, wie man Geschichte „gut erzählen kann“ [340], hätte mit einer Untersuchung der Sachliteratur der Zeit einer Beantwortung durchaus näher gebracht werden können. (do)

Thomas Achternkamp: Das Schattenjahr 1932. Subjekt zwischen Krise und Katastrophe im Roman der späten Weimarer Republik. München: iudicium 2002. 268 Seiten. 27,00 Euro.

„Gegenstand dieser Arbeit ist die literarische Spiegelung des besonderen Spannungsverhältnisses zwischen der allgemein wahrgenommenen Krise der Weimarer Republik und einem in den intellektuellen Debatten wie in der breiten Öffentlichkeit der Republik antizipierten Übergang des demokratischen in einen totalitären Staat, mit dem sich Individuum und Gesellschaft im Jahr 1932 in Deutschland konfrontiert sehen.“ Untersucht werden soll – unter der Grundannahme: „Text als Zeitzeuge“ – die „Einbindung dieser Texte in den Gesamtdiskurs des Jahres“. (9) Das ist, nimmt man es ernst, höchst ambitioniert. Aber so ernst wird es gar nicht genommen, denn weder wird der „Gesamtdiskurs“ des Jahres, noch der gesamte Krisendiskurs von 1932 untersucht. Die knapp achtzig Bücher und Broschüren, die in jenem Jahr Krise oder Krisis im Titel tragen, kommen nicht vor, schon gar nicht die in die Hunderte gehenden Zeitungsartikel dazu. Weder Detlev Peukerts Band über die Weimarer Republik, der programmatisch im Untertitel trug: „Krisenjahre der klassischen Moderne“, noch die einschlägigen begriffsgeschichtlichen Reflexionen Reinhart Kosellecks, der hier den Vornamen Rainer verpasst bekommt, werden explizit diskutiert, wenngleich sie faktisch ins Konzept eingegangen sind. Aber auch ohne dies hat die Arbeit Material zur Krise genug. Sie findet es vor allem in der reichhaltigen und äußerst breit gestreuten Romanproduktion des Jahres 1932. Wenn drei Jahre nach dieser Monographie, 2005 in einem geschichtswissenschaftlichen Sammelband – Föllmer/Graf (Hrsg.): Die ‚Krise‘ der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters – einleitend u.a. angemahnt wird, die Geschichtswissenschaft müsse sich im Zusammenhang des Krisen-Themas stärker der Künste und der Literatur als Quellen annehmen, dann hätte man in Achternkamps Buch diese Quellen in reicher Fülle haben können, selbst wenn er etwas zirkulär argumentiert, dass nämlich „[d]er bemerkenswerteste Aspekt des Krisenjahres 1932“ sei, „dass es von den in diesem Zeitraum veröffentlichten Autoren klar als solches erkannt und benannt wird“ (61), ohne zu reflektieren, ob diese vorfindbare Selbstbeschreibung der Weisheit letzter Schluss oder nicht z. B. ein Symptom von Weitergehendem sein könnte – etwa in Richtung auf eine „Lebenseideologie“, für die Martin Lindner die ‚Krise‘ als pivotal aus-

gemacht hat. Und wie die Krisenautodiagnostik mit den von Helmut Lethen untersuchten „Verhaltenslehren der Kälte“ zusammenhängen könnte, erfährt man schon deshalb nicht, weil Lethens gleichnamiges Buch nicht genannt wird.

Gleichwohl kann die Arbeit für den an der Literatur der Weimarer Republik Interessierten viel bieten, wenngleich nicht ganz so viel Neues. Sie erscheint vielmehr als eine Art kritischer Remix von Arbeiten der bisherigen, vor allem auch älteren Forschung, denen Achternkamp „neue ‚Stimmen‘ zum bisher untersuchten Material“ hinzufügen will. (9) Vielleicht erklärt dies Verfahren auch, warum man undeklarierte wortwörtliche Übernahmen aus der älteren Forschung findet. (Ob es dem wissenschaftlichen Usus entspricht, z. B. ganze 14 Zeilen Zitat am Stück nicht zu kennzeichnen, lassen wir einstweilen dahingestellt.)

Jedenfalls wartet die Untersuchung mit vielen Texten auf, die bisher gar nicht oder nur punktuell oder gar, wie Ernst von Salomons *Die Stadt*, fehletikettiert erfasst wurden. Autoren wie Walter Bauer, Ulrich Becher, Josef Breitbach, Kasimir Edschmid, Walter Hollander, Heinrich Eduard Jacob, Gerhard Menzel, Robert Neumann, Leo Weismantel, Ernst Weiß, Ludwig Winder finden hier Beachtung im Kontext mit den ‚üblichen Verdächtigen‘, wie etwa Hans Fallada, Lion Feuchtwanger, Ernst Glaeser, Irmgard Keun, Erik Reger oder Gabriele Tergit, die hier allerdings Brigitte heißen muss.

Achternkamp liefert – nach einem obligaten Kapitel zu krisenhaften Männer- und Frauen-Bildern – einen veritablen Beitrag zur Großstadt-Forschung („Die Stadt ist krank“, S. 147ff) und greift einmal mehr den Jugend-Diskurs jenes Jahres ausführlich auf.

Auch wenn hier der spezifische Aspekt der ‚Tatsachenliteratur‘ als Symptom und Ausweg der Krise, als Wirklichkeits-, politische und „Buchkrise“ gleichermaßen, nicht diskutiert wird, wiewohl z. B. Heinrich Hauser und Erik Reger ausführlich zu Wort kommen, so bietet das Buch doch insgesamt vielfältige Facetten – Bekanntes in neuer Konstellation und Unbekanntes konstellierte mit dem Geläufigen.

Ärgerlich – und auf ihre Weise ein Krisensymptom – bleiben aber die schlechten wissenschaftlichen Manieren. (Esch)

Hania Siebenpfeiffer: Böse Lust. Gewaltverbrechen in Diskursen der Weimarer Republik, Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2005. 409 Seiten. 44,90 Euro.

Zu allen Zeiten gab und gibt es Kriminelle, die in den Mythen- und Sagenschatz eingingen. Einer von ihnen war Fritz Haarmann aus Hannover, ein über zwanzigfacher Lustmörder junger Knaben, der in den zwanziger Jahren als furchtbarster Mörder des 20. Jahrhunderts galt – bis schlimmere Massenmörder seinen Ruhm etwas verblassen ließen. Aber noch in den sechziger Jahren sangen die Kinder auf deutschen Hinterhöfen rechts und links der Elbe: „Warte, warte nur ein Weilchen, dann kommt Haarmann auch zu dir, mit dem kleinen Hackebeitchen und macht Hackfleisch auch aus dir.“ Der Film *Der Totmacher* brachte Mitte der neunziger Jahre die Verbrechen Haarmanns und die Reaktion der Justiz auf den Delinquenten wieder in die Erinnerung zurück. Auch Hania Siebenpfeiffer widmet im Abschnitt *Der Lustmord* ihrer Studie *Böse Lust über Gewaltverbrechen in den Diskursen der Weimarer Republik* Fritz Haarmann ein ganzes Kapitel.

Die Autorin verschränkt die kriminologischen und literarischen Diskurse der Zeit miteinander. Kriminalität und Kunst gingen in den zwanziger Jahren ein produktives Verhältnis ein, man denke nur an die Bilder von George Grosz und Otto Dix. Auch in der neusachlichen Literatur der Weimarer Republik war die Kriminalität ein herausragendes Sujet. Zwar hatten sich die im Stil des Pitaval verfassten Kriminalerzählungen auch schon vorher großer Beliebtheit erfreut, in den zwanziger Jahre aber differenzierte sich das Genre. So brach die von Rudolf Leonhard herausgegebene Buchreihe *Außenseiter der Gesellschaft. Die Verbrechen der Gegenwart* „mit den Erzählmustern der Pitavaltradition deutlich“. [79] Die 14 Bücher der Reihe reichten von stilistisch Konventionellem bis hin zu den neuen Erzähltechniken des Montage- und Reportageromans bei Egon Erwin Kisch und Alfred Döblin. Letzterem widmet Siebenpfeiffer besondere Aufmerksamkeit, denn mit *Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord* hatte sich Döblin einem Thema zugewandt, dem Siebenpfeiffers besonderes Augenmerk gilt – dem Giftmord, als stereotyp der Frau zugeschriebene Tötungsart.

Geht Siebenpfeiffer im ersten Teil vor allem den kriminalbiologischen bzw. -soziologischen Diskursen über Verbrechen von Frauen und Männern nach, so

untersucht sie im zweiten, weitaus ausführlicheren Teil das Wechselverhältnis zwischen juristischen bzw. kriminologischen Auseinandersetzungen und der literarischen Verarbeitung in Erzählungen, Gerichtsreportagen, Lyrik, frühen Formen der Dokumentarliteratur und deren Gegenteilendenzen. Ausführlich untersucht sie anhand dreier Verbrechenformen – Giftmord, Kindstötung und Lustmord – deren geschlechtliche Codierung. „Während Giftmord und Kindstötung als dezidiert weibliche Tötungsformen klassifiziert waren, stellte der Lustmord das männliche Gewaltverbrechen par excellence dar.“ [251] Der männliche Täter verletzte mit dem Lustmord nur die Rechtsnorm, während die Mörderin zusätzlich gegen die Norm ihrer angeblich friedlichen Sexualnatur verstieß.

Siebenpfeiffer interessieren in ihrer Arbeit weniger die gesellschaftlichen und politischen Dimensionen der Kriminalfälle dieser Jahre als die geschlechtsspezifische Wahrnehmung. Verdienst der Studie ist vor allem die Zusammenführung der verschiedenen kriminologischen und literarischen Diskurse bei gleichzeitiger differenzierender Auffächerung.

Bei der Veröffentlichung handelt es sich aber eher um ein literaturwissenschaftliches Fachbuch als um ein Sachbuch. Denn die beeindruckende Fülle der recherchierten Fakten – der Apparat ist fast so lang wie der Hauptteil – fügt sich nicht durchgängig zu einem auch für literaturwissenschaftliche Laien gut lesbaren Text. (ag)

4.2 Non Fiktion 2/2006 | DokuFiktion: Kurzrezensionen

Johannes Angermüller, Katharina Bunzmann, Christina Rauch (Hrsg.): Reale Fiktionen, fiktive Realitäten. Medien, Diskurse, Texte. Hamburg: LIT 2000. Diskursive Produktionen. Text – Kultur – Gesellschaft. 161 Seiten. 20,90 Euro.

Die Herausgeber bestimmen ihren eigenen Zugang zur fragilen „Unterscheidung zwischen Realität und Fiktion“ als „postmodern“: Die „nostalgische Erwartung eines unvermittelten Zugangs zu einer „transzendentalen“ „Realität““ sei zu verabschieden, ohne aber einer „positivistischen Oberflächenrealität [...]

epistemologische Sonderprivilegien“ zuzusprechen. Als Bezugsgrößen einer solchen theoretischen Ausrichtung werden genannt: Derrida, Foucault, Baudrillard – und Niklas Luhmann. [2ff.] Damit grenzen sie sich ab von der „Kulturkritik“ Adornos, die einer „modernistische[n]“ „Zwei-Reiche-Lehre“ folge, „wonach das Heilige und das Profane, Hoch- und Massenkultur, Kritik und Affirmation, die realen Verhältnisse und der ideologische Schein zwei konträre [...] Sphären“ darstellen.

Ähnlich weit wie das Theoriedesign sind denn auch die Themen der einzelnen Beiträge: Sie reichen von William Gibson (Jens Schröter: „Der König ist tot, es lebe der König“) bis Martin Walser (Kathrin Schödel: „Erinnerung und Fiktion“), von einer eigenwilligen Lektüre Emmanuel Lévinas' (Joachim Scheidermair: „Weltbilder als Bilderwelt“) bis zur linguistischen Dekonstruktion der Derrida-Mode in den humanities (Johannes Angermüller: „Akademische Diskurse“).

Unter diesen als Fallstudie mit Bodenhaftung herausheben lässt sich der Aufsatz von Laurenz Volkmann über „Madonna und postmoderne Identitätskonstruktionen“. Darin gelingt über eine Beschreibung der wechselnden Inszenierungsstrategien der Pop-Ikone der Nachweis, dass auch die Ende der neunziger Jahre zu beobachtende Phase „Madonna III“, die mit dem Album *Ray of Light* „Ernsthaftigkeit und Echtheit“ ausstrahlen sollte, sich bruchlos in die vorherigen spielerisch-ironischen und teilweise schockierenden Zitat-Montagen und Collagen fügt: „Ironie, Hedonismus und Selbstbespiegelung lassen sich in der Aufhebung der jetzigen Dialektik vielleicht zukünftig in der Synthese mit Sinnsuche und Idealismus fugenlos verbinden.“ Im Gegensatz zu anderen hier versammelten Beiträgen kommt Volkmann damit der explizierten Fragestellung des Bandes, „wie Texte Realität evozieren“ – sehr nahe: Realität ist nur als absichtsvoll lanciertes Produkt der Warenwelt ganz echt. (do)

Katja Bär, Kais Berkes, Stefanie Eichler, Aidas Hartmann, Sabine Klaeger, Oliver Stolz (Hrsg.): Text und Wahrheit. Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang 2004. 332 Seiten. 49,80 Euro

Mit der Anzahl seiner Herausgeber erreicht der Band nahezu das Niveau von dem, was in der Medizin und einigen Naturwissenschaften üblich ist. Das ist auch gut so. Nicht, weil es die kulturwissenschaftliche Ebenbürtigkeit erweist, sondern die Last der Verantwortung dafür verteilt, dass hier thematisch derart disparate Beiträge versammelt sind. Am ehesten noch findet man einen roten Faden, wenn man die Texte unter die Frage nach dem Verhältnis von Fiktionen zum Faktischen stellt, wie denn auch der Titel der Tagung von 2002, aus dem der Band hervorgegangen ist, es getan hat. Freilich ist auch da das Spektrum noch strapaziös diversifiziert. Es reicht von den Fragen, die – nun selbst schon wieder historisch – Hayden White an die Geschichtsschreibung herangetragen hat (und der ein plausibler Aufsatz des Rechtshistorikers Harald R. Derschka gewidmet ist) über Fragen der Abbildlichkeit in virtuellen Modellen der Frühgeschichte, künstlerischen (Kriegs-)Fotografien, Rundfunkbeiträgen zur Wiederbewaffnungsdebatte, historische Fiktionalitätsdebatte (G. Heidegger), Ironiekonzeptionen („kontrafaktische Ist-Soll-Kongruenz“), Stereotypenbildung („der Jude“) und zeitgenössische Fälschungen (B. Wilkomirski) bis hin zur Reflexion über das Verhältnis biografischer Fakten zur Fiktion bei Robert Walser, zur Dekonstruktion des Fußballweltmeisters von 1954 bei F. C. Delius und zur durchschlagenden Erkenntnis, dass die fiktive Natur der Kunst bei Kafka nicht in historischer Wirklichkeit aufgeht!

Neben dem Beitrag von Derschka ist – trotz einiger ärgerlicher Verschreiber – empfehlenswert: Marian Füssel über Michel de Certeau, der aus der Certeau'schen Trias von Orten, Praktiken und Texten die Kategorie der Praktiken besonders hervorhebt, um von hier aus die Notwendigkeit eines reflexiven Umgangs mit den eigenen historiographischen Praktiken zu untermauern. (esch)

Bernhard von Becker: Fiktion und Wirklichkeit im Roman. Der Schlüsselprozess um das Buch „Esra“. Ein Essay. Königshausen & Neuman. Würzburg 2006. 106 Seiten, brosch. 16,80 Euro.

Einen „Essay“ nennt Bernard von Becker seine gut hundertseitige Einlassung auf die Gemengelage, die rund um die Veröffentlichung von Maxim Billers Roman *Esra* entstanden ist. Stand der Dinge: Nach einer Entscheidung des Bundesgerichtshof im Juni 2005 bleibt Billers Buch verboten, weil „durch die zahlreichen intimen Details [...] Billers Ex-Freundin und ihre Mutter in den Romanfiguren ‚Esra‘ und ‚Lale‘ erkennbar“ seien. Für von Becker ist diese Entscheidung das Ergebnis eines „Schlüsselprozesses“, durch den die Freiheit der Kunst auf eine heikle Weise eingeschränkt worden ist. Um die Begründung dieser Einschränkung nachzuvollziehen (und sie in Frage zu stellen), breitet der Autor das verfügbare Material vor sich aus: die so genannten Schlüsselstellen des Romans, die Rezensionen aus dem Feuilleton, die Begründungen der Klägerinnen, schließlich die Urteilsbegründungen im Fall „*Esra*“, die im Zusammenhang mit ähnlich gelagerten Fällen aus der bundesrepublikanischen Rechtsgeschichte gelesen und interpretiert werden.

Von Becker tut das mit einer Ruhe, die seinem Beruf geschuldet ist. Er ist weder Literaturkritiker noch Literaturwissenschaftler, sondern Rechtsanwalt und Justitiar beim Ch. Beck-Verlag. Als solcher ist er der vielleicht wichtigste Leser, der sich noch genauer als der Lektor oder Verleger auf den Bedeutungsgehalt eines Textes einlassen muss. Seine Fehllektüren können enorme Folgen haben.

Wie absichernde Lektüren funktionieren, führt von Becker den Literaturkritikern und -wissenschaftlern exemplarisch am Fall „*Esra*“ vor. Er polemisiert nicht und attackiert nicht. Er legt aus. Er unterscheidet auf juristischer Ebene – mit Rückgriff auf die Fragen nach der Eigengesetzlichkeit des Kunstwerks – zwischen den Kategorien Erkennbarkeit, Ähnlichkeit und Identität. „Bei dem maßgeblichen Personenkreis soll nach Auffassung des Bundesgerichtshofs in der *Esra*-Entscheidung eine rechtlich relevante Erkennbarkeit eintreten, wenn eine gewisse Intensität an Übereinstimmungen zwischen Vorbild und Abbild erreicht ist. Hier zeigt sich, dass es im Grunde nicht um Erkennbarkeit, sondern um Ähnlichkeit geht.“ [69] Ähnlichkeiten zwischen realen und imaginierten Welten aber, so von Becker, lassen sich nicht „durch Befragung eines mehr

oder weniger willkürlichen Personenkreises nach Erkennenserlebnissen“ ermitteln. Grundlage muss vielmehr ein „hermeneutischer[r], um Verständnis bemühte[r] objektive[r] Zugang“ zum Werk sein. [Ebd.]

Mit dieser Drehung versucht von Becker die bisherigen Entscheidungen zum Roman auszuhebeln. Halten die sich bislang an die Aussagen von Billers ehemaliger Lebensgefährtin und ihrer Mutter, um von dort aus ein Wiedererkennungspotential in der breiten Öffentlichkeit zu behaupten, so blickt von Becker auf das Werk zurück. Weil er das tut, erkennt er in allen urteilswichtigen Aspekten die Eigenheit und Selbstständigkeit des Kunstwerks: Handelt der Roman doch grundlegend über die Schwierigkeiten, überhaupt etwas über Liebesbeziehungen zu schreiben, die man wegen ihrer Eigenlogik und Eigendynamik nicht wirklich im Griff hat.

Mit der sehr genauen Erläuterung all dieser Aspekte legt von Becker eine Expertise vor, weit über einen Essay hinaus, auch wenn er es am Ende vermeidet, eine „zusammenfassende Bewertung“ aller Kriterien „im Sinne sozusagen eines alternativen Gerichtsurteils“ zu unternehmen. [99] Die Genauigkeit der juristischen wie literaturwissenschaftlichen Argumentation im Hinblick auf den Gegenstand wie seinen gesellschaftlichen, ästhetischen und juristischen Kontext wird sich zukünftig an der hier vorgestellten Vorgehensweise zumindest versuchsweise messen lassen müssen. (stp)

Hadassa Ben-Itto: „Die Protokolle der Weisen von Zion“ – Anatomie einer Fälschung. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 2001. 440 Seiten. 10,00 Euro.

Vor mehr als 100 Jahren tauchten im zaristischen Russland erstmals die Protokolle der Weisen von Zion auf, jenes vorgeblich authentische Beweisdokument für die Existenz einer „jüdischen Weltverschwörung“, das in Wirklichkeit eine zusammengestümperte Kompilation mehrerer fiktionaler Texte war. Obwohl das krude Pamphlet bereits 1921 als Fälschung und Plagiat entlarvt wurde, hat man die Protokolle „unseligerweise als eine wahre Geschichte genommen“ (Eco). Nicht nur Hitler und Alfred Rosenberg haben sich auf das Falsifikat berufen, auch Henry Ford zählt zu seinen Multiplikatoren. Heute gehören notorische Antisemiten wie Horst Mahler oder die palästinensische Hamas zu den

Anhängern des Traktats. „Die Lüge stirbt nicht aus“, betitelte die israelische Juristin Hadassa Ben-Itto das Schlusskapitel ihrer mit viel Verve geschriebenen Auseinandersetzung mit den Protokollen. Den Schwerpunkt ihres Buches bildet ein Prozess, der Anfang der 1930er gegen einige Verbreiter der Protokolle in Bern stattfand und damit endete, dass die Schrift auch juristisch als „Schundliteratur“ gebrandmarkt wurde. Anhand der Geschichte dieses Prozesses zeichnet Ben-Itto in einem zweiten Strang die bis zur Jahrhundertwende zurückreichende Entstehungsgeschichte der Fälschung nach. Sie präsentiert einen bunten Strauß von Klatschgeschichten um russische Geheimdienstler, durchtriebene Prinzessinnen und religiöse Fanatiker im Dunstkreis der seinerzeit scheinchwangeren Zarin Alexandra. Ben-Itto hat die Geschichte der Protokolle, wie sie bekundet, „für Leser aufbereitet, die wissen wollen, was wirklich geschehen ist, ohne daß sie komplizierte wissenschaftliche Literatur lesen und sich durch Fußnoten kämpfen müssen.“ Mehr noch: „Um das Buch lesbarer zu machen und so viele Menschen wie möglich zu erreichen, habe ich einige im Detail nicht belegte Beschreibungen und Gespräche ebenso wie Wahrnehmungen und Gedanken der Personen eingefügt.“ [10] Allein, die eingefügten „Wahrnehmungen und Gedanken“ rutschen in diesem „Tatsachenbericht“ oft in trivialromanhafte Zonen. Ob dies eine Schwäche des Buches ist oder der beabsichtigten massenkompatiblen Aufklärung über den wahren Charakter der Protokolle eher entgegenkommt, ist zumindest diskussionswürdig. (rr)

Peter Blume: Fiktion und Weltwissen. Der Beitrag nichtfiktionaler Konzepte zur Sinnkonstitution fiktionaler Erzählliteratur. Berlin: E. Schmidt 2004. 239 Seiten. 39,80 Euro.

„Die fiktiven Welten“, so Umberto Eco im Wald der Fiktionen, „sind Parasiten der wirklichen Welt.“ Peter Blume will nun genau wissen, was die fiktiven Welten mit den faktualen Elementen machen, wenn sie diese, die es in der wirklichen Welt gab und gibt, sich einverleiben. Er glaubt nämlich weder der konventionellen Auskunft autonomistischer Positionen, dass auch „verbürgte Gegenstände und Sachverhalte“, einmal inkorporiert, nicht mehr „als solche“, sondern nurmehr im fiktiven Text relevant seien, wie etwa Johannes Andereg. Schon gar nicht will er sich dem „Panfiktionalismus“ des ‚radikalen Konstruk-

tivismus' beugen, demzufolge ohnehin alles von uns nur erfunden werde. Mit der Einsicht Bernd W. Seilers (Die leidigen Tatsachen), dass angesichts eines weltinformierten Publikums es für den wahrscheinlichkeitsversessenen Autor gar nicht anders möglich sei, als in seinen Erfindungen nahe bei den Tatsachen zu bleiben, will Blume sich aber ebenso wenig begnügen wie mit der von ihm „kompositionalistisch“ genannten Feststellung seines akademischen Lehrer Dietrich Weber: „Fiktionale Literatur besteht in der Regel nicht nur aus Fiktion.“ Peter Blume will klare, d. h. schematisch ausdifferenzierte Verhältnisse. Dazu setzt er ein bei der kognitiven Semantik, basierend auf William Labov und George Lakoff, aus der er Schritt für Schritt sein Konzept entwickelt. Er umgeht dabei keine Schwierigkeit, diskutiert den fiktionalen Text nach drei Seiten hin abgrenzend, nämlich a) zur Lüge, b) zu nicht darstellend strukturierten Texten (vulgo: Lyrik) und c) zu nichtfiktionalen Texten mit fiktionalen Einschüben, um derart zu einer zitierenswerten Definition zu gelangen:

„Ein Text ist genau dann als fiktional einzustufen, wenn

1. der global mit ihm gegebene Darstellungszusammenhang (das Makroskript) an mindestens einer Stelle ein nicht in der Enzyklopädie [= Gesamtheit aller im Gedächtnis abgelegten Wissensrepräsentationen über die Welt - nach U. Eco] des Verfassers bereitliegendes, intentional neu geschaffenes Konzept enthält
2. und wenn Ziel der Darstellung dabei weder die Täuschung des Rezipienten noch das unmittelbare Erfassen eines Wirklichkeitsausschnitts ist.“
[78]

Nun kann es richtig losgehen, nämlich hin zu fünf Typenreihen nichtfiktionaler Konzepte:

1. spezifische – unspezifische
2. explizit – implizit aktivierte
3. hoch – niedrig konventionalisierte
4. global integrierte – lokal isolierte
5. motivierte – unmotivierte.

Woraus dann am einen Pol abzulesen ist, dass das nichtfiktionale Konzept relativ stark motiviert ist, am anderen seine relative Unmotiviertheit unterstellt werden kann.

Jetzt ist es an der Zeit, Typen der Erzählliteratur zu postulieren, die fortan für uns gelten sollen. Nämlich:

1. nichtfiktionale
2. realistisch-fiktionale
3. phantastisch-fiktionale (im weiteren Sinne)

a) kontrafaktisch-fiktionale

b) phantastisch fiktionale (im engeren Sinne)

Um die Tragfähigkeit für die Textinterpretation zu demonstrieren, folgen drei Fallbeispiele:

1. Uwe Johnsons *Jahrestage* – denen attestiert wird, dass die nichtfiktionalen Elemente von essentieller Bedeutung für deren literarisches Konzept sind.
2. Christoph Ransmayrs *Morbus Kitahara* – dessen Umgang mit nichtfiktionalen Elementen „von einer gewissen Ambiguität geprägt ist“.
3. Lewis Carrolls *Alice-Bücher*, in denen, man wird es ahnen, trotz ihres von der Realität so weit entfernten phantastisch-fiktionalen Charakters nichtfiktionale Elemente sich „als durchaus bedeutsam“ erweisen.

Bis wir uns – von den Interpretationsergebnissen bekehrt – in die neue Nomenklatur eingearbeitet haben, halten wir es allerdings noch ein wenig schlampig mit Gerard Genette, der den Fiktionsdiskurs in *Fiktion und Diktion* (1991) nonchalant zum Patchwork, zum „mehr oder weniger homogenisierte[n] Amalgam von heterokliten, zumeist der Realität entnommenen Elementen“ erklärt hat. (esch)

Nathalie Jacoby: Mögliche Leben. Zur formalen Integration von fiktiven und faktischen Elementen in der Literatur am Beispiel der zeitgenössischen fiktionalen Biographie. Bern: Peter Lang 2005. Europäische Hochschulschriften. Reihe I. Deutsche Sprache und Literatur 1851. 285 Seiten. 47,60 Euro.

Bereits die landläufige Biografik gilt als „hybrides Genre im Grenzbereich zwischen Historiographie und Literatur“ [15]. Wenn die von Nathalie Jacoby vorgelegte Dissertation nun „fiktionale Biographien“ zum Gegenstand nimmt, könnte es sich dabei einerseits um ein Subgenre handeln, neben etwa Nekrolog, psychologische Biographie und Heiligenvita, oder um einen Differenzbegriff, der nunmehr ex negativo auch die Bestimmung einer „faktualen Biografie“ möglich machen müsste. In der Tat wird der Begriff im letzteren Sinne verwendet, doch führt Jacoby mit dem Roman gleichzeitig eine weitere Gattung ein und macht die fiktionale Biografie damit zu einem ganz besonders hybriden Genre – nunmehr im Grenzbereich zwischen wissenschaftlicher (faktualer) Biografie und biografischem Roman. Eine Klärung dessen, was die faktuale Biografie ausmacht, bleibt zwar weitgehend aus, doch eröffnet diese Beschränkung die Möglichkeit, der Hybridisierung anhand eines Beispiels nachzugehen, in dem die Übergänge zwischen den einzelnen Formen besonders fließend sind.

Deutlich wird dabei, dass dem Phänomen (und das gilt implizit für alle Hybridformen) mit schlichten binären Oppositionen (Historiographie/Literatur; Wissenschaft/Kunst; Wirklichkeit/Fiktion) nicht beizukommen ist. Stattdessen operiert Jacoby deshalb mit der Triade „Literarizität – Narrativität – Fiktionalität“, mithin Eigenschaften, die „bei einem Großteil von Erzähltexten [...] unentwirrbar zusammengehören, sich gegenseitig bestimmen und bedingen“ [47], aber zu unterscheiden sind, sobald man sich den Rändern des Feldes nähert. Der Untersuchung von Literarizität und Narrativität als textinternen Kriterien, die sich auf die sprachliche Gestaltung oder die „Erzähltektonik“ beziehen, wird dabei leider sehr wenig Raum eingeräumt. Begründung: Bei der Abgrenzung von fiktionalen Biografien komme es letztlich auf die Fiktionalität eines möglicherweise trotzdem weder literarischen noch narrativen Textes an.

Dieses nicht eben originelle Zwischenergebnis wird mit großem Aufwand plausibilisiert: die literaturwissenschaftliche Biographieforschung, verschiedene Fiktionalitätstheorien und die Theorie möglicher Welten werden dafür mehr

oder weniger ausführlich diskutiert. Einige Erwägungen über den Status realer Personen im fiktionalen Kontext und die unvermeidliche Metafiktionalität fiktionaler Biografien schließen sich an. Beweisen müsste sich die Relevanz und Produktivität all dessen freilich in der Untersuchung konkreter Fälle. Doch bleiben die Einzelanalysen zu Texten von Julian Barnes, Peter Härtling und Dieter Kühn den Nachweis schuldig, dass es der theoretischen Herleitung zwingend bedurfte. Vielmehr erweist sich, dass fiktionale Biografien zur Biografik nur insofern gehören, als sie sich ironisch und gebrochen auf die unvermeidliche Konstruktivität jeder Biografie als Text beziehen. Implizit oder explizit wird die Unmöglichkeit der (faktualen) Biografie thematisiert und eine nicht-faktuale, uchronische Biografie an ihrer Statt favorisiert, die ihre Gemachtheit offen ausstellt und damit „neue Formen der Darstellung fremder Individualität“ [247] erschließt. Die fiktionale Biografie ist deshalb in jeder Hinsicht zur avancierten Literatur zu rechnen. Das ist zweifellos ein Ergebnis, nur gibt es kaum Auskunft darüber, welche Funktion „fiktive und faktische Elemente in der Literatur“ haben, wie der Titel versprach. (do)

Brigitte Kaute: Die Ordnung der Fiktion. Eine Diskursanalytik der Literatur und exemplarische Studien. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 2006. 189 Seiten. 29,90 Euro.

Brigitte Kaute reformuliert Foucaults Diskursanalyse als „Diskursanalytik der Literatur“, die ihren Gegenstand gleichzeitig als historischen und als semiotischen aufzufassen in der Lage sei. Kaute schlägt damit eine Lösung des bekannten Dilemmas vor: Entweder verzweigen sich Forschungsansätze im „intertextuellen Bedeutungsnetz“ und verlieren damit den Blick für die „besondere Sprachform“ oder es geht die Geschichtlichkeit auf Kosten der „universalen Eigengesetzlichkeit der Signifikanten“ verloren [44]. Ausgehend von Foucaults Begriff der episteme entwickelt Kaute einen Fiktionsbegriff, der „Diskontinuität zwischen dem literarischen Diskurs und den wahrheitsfähigen Diskursen impliziert“, als Variable der textuellen Figuration [83]. Die Fiktion ist ein „figurierendes Sprechen“, das selbst Anordnungen der Dinge erzeugt und nicht – wie das „sagende wahrheitsfähige Sprechen“ – Theorien über das Erzeugte er-

stellt. Der „diskursanalytischen Inbezugsetzung“ voran geht eine strukturalistische Textanalyse zur Beschreibung der literarischen Figuration.

Um die „systematische Gestalt“ der „fiktionalen Diskurse“ aufzuzeigen, führt sie einen historischen Vergleich anhand von Gryphius' Gedicht *Menschliches Elende*, Kafkas *Das Schweigen der Sirenen* und dem Roman *Leibhaftig* von Christa Wolf vor. Sie ermittelt plausibel, dass Texte, in denen sich epistemische Regelmäßigkeiten markieren, als Sprachkonstruktion, also Dichtung wahrgenommen werden, deren „Leistungskraft [...] gegenüber den wahrheitsfähigen Formationen“ [182] epochal verschieden ist. Deutlich wird jedoch, dass Literatur kommunizieren kann, was die wahrheitsfähigen Diskurse nicht vermögen und was doch die Bedingung ihrer Möglichkeit ist: dass Dinge nur in Relationen innerhalb „eines historisch begrenzten Diskursgefüges“ [183] existieren können. (cj)

Ruth Klüger: Gelesene Wirklichkeit. Fakten und Fiktionen in der Literatur. Wallstein Verlag, Göttingen 2006. 219 Seiten. 22 Euro.

Die Germanistin Ruth Klüger führt mit ihrer Sammlung von Vorträgen und Essays vor, dass die Grenzverläufe zwischen Fakt und Fiktion nicht nur von jenen Erfahrungen verschoben werden, die man mit neuen Medien macht, sondern auch durch Erfahrungen mit der Wirklichkeit. In ihrer preisgekrönten Autobiografie *Weiter leben hat die 1931 geborene Autorin von ihrer Deportation nach Auschwitz und ihrem Überlebenskampf – also von einem Einbruch der Wirklichkeit erzählt, von dem der heute 76-Jährigen auch ein ethisches Programm für die Ästhetik geblieben ist: „Denn mich hatte der Strudel der Geschichte als Kind ganz nach unten gesaugt, um mich wunderlicherweise und entgegen aller Wahrscheinlichkeit am Ende des Krieges wieder ausgespieden.“* [217] Da sie später ihren Lebensunterhalt mit der Vermittlung von Fiktionen verdiente, war es für sie klar, „dass sich die Frage stellte, was unsere Wirklichkeiten mit Fiktionen zu tun haben“. [Ebd.]

Claude Lanzmanns Dokumentarfilm *Shoa* von 1985 ist für Klüger das aktuellste Beispiel einer Narrativierung, die nichts von den Fakten preisgibt. Jenseits davon, inmitten der Gegenwartskultur, „überflutet von Fiktionen“, „wo wir

zwischen den beiden nicht mehr recht unterscheiden können und die Fakten mit den Fiktionen verwechseln“ [86], bleibt für Klüger nicht viel zu beobachten. Vielmehr droht ein „aufs rein Textliche“ festgelegter „Dekonstruktivismus, den ein belgischer Kritiker, der selbst einiges zu verschleiern hatte, mit großem Erfolg an amerikanischen Universitäten einführte“ [83], wie sie unnötig kryptisierend auf Paul de Man anspielt.

Im Mittelpunkt ihrer jedem Avantgardismus gegenüber reservierten Betrachtungen steht die literarische Bearbeitung historischer Fakten, vor allem im historischen Roman. In den Essays und Vorträgen reihen sich die Erwähnungen und Hinweise auf einzelne Werke à la: „Auch Kleists große historische Novelle Michael Kohlhaas stellt den Krieg unverbrämt dar...“ [164]; „Eine ganz andere Sorte von historischem Roman ist Joseph Roths Radetzky marsch von 1932...“ [165]. Klüger orientiert sich dabei nicht an der Frage nach der technischen Verbindung von Fakt und Fiktion, es geht ihr viel eher um Fragen der Kanonisierung: geheimes Movens ist die Rettung der richtigen Kultur. Gesucht wird nach den Texten, die Geschichte im höheren Sinn bewahren können und verfügbar halten. „Fiktionen können die Wirklichkeit nicht umstülpen, die bleibt uns erhalten“, lautet das Fazit des Bandes, das sich auf Hölderlin beruft, „aber die Dichtung fügt hinzu, was den Fakten fehlt, den ‚Reim‘ auf Grenzen. Ihr eigentlicher Zweck ist Ergänzung der Wirklichkeit, so dass trotz aller Zweifel eine Ahnung von Wahrheit entsteht.“ [219] Gegenwärtige Probleme der Verbindung von Fakt und Fiktion lassen sich freilich damit nicht beobachten. Aber beobachten lässt sich, dass, wie Klüger feststellt, sich „unsere Einstellung nicht nur zu den Fakten, sondern auch dazu, was sich mit ihnen anfangen lässt [...] mit unseren eigenen (kollektiven wie persönlichen) Lebensumständen“ ändert. [83] (stp)

Petra Morsbach: Warum Fräulein Laura freundlich war. Über die Wahrheit des Erzählens. München und Zürich: Piper 2006. 192 Seiten. 14,00 Euro.

Petra Morsbach tut etwas unanständiges, insofern Anstand das ist, was den verbreiteten Sitten entspricht. Denn die Romanautorin meint, dass man aus der Lektüre Erkenntnisse gewinnen könne, eine Wahrheit gar, und zwar nicht jene

höhere oder andere Wahrheit, die auch in literaturwissenschaftlichen Sonntagsreden gern erwähnt wird, ohne dass dem freilich eine Montagspraxis folgen würde. Nein, Petra Morsbach meint tatsächliche Erkenntnisse und echte Wahrheiten, die spezifisch sind und sich auch aussprechen lassen, und sie meint überdies, dass es dazu nur auf eine genaue Lektüre ankomme.

Was für Wahrheiten und Erkenntnisse sind das? Nun, und das ist noch unanständiger, im Wesentlichen Wahrheiten über die jeweiligen Autoren. Morsbach meint, dass Erzählungen (gleichgültig ob literarische oder alltägliche), die Wahrheit eines Lebens auch gegen den Willen des Autors und auch dann transportieren, wenn es sich gar nicht um einen explizit autobiografischen Text handelt. Sie achtet dabei auf die Fehlleistungen des Autors, auf signifikante Verschiebungen im Text, auf überflüssige Erklärungen, Inkonsistenzen, auf Ungereimtheiten und offensichtlich Verborgenes und Verborgenes. Dabei, meint Morsbach, ist der Leser aber kein Schnüffler, der die Fiktionalität des Textes ignorierend dem Autor Versagen aller Art nachzuweisen sucht. Vielmehr verhilft der Leser dem Text dadurch zu einer Wahrheit, die der Autor selbst nicht erreichen konnte, weil ihn Widerstände daran hinderten: „Der Mensch kann verdrängen, er kann lügen – beides tut er oft –, aber er wird dadurch seine Probleme nicht los. Anscheinend gibt es etwas in ihm, das nach Objektivität strebt und die tiefere Klärung der Situation verlangt“ – und dieses Etwas ebenso wie die Möglichkeit zur Klärung sind im Text selbst angelegt.

Morsbach legt mit diesem Programm erregende Lektüren von Alfred Anderschs *Der Vater eines Mörders*, Marcel Reich-Ranickis *Mein Leben* und Günter Grass *Die Blechtrommel* vor. Von Günter Grass *Geständnis*, der Waffen-SS gedient zu haben, konnte die Autorin noch nichts wissen, und deshalb wirkt ihre Lektüre der *Blechtrommel* und ihre Interpretation des bis 1945 dreijährigen, also stets nicht verantwortlichen Oskar Matzerath, so gespenstisch: Sie erkennt darin bereits eine hypertrophe Kompensation eigener Schuld, kein schamvolles Eingeständnis, sondern die nachträgliche Überhebung darüber. Doch ist die die Interpretation der *Blechtrommel* ebenso wie die Lektüre Anderschs und Reich-Ranickis plausibel auch ohne den späten Beleg. Und das ist der eigentliche Affront des Buchs: Genaue und mutige, weder durch moralische, wissenschaftliche oder marktstrategische Scheuklappen begrenzte Lektüre

kann und wird eine Wahrheit in der Fiktion lesen, die mit den Anständigkeiten nichts zu tun hat, an die wir uns im Umgang mit vermeintlich autonomer Literatur gewöhnt haben. (do)

Philipp Alexander Ostrowicz: Die Poetik des Möglichen. Das Verhältnis von „historischer Realität“ und „literarischer Wirklichkeit“ in Marcel Beyers Roman „Flughunde“. Stuttgart: ibidem 2005. 136 Seiten. 24,90 Euro.

Die schlanke Studie will nicht nur die historischen Bezüge in Marcel Beyers *Flughunde* (1995) untersuchen, sondern sich explizit dem Verhältnis von „historischer Realität“ (Geschichte) und „literarischer Wirklichkeit“ (Fiktion)“ widmen, auch im Hinblick auf „Beyers poetische Verfahrensweise“ [9]. Ostrowicz geht von einem an Lyotard und Hayden White orientierten Verständnis von Geschichte und Fiktion aus, das er jedoch pragmatisch abfedert. Gegen die vermeintliche Ununterscheidbarkeit von Literatur und Historiographie, bringt er das „Vetorecht der Quellen“ (Reinhard Kosselleck) in Anschlag, die zwar ebenfalls Texte seien, wenn auch mit erkennbar faktennäherem Status als die literarische Fiktion. Die ‚fließenden Grenzen‘ dazwischen gelte es zu erkunden, um die Funktion zu bestimmen, die die historische Realität in Beyers Roman, und dieser damit in einem „historischen Diskurs“ habe.

In einem als „close reading“ bezeichneten Verfahren, das indes eher eine symptomale Lektüre zu sein scheint, widmet sich Ostrowicz der Erzählperspektive des Romans und macht dabei im Besonderen auf die absichtsvollen Inkonsistenzen in der Stimmführung aufmerksam, die auf die Ambivalenz zwischen „Wahrheit und Möglichkeit, das Changieren zwischen Objektivität und Subjektivität“ verweisen. Von hier aus müsste das „Stimmbegehren“ Karnauss, des einen Protagonisten in Beyers Roman, reflektiert werden, das in der vorliegenden Studie indes in einem separaten Kapitel abgehandelt wird. Ebenfalls separat werden die im Roman nachweisbaren, bzw. anzitierten historischen Kontexte vorgeführt und an den Quellen überprüft. Dabei wird zu Recht auf den sowohl kreativen als auch präzisen Umgang mit diesen Quellen, den sozusagen fiktionalen Dokumentarismus Beyers aufmerksam gemacht.

Bei vielen richtigen und überzeugenden Deutungen im Detail bleibt auf diese Weise die Integration in einer Gesamtinterpretation jedoch aus. Die Quintessenz dessen ist zwar zweifellos richtig, aber auch wenig originell, eher schlicht addiert denn argumentativ entwickelt: „Literarische Wirklichkeit wird zur Möglichkeit einer historischen Realität. [...] Literatur kann so die Auffassung von Geschichte mitprägen.“ Und zwar besonders insofern, als sie „die eigene[n] Fragwürdigkeiten inhaltlich und poetologisch thematisieren und auch die historische Abbildung kritisch hinterfragen kann“. [105f.] (do)

Anne-Kathrin Reulecke (Hrsg.): Fälschungen. Zu Autorschaft und Beweis in Wissenschaften und Künsten. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006. suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1781. 425 S. 15,00 Euro.

Die geschichtlichen und theoretischen Dimensionen von Fälschungen in der Wissenschaft und den Künsten lotet der umfangreiche und vielfältige Sammelband aus, der auf ein Symposium im Herbst 2003 zurückgeht. „Im Zentrum des Interesses steht weniger die postmoderne Aufhebung des Fälschungsbegriffs in einer allgemeinen Theorie der Reproduzierbarkeit im Zeichen von Simulakren, Kopien und Klonen. Vielmehr geht es – um es in einem Paradox zu formulieren – um ‘echte’ Fälschungen, für die die Geschichte von Produktions- und Reproduktionsverfahren eine der Voraussetzungen bildet, neben den philosophischen, juristischen und experimentellen Bestimmungen dessen, was keine Fälschung darstellt“ [32], heißt es in der kundigen Einleitung der Herausgeberin. Von einem solchermaßen „post-postmodernen“ Fälschungsbegriff ausgehend lassen sich Fälschungsfälle eben auch als handhabbare Indikatoren dessen lesen, was in verschiedenen (Wissens-)Kulturen als wahr gilt. Ja, oft werden die je spezifischen Wahrheitsbedingungen verschiedener Diskurse nur an solchen Fällen erkennbar.

Umfassend ist der Gegenstandsbereich des Bandes, wenn auch mit einem deutlichen Schwerpunkt auf den Geisteswissenschaften und ihren Gegenständen: naturwissenschaftliche Fälschungen, wie bspw. den Fall des Biologen Paul Kammerer, den Artur Köstler als „Krötenküßer“ verewigte, kommen nur am Rande vor, Produktpiraterie und politische Fälschungen wie die Protokolle der

Weisen von Zion oder die Konstantinische Schenkung so gut wie gar nicht. Zentral sind Überlegungen zu Kunst und Religion, zum historischen Status von Fälschungen und zur Ubiquität der Fälschung in der Kultur der Gegenwart: von der Verschriftlichung wissenschaftlicher Ergebnisse und deren Emplotment, von bildgebenden Verfahren, die letztlich „datengestützte Erfindungen“ sind, über die Bibelkritik und ihren Rekurs auf die „Echtheit der Schrift“, bis zu den vielfältigen Aneignungsverfahren in der Videokunst der Moderne.

Unter der Überschrift Gefälschte Autorschaft widmen sich mehrere Aufsätze der schönen Literatur, denn das 'Paradigma der Autorschaft' sei das „Gelenkstück zwischen Fälschung und Plagiat“. Das Plagiat, als literarästhetischer und juristischer Begriff mit Genieästhetik und Urheberrecht im 18. Jahrhundert entwickelt, ist in seiner schillernden Doppelbedeutung ein zentraler Begriff, der Reflexion auf Literatur als Kunst: Denn einerseits ist das Plagiat als Aneignung und Verarbeitung fremder Gedanken und überlieferter Traditionen erwünscht und unvermeidbar, andererseits ist der Plagiatsvorwurf ein ästhetisches Todesurteil. Die Grenzbestimmung dessen, was und vom wem und auf welche Art angeeignet werden kann oder soll, wird damit zum Maßstab für Literatur überhaupt. Die Instanz, die diese Fragen regelt, ist die im neunzehnten Jahrhundert sich etablierende Philologie.

Im abschließenden Beitrag des Bandes widmet sich Norbert Bolz dem „Kult des Authentischen im Zeitalter der Fälschung“. Sein Fazit, dass „Authentizität [...] der Begriff für den spezifisch antimodernen Affekt“ sei und „heute der eigentliche Betrug im Versprechen der Echtheit“ liege [416], das mit dem Rekurs auf Authentizität gegeben werde, mutet mittlerweile selbst etwas naiv an – geht es doch schon längst nicht mehr um die Frage, ob auch das Authentische „gefälscht“, also produziert sei, sondern nur noch wie solche Produktionen überzeugend gelingen können. (do)